





Geschichte

des

deutschen Nationalgefühles.



Geschichte

des

deutschen Nationalgefühles.

Eine historisch-psychologische Darstellung

von

Franz Guntram Schultheiß.

Erster Band.

München und Leipzig 1893.
G. Franzscher Verlag
Jos. Roth, Kgl. u. Herzogl. Bayr. Hofbuchhändler.

Von der Urzeit

bis zum

Interregnum.

Vorwort.

Der Gegenstand dieses Buches ist bisher noch niemals in seinem Zusammenhange ergriffen und behandelt worden; so mancherlei Anläufe und Überblicke vorhanden sind, so vielfach er in jeder Darstellung der deutschen Geschichte gestreift werden muß. Auch die älteren und neueren Schriften über die sogen. Einheitsbestrebungen setzen sich engere Grenzen, und so besteht heute noch wie bei dem Beginn unserer Vorarbeiten und Vorbereitungen eine Lücke in der historischen Literatur, wenn sie auch dem Historiker von Beruf nicht so fühlbar sein kann, als dem Geschichtsfreund, dem Zeit und Gelegenheit zu breiten Quellenstudien mangelt. Wenn aber Herbert Spencer Recht hat mit seinem Ausspruch, eine Nationalität werde nur durch das Gefühl ermöglicht, das die Einzelnen für das Ganze hegen, das sie bilden, so wird auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus der Versuch einer Geschichte des deutschen Nationalgefühls für zulässig erachtet werden.

Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, das erwies sich freilich erst im Laufe der Zeit und der Arbeit, sonst hätten sie wohl abschrecken müssen. Denn während die früheste Fassung des I. und II. Kapitels im vorliegenden Bande schon 1885 in Cottas Zeitschrift für Geschichte veröffentlicht werden konnte, rückte die weitere Ausgestaltung nur sehr langsam vor, da ja der einzelnen Thatsache immer erst im Zusammenhang der gesamten Entwicklung ihr Gewicht und ihr Anspruch auf Behandlung zugemessen werden konnte. Unter dem Druck widriger Berufsverhältnisse wurde es immer schwieriger, die Stimmung ruhiger Betrachtung und Erwägung zu behaupten. So lag erst zu Anfang des Jahres 1890 ein geschlossenes Manuskript des I. Bandes vor. Ein schweres und langwieriges Leiden verzögerte die unerläßliche letzte Durchsicht; jetzt ist es hoffentlich gelungen, bei völliger Zurückgezogenheit die Spuren ungleicher Stimmung zu verwischen, und die noch anhaftenden Mängel werden entschuldbar sein. Wenigstens mögen die Kenner in den Anmerkungen das Zeugnis finden, daß es nicht am guten Willen gefehlt hat, den weitschichtigen Stoff nach Kräften zu bewältigen; der Zweck des Buches nötigte sie möglichst kurz zu halten, auf Nachweisungen und Rechtfertigungen zu beschränken.

Das Buch soll Darstellung bieten, nicht Forschung; es ist zum Lesen bestimmt, nicht zum Nachschlagen; es wendet sich an die weiteren Kreise der Gebildeten, soweit es ihnen um ein Verständnis unserer nationalen Entwicklung zu thun ist, das nun einmal nicht ohne Mühe zu erlangen ist. Deshalb kann es bei unserer Darstellung weder auf ein flüchtiges Kitzeln der blasierten Gedankenlosigkeit, noch auf die platte Gemeinverständlichkeit einer chronikartigen Geschichtserzählung abgesehen sein. Da es sich darum handelt, die treibenden Kräfte der geschichtlichen Entwicklung aufzuzeigen, muß die elementare Bekannt-

schaft mit dem Gerüst der Thatsachen vorausgesetzt werden, wie sie der Schulunterricht, das Lehrbuch oder die Tabelle, das Konversations-Lexikon an die Hand gibt.

Verfehlt aber wäre der Zweck des Buches, wenn es nicht auch unserer heranwachsenden Jugend, aus der die leitenden Schichten der Nation sich ergänzen, in die Hände gegeben werden könnte, um das trockene Brot der Namen und Jahreszahlen zu würzen, wenn es nicht für sie ein nationales Erbauungsbuch werden könnte, in das sie sich nach und nach hineinlesen mag, je mehr ihr Gesichtskreis von Haus und Gasse sich ausdehnt auf das Volk, zu dem sie stehen soll.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Die Fortführung des Buches bis mitten in die nationalen Aufgaben der Gegenwart lag von vorn herein dem Plan der Darstellung zu Grunde. Sie erfordert zwei weitere Bände, deren Bearbeitung wenigstens im Rohbau mit der des 1. Bandes gleichzeitig erfolgen mußte, um die Einheit und Richtigkeit der Grundauffassungen zu prüfen und zu wahren. Eine knappe Überſicht der leitenden Gedanken gewährt mein Vortrag: „Das deutsche Nationalbewußtsein in der Geschichte“ (Hamburg 1891; in der Sammlung von Holtzendorff-Wattenbach-Virchow. Nr. 129.) In den späteren Zeiten fließen die Quellen für die innere Geschichte des deutschen Volkstums weit ergiebiger; die Darstellung kann aus dem Vollen schöpfen; für manche Einzelheiten bieten sich auch treffliche Vorarbeiten. Mit Befriedigung widme ich der lohnenden Aufgabe einer sichtenden und verdichtenden Zusammenfassung der Ergebnisse eigner und fremder Studien meine Muße. Abschluß und Drucklegung hängt ab von der Aufnahme des vorliegenden Bandes bei der Kritik und noch mehr bei dem Leserkreis.

Von äußeren Anlässen ist das Buch völlig unbeeinflußt geblieben — es ist vielleicht nötig dies zu betonen. Wer sich vermißt, Geschichte zu schreiben, muß sich mit dem Mute der Überzeugung und der Entsagung rüsten. Das historische Interesse und die Pflicht historischer Unbefangenheit forderte eine Darstellung, die von den Wurzeln unseres Nationalgefühles sich erhebt zur weitschattenden Krone.

Auch an dieser Stelle gedenke ich der mannigfachen Anregungen, die ich der privaten Kritik des hiesigen Professors der Geschichte, Herrn Dr. Hermann Grauert an dem fertigen Manuskript verdanke; gerade bei verschiedener Grundauffassung mußte sie Anlaß geben, den einen oder anderen Punkt schärfer ins Auge zu fassen, als es bei vereinsamter Arbeit geschehen war. Nicht minder fühle ich mich verpflichtet zu dankbarer Anerkennung der wohlwollenden Gastfreundschaft der hiesigen Staatsbibliothek, und insbesondere dem Direktor Herrn Dr. Laubmann, dem Kustos Herrn Hörhammer und dem Sekretär Herrn Kilger sei hiemit das schlichte Wort des Dankes ausgesprochen.

München, Pfingsten 1893.

Dr. Schultheiß.

Einleitung.

Die Ausdrücke Nationalgefühl und Nationalbewußtsein gehören zu den politischen Schlagworten des ablaufenden Jahrhunderts, vielleicht noch mehr des kommenden; und obwohl selbst eine junge sprachliche Prägung — denn das vorige Jahrhundert und auch noch das 19. verwendete in ähnlicher Bedeutung die Wörter Nationalgeist und Nationalsinn — sind sie dem allgemeinen Schicksal vielgebrauchter Bezeichnungen nicht entgangen. Wie unter der Freiheit oder dem Staat, glaubt jeder unter Nationalgefühl und Nationalbewußtsein sich vorstellen zu dürfen, was ihm gerade nahe liegt. Schon der beliebige Wechsel verrät die häufige Unklarheit. Doch besteht ein tiefer Unterschied. An sich sind Gefühl und Bewußtsein individuelle Lebensäußerungen, aber sie erstrecken sich auch auf das, was der Einzelne mit einem größeren Kreis gemeinsam besitzt. Das Gefühl zu einer Nation zu gehören ist unmittelbar, man möchte sagen, instinktiv, das nationale Bewußtsein setzt die umfassende Erkenntnis dessen voraus, was der Nation ihr unterscheidendes Gepräge gibt, was sie als Gemeingut ihrer Angehörigen dem anderer Völker entgegenzusetzen hat. Durchaus stellt das nationale Bewußtsein eine höhere Stufe der Entwicklung dar; doch behauptet das nationale Gefühl auch neben ihm seine Bedeutung und Selbständigkeit; seine Ursprünglichkeit und Lebendigkeit ersetzt wohl auch die geringere Fülle seines Inhalts: denn nur in dieser Hinsicht kann es von dem gereiften Nationalbewußtsein Ergänzung und Bereicherung erhalten.

Und was kann Alles dazu gehören? Der Dichter preist die deutsche Eiche, den deutschen Rhein. Im Ausland vermißt der Deutsche die deutsche Gemütlichkeit. Deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft — mit welchem Recht kann man davon sprechen? In welchem Zusammenhang können sie mit dem Wesen des Volkes stehen?

Es läßt sich auch gar kein Grund dafür finden, irgend etwas aus der Reihe der nationalen Güter auszuschließen, sobald nur eben das nationale Gefühl die Fäden gemütlicher Wertschätzung daran knüpft. Vor Allem die Sprache, die Muttersprache, die der Gebrauch so fein und tiefsinnig dem Vaterland zur Seite stellt. Dazu kommt Sitte und Tracht, und noch manches Andere, das sich als Gemeingut

aller Volksgenossen eignet, während die höheren Güter geistiger Entwickelung vorzugsweise einer Minderheit zufallen.

Ungekränkt im Herkömmlichen zu bleiben, nicht zum Gebrauch fremder Sprache gezwungen zu werden, das sind die ersten nationalen Forderungen, abgeleitet aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. In solchen Bestrebungen, bis zum Ansturm gegen das Bestehende, hat man häufig das unterscheidende Merkmal des 19. Jahrhunderts sehen wollen.

Die Rolle des Nationalgefühls in der Gegenwart konnte eben nicht übersehen werden. Aber sollte es früheren Zeiten fremd geblieben sein? Das wäre eine oberflächliche Meinung. Der Name mag ja neu sein, die Sache ist es gewiß nicht. Nur kommt sie eben in den Ereignissen nicht voll zum Ausdruck. Die nationale Abschließung der Juden des Altertums, der fanatische Dünkel der Ägypter, der Panhellenismus bedürfen keines Beweises. Was sind sie anderes als schroffes Nationalgefühl?

Oder wäre dieses ein bloßes Nebenprodukt des geschichtlichen Verlaufes? ohne weitere Bedeutung als die, eben konstatiert zu werden, wie der Duft einer Rose, der verfliegt, oder das Knarren eines Wagens, das die Bewegung nur begleitet?

Wäre die Aufgabe der Geschichtschreibung wirklich darauf beschränkt, zu erzählen, wie die Dinge geschehen seien, so dürfte sie wie dem Wozu? auch dem Warum? aus dem Wege gehen, sobald es sich nicht urkundlich oder sonst durch guten Gewährsmann verbürgt, belegen ließe. Man hat die politische Geschichtschreibung deshalb in Gegensatz bringen wollen zu anderen Auffassungen, denen sie durch die Genauigkeit der Methode, die Scheidung des Subjektiven in der Überlieferung vom Objektiven der Thatsache, die Kritik der Quellen überlegen ist, wie auch durch das Zusammenarbeiten Vieler in gleichem Sinne. Hauptsächlich die Geschichte des Mittelalters hat das Ziel einer abschließenden Darstellung, in der Zeile für Zeile als kritisch gereinigter Niederschlag zeitgenössischer Nachrichten gelten möchte, im Ganzen und Großen schon erreicht. Ob es aber möglich ist, bei der Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit der Quellen, gerade in den wichtigsten Dingen, ein objektives Spiegelbild der Ereignisse und ihres Zusammenhanges zu gewinnen, steht dahin. Die Frage nach dem Warum, nach den Absichten und Plänen der Herrscher und Priester ließ sich nicht zurückdrängen. Jede Lücke des Zusammenhanges reizt zur Ergänzung; nur Stumpfsinn oder vom Stoff erdrückte Befangenheit findet den Verzicht leicht.

Zur Kritik der Überlieferung gesellt sich eine Kritik der Er-

eignisse schon dadurch, daß diese selbst durch ihre Folgen ihren Wert bestimmen. Der Wille und die Absicht der Herrscher entscheidet nicht über die Wirkung. Den individuellen Einflüssen steht die Masse von Gewohnheiten, Bedürfnissen und Empfindungen der Gesamtheit gegenüber. Die Wirkung des einzelnen Ereignisses ist im besten Falle die Diagonale zwischen zwei Kräften, deren eine an sich unendlich ist. Doch nicht unveränderlich!

Zwar knüpft alles geschichtliche Leben an die Vergangenheit an. Bei vielen Völkern beherrscht sie so völlig die Gemüter, daß jeder Wechsel verabscheut wird; bei andern ist die ungeduldige Auflehnung die Regel, das Streben zu verändern, umzustoßen, zu verbessern, was als Erbe der Vorfahren an Einrichtungen, Lebensformen, Ideen mit der zähen Wucht des Beharrens fortwirkt. Denn diese leben sich nicht von selbst aus im Kreislauf von Blühen und Welken, sie dauern, bis sie verdrängt und gestürzt werden. Woher kommt dann der Anstoß zum Wechsel der Dinge?

Da die Handlungen der Menschen von ihren Anschauungen und Wünschen geleitet werden, so muß der Grund, wenn er nicht äußerliche Gewalt ist, in der Veränderung dieser Antriebe gesucht werden. Tausende sterben, für ein Phantom begeistert, über das die Enkel lächeln, wenn sie es nicht verwünschen. Stets verbirgt sich hinter den Ereignissen ein Gewirr von Gedanken und Empfindungen. Auch heute bestimmt nicht das Ereignis an sich, sondern die Art, wie es aufgenommen wird, seine Folgen. In diesen Zusammenhang von Ursache und Wirkung gehört nun mit allen übrigen individuellen und allgemeinen Beweggründen auch das Nationalgefühl, indem es die Handlungen der Politik beurteilt, sie bestimmt und wieder von ihnen bestimmt wird. Auch für die früheren Zeiten muß es möglich sein der Wechselwirkung nachzugehen, wie der Einfluß der Abstammung und Umgebung, die Gemeinschaft in Sprache, Religion, Dichtung als Antrieb von Entschließungen wirkt, und wieder von ihnen Hemmung oder Förderung erhält. Die Bedeutung des Nationalgefühles erschöpft sich ja nicht in der politischen Geschichte, wie das Leben der Völker seine Kräfte nicht zunächst vom Staate erhält. Schon das wichtigste Kennzeichen der Volkstümlichkeit, die Sprache, fällt höchstens nach der äußeren Ausdehnung in das Gebiet staatlicher Machtentfaltung. Nur vom Standpunkt der Kulturgeschichte und Völkerpsychologie kann die Frage aufgeworfen werden, in welcher Weise das volkbildende Gesamtgut deutscher Eigenart der natürlichen inneren Gefahr der Differenzierung und fremden zersetzenden Einflüssen gegenüber sich behauptet hat. Zunächst hat sich ja die Stärke des nationalen Ge-

fühles in der Verteidigung des Heimischen zu beweisen. Dies darf nicht nach späteren Auffassungen, nach dem mehr oder weniger glücklichen Ausgang beurteilt werden. Wie die römische Militärherrschaft nicht aufrecht erhalten werden konnte, ist allgemein bekannt und gefeiert als Rettung vor Knechtschaft und nationaler Vernichtung. Aber was könnte volkstümlicher gewesen sein als die einheimische Religionsform? Alle Volksreligionen beruhen auf Abschließung gegen Fremde. Die Art und Weise, wie diese volkstümliche Religion durch die Herrschaft der internationalen Kirche verdrängt wurde, ist nicht minder eine Krisis des Fortbestandes der Volkstümlichkeit gewesen!

Noch manch anderer, minder tiefgreifender Wechsel der nationalen Gemeingüter ist im Laufe der Jahrhunderte eingetreten. Mit solcher Verschiedenheit seines Inhaltes scheint auch eine Verschiedenheit des nationalen Gefühles gegeben. Aber es ist nicht die unmittelbare Folgewirkung; wie seine Stärke und Ausschließlichkeit im Großen vom Volkstemperament abhängt, so ist es auch im Einzelnen immer wieder selbständige Bethätigung. Ein verschiedener Anteil der Stände des Volkes und der Zeiträume der Geschichte ist von vorn herein wahrscheinlich.

In welchem Sinne kann man dann von einer geschichtlichen Entwicklung des nationalen Gefühles reden? Sondert es sich von den Ereignissen, hinreichend um eigene Betrachtung zu rechtfertigen?

Allerdings, wer nur s e i n e n Begriff von Nationalgefühl und Nationalbewußtsein in der Vergangenheit sucht, der wird über ja und nein nicht hinauskommen; nichts ist leichter zu sagen, als daß diese oder jene Zeit kein Nationalbewußtsein gekannt habe. Aber man kann auch nicht mitten hineingreifend erklären, gerade an diesem Punkte und von jetzt an sei es vorhanden. Welches waren denn die Ursachen seiner Entstehung?

Auf die Feststellung von Ereignissen, Zahlen, Namen verwendet man die größte Sorgfalt, es wäre ein herber Tadel, einen Hinz mit einem Kunz verwechselt zu haben, sobald ihre Existenz und ihre Wichtigkeit etwa durch Nennung in Urkunden erwiesen ist. Aber mit Begriffen zu spielen, aus Thatsachen falsche Schlüsse zu ziehen, eine wertlose Zufälligkeit zu typischer Bedeutung zu erheben, bloße Abstraktionen wie selbstthätige Kräfte zu behandeln, das gilt häufig als leichter Mangel der historischen Methode. Vielleicht ist es ein schwererer an Wahrheitsliebe oder wenigstens Urteilsmut.

Alles Wissen ist Stückwerk, ebenso wie die Steine, die zu einem Bau herumliegen; erst Zusammenhang und gegenseitiges Stützen und Tragen kann etwas Anderes daraus machen.

Sollte denn nicht auch von der nationalen Empfindung eines

Ariovist zu der eines Stein ein Fortschritt sein, der es verbieten muß, psychologische Unterschiede zu mißachten und zu verwischen?

Ausdrücke, wie Gefühl und Bewußtsein, Stolz und Entrüstung sollen im Nachfolgenden nicht geringere Unterschiede bezeichnen, als König und Kaiser, als Stammesherzogtum und Landesfürstentum. Beides ist gleichwichtig, wenn eine Darstellung versucht werden soll, wie gegenüber der Auflösung des germanischen Wesens die Möglichkeit einer entgegengesetzten Bewegung entstand, wie sie sich zu den Gedanken und Bedürfnissen verhielt, wie dann die Thatsache der staatlichen Vereinigung zur Gewohnheit wurde und als nationales Einheitsgefühl sich umsetzte, bis es einem Schwall fremder Einflüsse gegenüber Sicherheit der Ablehnung fand. Über die halb versteckte Opposition geht seine politische Bedeutung lange nicht hinaus; aber die Existenz des deutschen Volkes selbst fällt auch mit dem Schicksal seiner politischen Formen nur teilweise zusammen. Nur das einzelne, drängende Bedürfnis vermochte auf diesem Gebiet die ruhige Fortdauer des Überkommenen zu unterbrechen, die selbst bis zur Vermoderung führen konnte. Verdichtung und Verstärkung nationalen Gefühles verträgt sich so mit dem Verfall der Einheitsform. Das erwachende Bewußtsein nationaler Eigenart zeigt schon die Neigung sich auf geistige Interessen zurückzuziehen. Das bloße bessere Wissen von deutschem Wesen ist aber an sich kein Gewinn, wenn es sich zugleich von der Berührung mit dem unbefangenen nationalen Gefühl der einfacheren Kreise des Volkes zurückzieht. Das nationale Bewußtsein muß sich durchdringen mit nationalen Pflichten und Forderungen, es muß zum nationalen Gewissen werden, die Einsicht durch den Willen zur Kraft ausbilden.

Das sind die großen Perioden der Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, seines Verhältnisses zum alten Kaisertum, zu den Wahlkönigen, zum Humanismus und zur Reformation, zum dynastischen Sondertum. Es ist zum guten Teil nichts Anderes, als was man auch die öffentliche Meinung genannt hat, so weit sie sich mit den großen Angelegenheiten der gesamten Nation beschäftigt.

Wenn es nur überhaupt in der Entwickelung der Völker eine Veränderung der Antriebe des Handelns gibt, so wird auch der Versuch einer Geschichte des Nationalgefühls ein erlaubtes Wagnis sein.

Der Stoff ist an sich unermeßlich und unerschöpflich, wenn es auf vollständige Registrierung alles Einzelnen abgesehen sein müßte. Aber diese würde die Klarheit der Anschauung aufgeben, die nur aus größeren Gruppierungen hervorgehen kann.

Zunächst erschweren schon die Mängel der geschichtlichen und

literarischen Denkmale aus den früheren Jahrhunderten unserer Geschichte den freien Gang der Darstellung. Wer wollte zuverlässigen Ausdruck des nationalen Gefühles in den Berichten von Fremden und Feinden erwarten? Wer selbst in einer Geschichtsschreibung, die wenn schon von Volksgenossen, doch in fremder Sprache, meist von Geistlichen für Geistliche geschrieben, häufig mit Mühe dem nüchternen Ausdrücken des Ereignisses gerecht wird? Hinter den knappen Worten muß man die Meinung des Schreibers, hinter den Begebenheiten die Menschen suchen, ihre Gedanken und Empfindungen. Über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten kommt man vielfach nicht hinaus. Ohnehin ist der direkte Ausdruck einer Empfindung kaum die Sache jener Zeiten gewesen, die mit dem Schwert rascher waren als mit der Zunge. Erst allmählich entsteht ein redseligeres Schriftentum, das sich zum Ausdruck der Stimmung Zeit läßt. Dann allmählich an Breite und Tiefe des Einflusses wachsend erhebt es sich von der bloßen Berichterstattung oder Wiederholung zum Ausdruck der Reflexion, wenn auch nur der subjektiven; bis es schließlich dem Gang der Geschichte vorauseilend die Zukunft in den Gemütern vorbereitet, ein nationales Ideal zuerst für Einzelne, dann für Hunderte, Tausende und Millionen zum Wunsch, zur Sehnsucht, zur Forderung macht.

Wie weit die Idee zur Wirklichkeit werden kann, das ist nur im Kampf und Ringen mit dem zugleich bereichernden und beengenden Erbe der Vergangenheit, das in festen Formen überliefert ist, zu entscheiden. Möglich und wahrscheinlich, daß, wie sonst, auch hier das Ideal nicht völlig und rein in der Wirklichkeit aufgehen kann. Und doch sind es für den Einzelnen wie für die Völker die erhebendsten Momente, die Festtage des Lebens, wenn das Ideal, zu dem sie lange in Not und Sorge als zum Hoffnungs- und Leitstern emporgeblickt haben, seinen verklärenden Schimmer über die Mühen und Erfolge ausgießt.

Erstes Buch.

Das Nationalgefühl.



I.

Die Zersetzung des Germanentums.



Weit zurück über alle Anfänge schriftlicher Aufzeichnungen und religiöser Götter- und Heldensagen nicht nur der Germanen, auch der Griechen und Inder hat die vergleichende Sprachforschung kühne fliegende Brücken geschlagen in graue Zeiten, da noch die Sprachen, die am Indus, am Eurotas, an der Elbe in das Licht der Geschichte treten, nachbarlich zusammen klangen. Das allmähliche Erwachsen einer Horde zu einem Stamm, zu einem Volke, dessen Zerfall in kleinere Abteilungen, die Nahrungsbedarf auseinanderzog, mit schließlich weiter Zerstreuung der Keime zu großen Völkern ist dadurch gerechtfertigte Vermutung; aber das Wann? entzieht sich jeder Schätzung und scheint der Mittel und der Methode anderer Wissenschaften als der Sprachvergleichung zu harren, im Zusammenhang mit der Frage nach dem Wie? einer Verbreitung von Völkern und Sprachen vom eisigen Nordmeer bis zu den Zimmtwäldern, nach dem Wo? einer Urheimat, als Ausgangspunkt solcher Völkerzüge. Denn nachdem man lange Zeit in den Ergebnissen der Sprachgeschichte auch Thatsachen der Völkerentwicklung gesichert geglaubt und alle Völker, deren Sprachen in solch innerer Verwandtschaft stehen, auch gleicher körperlicher Abstammung und Rasse teilhaft betrachtet hatte, erwachte wieder der Zweifel, der einst die Entdeckung des Sanskrit mit ihren weiten Ausblicken belächelt hatte, und die instinktive Ablehnung der Rassengemeinschaft mit den braunen Hindus verstärkte sich aus anthropologischen Erwägungen von Neuem. Mit Recht ward erörtert, daß ein Übertragen der Sprachen auf Bevölkerung fremder Herkunft leichter denkbar sei als das Auseinandergehen einer Rasse in ganz verschiedene körperliche Typen.[1]) Wenn auch

---

[1]) Die so lange als Glaubenssatz feststehende Hypothese von der asiatischen Urheimat der Indogermanen scheint nunmehr in die Defensive gedrängt zu sein, in die Kreise der Minorität von Sprachforschern, die der Rücksicht auf die Ergebnisse anderer Wissenschaften entraten zu können glaubt. Es ist das Verdienst der geistvollen und kühnen Konstruktionen Karl Penkas (Origines Ariacae 1883 und Herkunft der Arier 1886) mit gebührender Würdigung der Anthropologie und Urgeschichte den entgegengesetzten Standpunkt der nordeuropäischen Urheimat zur Diskussion gebracht zu haben. Für ein Festland an Stelle der Nordsee

diese Auffassung ihre eigentümlichen Schwierigkeiten mit sich bringt, so trifft sie doch mit der Trennung der Sprachgeschichte von der Rasseneinheit weit gewanderter Eroberervölker wie der asiatischen Arier jedenfalls das Richtige. Auch mit den ethnographischen Auffassungen des klassischen Altertums steht diese Erklärung in besserer Übereinstimmung. Sie würde schon in jener fernen Urzeit bei der Entstehung von Nationen die gleichen Vorgänge sich abspielen lassen, wie im hellen Licht der Geschichte für die Bildung der romanischen Nationen zu beobachten sind.

Aber welche Ansicht sich nun auch für die Entwicklung der verschiedenen Völker des indogermanischen Sprachstamms empfehlen wird, bei dem Eintritt in die Geschichte ist der weite Abstand zwischen ihnen so ersichtlich, daß den Völkern selbst die Erinnerung an ehemalige Verwandschaft entschwunden ist. Dem Griechen steht der semitische Vorderasiate nicht ferner als der Perser oder Römer, sie alle sind ihm in gleicher Weise Barbaren, wenn auch das Wort nicht immer eine blinde Geringschätzung der Fremden in sich schließt. Von den Griechen übernahmen die Römer dieses Wort, und konnten schon deshalb nicht daran denken, es etwa auf die Griechen selbst anzuwenden, denn es bezeichnete jetzt den Begriff einer Kultur, als deren Teilhaber und Träger die Römer sich doch immerhin als Schüler der Griechen betrachten mußten. Es ist zweifelhaft, inwiefern sie auch eine Stammverwandtschaft ins Auge gefaßt haben; die spätere Anknüpfung an die Trojaner spricht nicht dafür. Jedenfalls machten sie gegenüber den westlichen und nördlichen Völkern keinen Unterschied dieser Art. Viel mehr erschienen ihnen die Kelten des 5. und 4. Jahrhunderts vor Christus ebenso als eigene Rasse wie später die Germanen. Ein Abstand, eine anthropologische Eigenart dieser Völker muß aber schon früher gewaltet haben, bevor sie selbst wieder in Stämme zerfallen waren, als die großen Hauptgruppen der Germanen, von denen Tacitus drei, Plinius fünf unterscheidet, noch enger zusammenstießen, auch innerlich sich noch näher standen.

---

als Urheimat der Germanen hatte sich freilich schon 1826 Schulze (Zur Urgeschichte des deutschen Volksstamms) ausgesprochen, natürlich ebenso wie manche frühere ähnliche Ansichten, auf einer völlig überwundenen Stufe der Einsicht und Forschung. Für Südrußland als Heimat der Arier neuerdings (nach Benfey und Tomaschek) auch Schrader Sprachvergleichung und Urgeschichte 2. Aufl. 1890 S. 111–148. — Eine Kritik und Abgrenzung der Frage, soweit sie in die deutsche Volksgeschichte einschlägt, gibt der Aufsatz „Anthropologie und Geschichte". (Globus 1891, Bd. 59 Nr. 13, 14, 17, 18)

Wenn nun aber die Gallier früher dieselben Rassenmerkmale besaßen wie die Germanen, so muß doch ein Unterschied bald bemerklich geworden sein. Cäsar übergeht es, während der ein Menschenalter jüngere Geograph Strabon bezeugt, daß die Germanen an Größe und Hellfarbigkeit voranstünden. Die Ungemischtheit der Rasse hebt Tacitus bei den Germanen hervor; Suetonius berichtet im Leben des Caligula, daß dieser, um den Anschein germanischer Kriegsgefangener hervorzubringen, Gallier genötigt habe, ihr Haar rot zu färben und wachsen zu lassen, aber auch die germanische Sprache zu lernen und barbarische Namen zu tragen[1]).

Inwieweit der körperliche Typus die Germanen auch von ihren östlichen Nachbarn bestimmt geschieden habe, läßt sich wenigstens aus den Nachrichten der Alten kaum entscheiden.[2]) In den Gesichtskreis der Römer fiel die östliche und nördliche Begrenzung der Germanen nur durch mittelbare Kunde, und teilweise noch unzuverlässiger sind die Griechen, doch ist bemerkenswert, daß Tacitus die Caledonier wegen ihrer Haarfarbe für Germanen hält, was wohl ebenso wenig zutrifft, als daß er die Aisten für mehr germanisch zu halten geneigt ist als die Bastarnen im Südosten; allerdings nicht in Hinsicht der Sprache, da er den Aisten eine der britanischen sich nähernde, den Bastarnen germanische Sprache zuschreibt. Aber die Aisten müssen als die Vorfahren der lettisch-litauischen Gruppe gelten; die Ähnlichkeit des Typus bezeugen auch deutsche Geschichtsschreiber aus dem 11. und 12. Jahrhundert.[3])

Jedenfalls galten den Schriftstellern des Altertums, die für die Zeit des ersten Auftretens der Germanen besonders ins Gewicht fallen, wie Cäsar oder Tacitus, die Germanen als ethnologische Einheit, trotz der vielen Stämme und Verzweigungen. Gleichmäßig werden auch bei früheren und späteren Berichterstattern Jahrhunderte lang die Körpergröße und die helle Farbe des Haares und der Augen hervorgehoben, von den Cimbernkriegen bis auf Karl den Großen

[1]) Strabo VII. 1, 2. Tacitus Germania 2. 4 Suetonius Caligula c. 45. — Die Erklärung der Galli als der Hellen (Penka Orig. 122 und Herkunft 18) ist schon alte Etymologie von γάλα Isidor origines IX, 2, 104 und XIX, 23, 47.

[2]) Aristoteles schreibt allen nördlichen Völkern helle Augen, rotes Haar, weiße Haut zu Probl. XIV. 14 und 38. 2 vgl. Ukert Geographie III, 2, 287 flg.

[3]) Tacitus Agricola XI. Germania 45, 46. (Ptolemäus hist. natur. IV. 25. 28 ist geneigt die Bastarnen für Germanen zu halten, unentschieden Strabo VII. 3, 17.) Über die Aisten vgl. Zeuß die Deutschen und die Nachbarstämme 267 ff. — Adam v. Bremen IV. 18 und aus ihm bei Helmold I. 1 homines hic caerulei, facie rubea et criniti von den alten Preußen, wie noch heute die Litauer, doch zugleich Kurzköpfe (nach Brennsohn, Zur Anthropologie der Litauer 1883).

und noch lange fort. Von ungeheuerer Größe spricht Cäsar bei den Sueven, wie Livius bei den Bastarnen, Tacitus bei den Batavern, Ammianus Marcellinus bei den Alamannen. Mit Türmen vergleicht ein byzantinischer Grieche die Franken, die Constantius in sein Heer einstellte. Von Goten heißt es gelegentlich, daß die Länge ihrer Leiber Verwunderung erregt habe bis zum Zweifel, ob die Beine sie tragen könnten; sieben Fuß Länge schreibt Sidonius Apollinaris den Burgundern zu, die er täglich sehen mußte.[1])

Zu solchen Ausdrücken der kurzgebauten Südländer stimmen die Gräberfunde und die Messungen der Skelette; sie ergeben eine durchschnittliche Körpergröße, die in den gleichen Gebieten nur mehr einer Minderheit angehört, wie die eigentümliche Schädelform mit dem langen Hinterkopf, die Dolichokephalie.[2])

Ebenso gleichmäßig bezeugen die Alten die weiße Haut, die hellen Augen und Haare; nur daß das Eigenschaftswort caeruleus oder glaucus und andere nicht eigentlich blau bedeutet,[3]) sondern auch grau und grünlich bezeichnen könnte, und daß desgleichen unter andern ein sehr beachtenswerter Gewährsmann die germanische Haarfarbe mit Bestimmtheit nicht sowohl als blond, sondern vielmehr als rot oder feuerfarben bezeichnet.[4])

Nun nimmt er allerdings keinen Anstand die Haarfarbe und die übrigen Körpereigenschaften der Germanen und der sie mit ihnen teilenden Illyrier, Sarmaten und Skythen direkt aus dem kalten und feuchten Klima abzuleiten.[5]) So suchte auch Cäsar den Grund für die Größe und Stärke der Sueven in Lebensweise und Nahrung; Tacitus erklärt die Germanen für eine autochthone Rasse.

Ein eigentümliches Licht auf die Körpermerkmale der Germanen wirft aber die vielfach bezeugte Thatsache, daß das Rotwaschen der

---

[1]) Caesar bell. Gall. IV, 1. Liv. XLI, 14. Tac. hist. V, 18. Amm. Marc. XVI, 12. Eunapius excerpta. L. Cp. Script. Byz. I. S. 47. Procop. bell. Vandal. I, 2. Sidonius Apollinaris carm XII, 11 u. ep. VIII. 9. (Migne p. 601 u. 709.) Noch anderes bei Zeuß a. a. O. S. 50.

[2]) Zusammenstellung von Gräberfunden und Messungen Lindenschmitt Handbuch der deutschen Altertumskunde I. 137.

[3]) Vgl. Baumstark Germania I. 225—226.

[4]) Galen (z. Z. des Markomannenkrieges) in Hippocrates vel Polyb. de salubri victu 6. Kühn XVI. 85 (nach Dümmler Forschungen z. dtsch. Gesch. 23, 632).

[5]) Ebenda (de temperantia II. 5.) Kühn I. 618. Über Posidonius, der ebenso wie das übrige Altertum z. B. Aristoteles den gleichen Anschauungen huldigte, s. Müllenhoff Altertumskunde II. 184. — Caes. bell. Gall. IV. 1. Tac. Germ. 2, 4. Zeuß die Deutschen u. d. N. S, 52 nimmt die Anschauung Cäsars unbedenklich herüber. Zu vergleichen der Anm. 1 genannte Aufsatz.

Haare mit Lauge allgemein bei ihnen geübte Sitte war.[1]) Zwar sagt Diodor, der Zeitgenosse Cäsars Augusts, nach griechischem ungenauem Sprachgebrauch von Kelten sprechend, wo er doch wohl die Germanen meint, ausdrücklich, daß sie schon von Natur aus blond wären. Es liegt aber nahe nach dem Grund und Zweck solcher Sitte zu suchen, zu der die ethnographische Forschung Analogien gefunden hat. Sie bezeugt, daß die Germanen Wert darauf legten, sich körperlich von andern Völkern abzuheben, daß sie dessen, was als Rassenmerkmal erscheint, wohl bewußt waren. Man darf solchen Rassenstolz eine barbarische Stufe des Nationalgefühls nennen, — gleichviel ob man sich dunkelhaarige Nachbarn und Feinde oder unterjochte Urbevölkerung als Gegensatz denkt oder zur Annahme sich genötigt sieht, daß ein Bedürfnis künstlicher Nachhülfe für den einen oder andern Krieger bestand, den Anschein der Fremdbürtigkeit oder der Abkunft von Unfreien zu vermeiden.[2])

Auf ein solches Schönheitsideal der Rasse deuten auch andere dunkle Spuren, die durch die vergleichende Ethnographie beleuchtet werden können. Daß aus Vorliebe für eine bestimmte Kopfform dem weichen, verschiebbaren Schädel die gewünschte Richtung gegeben werden kann, davon hatte schon das Altertum Beispiele und die anthropologische Forschung hat ihrer noch mehr, besonders aus

[1]) Diodor V, 28 von den Kelten ταῖς δὲ κόμαις οὐ μόνον ἐκ φύσεως ξανθοὶ ἀλλὰ καὶ ἐπιτηδεύουσιν αὔξειν, er wird wohl die Germanen wenigstens mitverstehen. Tac. hist IV 61 von Claudius Civilis bei seinem Aufstand gegen die römische Herrschaft. Plinius historia natur 28. 51 majori in usu viris quam feminis. Martial VIII. 32. XIV. 25. (Fabrikat der Bataver und Mattiaken) Ammianus Marcellinus XVII. 1, 2 von Alamannen.

[2]) Vgl. R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche II. S. 1889. S. 262. 269 und W. Wackernagel, der gleichfalls an dunkelhaarige Germanen denkt, Kl. Schriften I 62. (Über das Mittel, Laugenseife, als Ausfuhrartikel), J. Grimm, (Haupts Zeitschrift VII, 460) hebt hervor, daß Seife kein Lehnwort st. vgl. noch Inama-Sternegg, Wirtschafts-Geschichte I 174 A. Den Gebrauch bei Römern s. bei Wackernagel. [Etwas anderes als diese Seife scheint das bei Plutarch von der Liebe Kap. 25 geschilderte Mittel, eine Salbe zum Einschmieren der Haare, um sie rötlich zu machen, die auch Fleisch erzeugt oder den Körper schwellen und voll werden läßt. Empona, die Gattin des Sabinus, versteckt so ihre Schwangerschaft. Man möchte an Arsenik denken.] Die Sitte pflanzte sich bekanntlich von den Römerinnen zu den Venetianerinnen des Cinque cento fort und ist auch in Deutschland noch spät zu belegen.

Beachtenswert ist übrigens in anthropologischer Hinsicht noch die Stelle Diodors V 32, daß die Kinder der Galater anfangs weißliche Haare hätten, die erst später sich so wie die der Väter färbten. Ähnlich Friedrich Krauß (Ausland 1891 S. 247) von der Haarfarbe der Südslaven, bei denen jedoch das Nachdunkeln bis zum tiefen Schwarz fortgeht.

Amerika beigebracht. Ob und in welchem Umfang diese Sitte auch bei den Germanen bestanden haben möge, muß ebenso dahin gestellt bleiben, wie die Möglichkeit einer nach und nach eintretenden Vererbung, die das Altertum unbedenklich hinnahm.[1])

Aber auch noch in anderer Weise könnte das germanische Schönheitsideal der Rassenmerkmale wirksam geworden sein, in der Weise, deren Analogie bei vielen wilden Völkern alter und neuer Zeit sich vorfindet. Es ist das unbedingte Recht des Vaters über das Leben des Neugeborenen, das Tacitus bei den Germanen infantem tollere nennt.[2]) Auch wer abgeneigt ist die vollen Consequenzen dieses Rechts auszudenken, muß zugestehen, daß Schwächlinge für Krieger- und Jägerstämme nicht erwünscht sein können. Übrigens dauerte das Recht Kinder in Sklaverei zu verkaufen, noch bis nahe an die Zeit der Reformation.

Nach einer Erzählung des Tacitus wäre der Erinnerung der gemeinsamen Abstammung der germanischen Völker noch in einer mythischen Anknüpfung an den Gott Tuisko und dessen Sohn Mannus, von dessen drei Söhnen die Namen der Ingävonen Herminonen und Istävonen herrührten, erhalten gewesen. Aber selbst wenn diese Namen wirklich alle Stämme und Völkerschaften umfassen würden,[3]) so wäre allen weiteren Schlüssen auf ein darin

[1]) Über die Makrokephalen des Hippokrates und das hier Näherliegende Davis Archiv f. Anthropologie II 17—27 bes. 21 u. Blumenbach de generis humani varietate 214 ff. Dort ist auch die Quelle für die Nachricht zu finden, daß im Voigtland und in Hamburg solche Bearbeitungen des Kopfes im 18. Jahrhundert noch üblich waren. Auch Bräß, Beiträge zur Kenntnis der künstlichen Schädelverbildungen. (Mitteilungen des Leipziger Vereins für Erdkunde 1886, S. 139) schreibt die Sitte teilweise den Germanen zu. Gegen Mißverständnisse ist noch zu bemerken, daß angeborne Langköpfigkeit als Rassenmerkmal jedenfalls die Regel war.

[2]) Über die Sitte des Kindermords bei vielen Naturvölkern und mit besonderer Beziehung auf die Germanen hat schon Lippert, Allgemeine Kulturgeschichte I 207 sich im gleichen Sinne geäußert. Zu der Verweisung auf J. Grimms Rechtsaltertümer 455 (und 461 Verkauf der Kinder als Ausfluß der väterlichen Gewalt) käme noch besonders Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern S. 10 und das dort angeführte. Die von Waitz. Verfassungsgeschichte I^2 49, beliebte Abschwächung ist abzulehnen, wenigstens für die Urzeit.

[3]) Daß es gar nicht der Fall ist, zeigt Müllenhoff in Schmidts Zeitschrift der Geschichtswissenschaft VIII 201. (Tuisco und seine Nachkommen.) Nach Zeuß die Deutschen 77 wäre den drei Stämmen als vierter noch der der Hillevionen zuzufügen. Die fünf Stämme bei Plinius IV 28 lassen sich freilich damit nicht vereinigen. Doch wird die Unsicherheit über den Ursprung dieser Genealogie von Göttern und den Einteilungsgrund der Völker die Ablehnung weittragender Schlüsse (wie Scherer Vorträge und Aufsätze S. 49) wohl rechtfertigen können, besonders wenn man nicht auf feststehende Schulmeinungen eingeschworen ist.

sich bekundendes gemeinsames Nationalbewußtsein der Mangel eines gemeinsamen Volksnamens entgegenzuhalten. Denn nur im Munde von Fremden bekam allmählich der von den Kelten ausgegangene Name der Germanen umfassende Geltung — erst nach der Zeit des Cimbernkrieges. Doch muß ihm eine allgemeine, nicht eigentlich ethnologische Bedeutung zu Grunde liegen: sachliche Wahrscheinlichkeit spricht für die als „Waldleute". Die frühere Anwendung auf unzweifelhaft keltische Völkerschaften widerstrebt der Nachricht des Tacitus, daß er von den späteren Tungern, die als erste den Rhein überschritten, auf die Zurückgebliebenen absichtlich übertragen worden sei, denn Tacitus, der sich sicher um die Etymologie nicht gekümmert hat, scheint entweder die lateinische Deutung als Brüder oder das allgemeine Merkmal der Furchtbarkeit unterzuschieben.[1])

Vollends die weitere Angabe des Tacitus, daß der Name Germanen als Gesamtbezeichnung von ihnen selbst gebraucht worden sei, stimmt nicht zu den Thatsachen; höchstens wo er sich römischem oder gallischem Sprachgebrauch gemäß ausdrückte, mag einem Germanen diese Bezeichnung gerecht gewesen sein.[2]) Sonst kannten sie nur die Stammesnamen. Wenn übrigens auch der Germanenname seit Cäsar den Römern geläufig, seit Augustus feststehende Bezeichnung war, so hinderte dieß doch nicht, daß Livius die Veragrer und die Anwohner der penninischen Alpenkette halbgermanisch nennt,[3]) was sich kaum wörtlich rechtfertigen läßt; daß nicht nur dem griechischen Gebrauch vielfach die alte Benennung aller Nord- und Westvölker als Kelten oder Skythen aus Gleichgültigkeit gegen ethnographische Unterschiede geläufig blieb, sondern daß selbst für die Römer den Völkerbewegungen des 2. und 3. Jahrhunderts mit ihren neuen Namen gegenüber die umfassende Bedeutung des alten Namens vielfach sich verdunkelte und bald nur die Alemannen bezeichnet, bald und öfters bloß die Franken, was dem Ausgehen des Namens vom Nieder-

[1]) Germanen = Bewohner des Waldgebirges, Zeuß 59 A. (vgl. noch Basanavitius, Archiv für Anthropologie 18 Korr. Bl. S.51). Die Condrusen, Pämanen usw. „uno nomine Germani" Caes. b. Gall. II 4 sind nach Müllenhoff, Altertumskunde II 196, unzweifelhaft Kelten. Die Oretani in Spanien von den keltischen Nachbarn Germani genannt nach Plinius III, 2, 25 (Zeuß 59, Müllenhoff 194 A. Die zahlreichen Erklärungen der Stelle Tacitus Germania 2 müssen ebenso bei Seite gelassen werden, wie die Etymologien des Germanen-Namens, die bei Egli, Gesch. d. Namenkunde S. 93 zusammengestellt sind.

[2]) Vgl. Zeuß 60 A.

[3]) „Die Semigermani des Livius XXI 38 gehören der Reflexion des Schriftstellers an, dem sie ungefähr ebenso wild und furchtbar erschienen als die Germanen." Müllenhoff, Altertumskunde II 206.

rhein entspricht.[1]) In der Kanzlei des Ostgotenkönigs Theodorich konnten die germanischen Bruderstämme der Goten nach römischem Gebrauch einfach barbari genannt werden. Einen einheimischen Gesamtnamen wird es demnach kaum gegeben haben.[2])

Hingegen wird nicht bestritten werden dürfen, daß alle germanischen Stämme nicht nur nach Abstammung und Kultur, sondern auch in der Entwicklung der Sprache noch viel mehr Übereinstimmung als Abweichendes besessen haben müssen, als sie in Berührung mit römischer Politik und Kriegsführung traten. Von der keltischen Sprachentwicklung standen sie hier wiederum so weit ab, daß der nationale Gegensatz durchaus überwiegt, seit die Kelten vor den Germanen die Sitze rechts des Rheines geräumt hatten, im Zusammenhang mit der kimbrischen Wanderung, wenn sich auch dieser keltische Schaaren angeschlossen hatten.[3]) Früheren Schriftstellern, wie Sallust, Diodor, Cicero, war gerade bei den Kimbern nicht klar geworden, ob sie Gallier oder Germanen zu nennen seien; auch aus dem Anspruch belgischer Völkerschaften von Germanen abzustammen, wie dem der Aduatuker, Nachkommen einer kimbrischen zurückgelassenen Abteilung zu sein,[4]) ist mehr zu erraten als zu schließen, daß sie gleichwohl keltischer Sprache waren oder geworden waren. Aber charakteristisch ist, daß ihre Tapferkeit der Grund ihres Stolzes auf germanische Abkunft ist. Derselbe kriegerische Stolz tritt in Ariovist, wie ihn Cäsar zeichnet, mit der trotzigen Berufung auf das Recht des Stärkeren, jeder Einmischung entgegen; der hochfahrenden Art, die das Schicksal auf die Spitze des Schwertes stellt, fehlt das rechte Maß von Umsicht, das Erfolg sichern könnte; noch oft sollte es sich in der deutschen Geschichte wiederholen.

Wer könnte die Rede des Ariovist bei Cäsar lesen, ohne darin einen barbarischen aber männlichen Stolz auf die Vorzüge seiner

[1]) Neu auftretende Völker werden bei den Kriegen ganz natürlich mit dem engeren Namen genannt, der allgemeine bleibt der unbeteiligten Masse. Dem entsprechend sagt denn Prokopius Mitte des 6. Jahrhunderts ἐς Γερμανοὺς οἳ νῦν Φράγγοι καλοῦνται bell. Vand. I 3 ebenso bell. Got. I 11 und ihm folgend Agathias I 2

[2]) Förstemann. Geschichte des deutschen Sprachstamms I 336 denkt an Gudas und später Gutanas um 900 bezw. 400 v. Chr. als Name des noch ungeteilten Volkes; Hattemer „Ursprung Bedeutung und Schreibung des Namens Teutsch“ an Teutones (neuerdings Laistner, Germanische Völkernamen 1892 S. 40, an Sueven).

[3]) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 300 ff. Über die keltische Umformung germanischer Namen ebenda 120.

[4]) Caesar bell. Gall. II 29.

Volksart zu finden? Hiezu stimmt die Schilderung der Einrichtungen der Sueven an einer späteren Stelle. Ihr schroffer Abschluß gegen alle verweichlichenden Einflüsse des nahen keltischen Westens, die wüste Grenze, ihre kriegerische Verfassung deutet auf bewußte Festhaltung dessen, was den Germanen die Überlegenheit über die Gallier verbürgte, die sie nach Westen verdrängt hatten. Liegt es da nicht nahe von nationalem Bewußtsein und Stolz zu sprechen? ihm einen bedeutenden Einfluß auf die Handlungen einzuräumen? Jakob Grimm[1]) sieht in der Unternehmung des Ariovist Beweis genug dafür, daß die Germanen erkannt hätten, wie sie durch gemeine Kraft, Sprache, Sitte zusammenhingen, weil Ariovist Angehörige verschiedener Stämme unter seine Fahne sammelte.

Man muß aber gegen dieses Beispiel einwenden, daß sein Untergang beweist, wie er nur für sich selbst stand und durchaus keinen Rückhalt in seinen Landsleuten jenseits des Rheines hatte. Mit mehr Recht weist Grimm auf Arminius hin, dessen Thaten auf dem politischen Gefühl gleichgestimmter Völker beruht hätten, den Tacitus den Befreier Germaniens nenne, der noch zu seiner Zeit durch Lieder gefeiert werde. Denn diese Lieder gingen nicht, sagt Grimm, auf den Helden der Cherusker allein, sondern auf den aller Germanen.[2]) Unstreitig hat Tacitus wie die Germanen überhaupt so auch den Helden Arminius teils aus unwillkürlicher Sympathie für ihre Art und Tugend, in der den Republikaner und Aristokraten manches an die besseren Zeiten des eignen Volkes erinnern mochte, teils aus patriotischer Beklemmung seinen Landsleuten in wirkungsvoller Weise zur Anschauung zu bringen gesucht. Diese Stimmung den Völkern des unwirtlichen Nordens gegenüber bestand ja schon seit dem kimbrischen Schrecken. Seit der Wiedererweckung des Tacitus ist auch sein meisterhaftes Charakterbild des Arminius zu erneutem Aufleben aus dem Dunkel längst verschollener Zeiten hervorgetreten, zum symbolischen Volkshelden geworden, zum Retter der Volkstümlichkeit von der römischen Umstrickung. Ob seine Landsleute den Helden in der gleichen Auffassung sahen, wie der Römer und eine späte Nachwelt? Im römischen Dienst bis zur Ritterwürde gelangt, wollte er wohl lieber zu Hause der erste als in Rom Ritter und Barbar sein; das herrische Gebahren der Römer erbitterte ihn und die Mehrzahl der Cherusker, denen er die alte Freiheit und Selbst-

[1]) Geschichte der deutschen Sprache 793.

[2]) Ob diese Lieder nicht auf einen mythischen Irmin gehen, mag dahin gestellt bleiben, sagt Lilienkron, Hist. Volkslieder I, S. XXII, mit Recht.

ständigkeit wiederzugeben im Bewußtsein seiner Überlegenheit versprechen konnte, wenn sie ihn an ihre Spitze stellten. Die starke Partei, die von seinen Ansprüchen auf eine führende Stellung abgestoßen, sich ganz den römischen Interessen widmete, darunter seine nächsten Verwandten, der eigene Bruder Flavus, römisch umgenannt wie Arminius selbst, sie ist ein Beweis, daß die römische Herrschaft nicht allen drückend erschien, so daß sie der Überlegenheit eines Volksgenossen vorgezogen werden konnte. Wirklich erlag ja Arminius später dem Verdacht, nach der Königsstellung zu streben. So galt der Kampf der Unabhängigkeit von den Römern; aus Trotz und Abneigung gegen Zwang und Gesetze und Ansprüche, nicht aus nationaler Einheitspolitik folgten die verbündeten Stämme den Aufreizungen des Arminius. Später holten die Cherusker sich den Sprossen des Flavus von Rom zum König. Dies beweist, daß die Furcht der Römer vor einer nationalen Erhebung nur ihrer Auffassung von der ethnographischen Einheit der Germanen entsprang. So wenig Marbod trotz der Aufforderung des Arminius mit den Cheruskern gemeinsame Sache machte, so sicher ist die Angabe des Tacitus,[1]) daß die Tenkterer den Ubiern dankten, daß sie in corpus nomenque Germaniae zurückgekehrt seien, nur aus der römischen Auffassung heraus niedergeschrieben.

Denn zu dieser Zeit, als die Germanen in Berührung mit den Römern traten, ja selbst in die Gefahr gerieten, so wie die Kelten der allmählichen Romanisierung zu unterliegen, da war die Nachwirkung ursprünglicher Volkseinheit völlig überwogen von dem Auseinanderstreben der Stämme und Völkerschaften, die zu einem Zusammenhalten höchstens vorübergehend durch einen unmittelbaren Angriff hatten bewogen werden können. Diese Entwicklung hing innig mit der Art des Landes zusammen. Auf weiten Strecken Urwald und Sümpfe, durch wasserreichere Ströme als jetzt durchschnitten, durch rauhes Klima einen großen Teil des Jahres Verkehr erschwerend, durch Mühseligkeit des Erwerbes der Nahrung die Bevölkerung in enge Kreise der nächsten Sorge bannend, bot die mitteldeutsche Berglandschaft und das norddeutsche Waldland dem Zusammenfließen der zahllosen Stämmchen nicht die Förderung wie das Flußthal des Nil, die Gefilde des Euphrat und Tigris, oder selbst die Campagna am Tiberfluß. Doch mangelte es nicht an verbindenden Fäden von Stamm zu Stamm, für Krieg und Frieden, so daß Arminius und Marbod, Weser- und Moldauanwohner in

[1]) Hist. IV. 64.

ihren Interessen zusammenstoßen. An Gegensätzen der Stämme fehlte es nicht[1]); sie erhitzten sich bis zu inneren Kriegen, die zur Freude der Römer die schwellende Volkskraft immer wieder zurückdämmten. Mit Unrecht sucht man in der Mythologie ein Einheitsband.

Wichtiger als die abstrakte Einheit der Grundzüge des Götterglaubens waren die Heiligtümer der Stämme; neben dem Heiligtum, das die Marser in ihrem Gebiet für die Völker der Westgrenze hegen, ist das der Nerthus, von dem Tacitus gleichfalls Kunde hatte, für die Völker der Ostsee von selbständiger Bedeutung, ebenso das Heiligtum aller Sueven im Gebiet der Semnonen. Die Stämme der östlichen Gruppe vollends standen wie im Raume auch schon in der sprachlichen Entwicklung noch weiter ab, schon lange bevor sich ihre Schicksale in ganz abweichender Richtung vollzogen.[2])

Für die freie Wahl des Einzelnen gab es der Lockungen genug. Das Unternehmen des Ariovist erscheint ganz in der Art des persönlichen Gefolges, von dem Tacitus hundertfünfzig Jahre später genaue Nachricht gibt. Wie sich Germanen aus dem Krieg einen Beruf machend in die Rivalitäten keltischer Stämme ziehen ließen, so traten sie auch sofort ohne Bedenken in die Dienste des Römers, der der Ausbreitung germanischer Volkstümlichkeit auf der linken Seite des Rheines Schranken gesetzt hatte. Zu der Masse von Hülfsschaaren der Legionen gewann schon Cäsar germanische Abenteurer. Ihre persönliche Auffassung der Dienstleistung, die Gefolgstreue machte sie besonders geeignet zur Leibwache und Umgebung.[3]) Nicht nur die Not des Lebenserwerbs konnte dazu treiben, selbst die eigentlich zugleich religiöse Anschauung, daß der rechte, den Göttern genehme Beruf des Mannes der Krieg, sein rechter Tod der im Kampf sei, wenn auch die mythologische Ausführung dieser Lebensauffassung nur aus späterer Zeit zu belegen ist. Daß dieser Dienst im Solde der

[1]) Zeuß 78 verweist für Cherusker, Sueven und Chatten auf Cäsar VI. 10. Tacitus Annalen XII. 28. vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 236.

[2]) Hiefür ist es ohne Belang wie man das Verhältnis des Gotischen zum Skandinavischen sich denkt. Vgl. Zimmer, Ostgermanisch und Westgermanisch in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum XIV 363, Müllenhoff ebenda VII, 527. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, S. 7. Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstamms II 77 mit Rücksicht auf den lexikalischen Sprachschatz, der für den thatsächlichen Wert und die geschichtlichen Wirkungen sprachlicher Differenzierung weit belangreicher ist als lautliche und grammatische Scheidungen.

[3]) Rosenstein, Germanische Leibwache der Kaiser, Forschungen zur deutschen Geschichte 24 (1884) S. 385. Man hat sogar an eine Ableitung des Wortes Germanen von dem Stamm ger (be)gehren, denken wollen mchd. gerndiu liut, Sold oder Land gehrende Mannen (Holder).

Feinde Unzählige ihrem Volkstum entfremdete, daß die Ausbreitung der römischen Sprache auch darin eines der mannigfachen Rinnsale fand, in denen sie sich den Weg in die fernsten Provinzen bahnte, zeigt das Beispiel des Arminius selbst und seines verrömerten Bruders, die sich über die Weser hinüber unterredeten, mit Einmengung lateinischer Rede, — was Arminius als Führer von Landsleuten in den römischen Lagern gelernt hatte. Aus einer Stelle des Suetonius darf man auch schließen, daß man sich auf römischer Seite jedes Vorteils der Kultur bediente, um gelegentlich mit den Feinden in der eigenen Sprache unterhandeln zu können. Caligula läßt auf seinem Scheinfeldzuge Geiseln aus der Schule holen, wo sie ja doch wohl zunächst die lateinische Sprache sich angeeignet haben. Auf solche Weise mag manches lateinische Wort seinen Weg auch zu Stämmen gefunden haben schon in frühester Zeit, die dem römischen Einfluß nie unmittelbar unterlegen sind.[1])

Die Nachricht von der Schlacht am Teutoburger Wald spiegelte nur kurze Zeit den Römern die Möglichkeit vor, daß selbst die persönliche Treue der Leibwache durch nationale Gefühle wankend gemacht werden könnte. Die Rückdrängung der römischen Grenze an den Rhein blieb bestehen, aber sie änderte nicht die Gründe, welche die zahllosen einzelnen Germanen trieben, ihre Dienste dem römischen Reiche zu weihen, und ganze Stämme mit Gleichmut zusehen ließen, wie fortgesetzt ihre Jugend als Blutsteuer abgeführt wurde, um in allen Ländern des römischen Reiches für die Interessen desselben aufgebraucht zu werden. So berichtet Tacitus von einer Kohorte Sugambern im römischen Heere bei einem Kampfe gegen thrakische Bergvölker.[2]) Sie waren ja auch schon dem Cäsar freiwillig in alle Erdteile gefolgt, allmählich wurde ein förmliches System daraus, da der Kriegsdienst für die Provinzialen seine Annehmlichkeit verlor und die Werbung versagte. Nur teilweise dienten sie als Hülfsvölker und unter Anführern aus dem eigenen Stamm; vielfach wurden sie unter die Legionen eingeteilt[3]) und dann genügte schon der 20jährige Kriegsdienst, alle Fäden des Zusammenhangs mit der Heimat zu lösen oder die Rückkehrenden zu Trägern der Romanisierung zu machen. Was

[1]) Tacitus Ann. II. 10. pleraque Latino sermone interjaciebat ut qui Romanis in castris ductor popularium meruisset. — Sueton Caligula c 45. — Vgl. Budinsky Ausbreitung des Lateinischen 152 ff. Grundriß der germanischen Philologie I 309—312 (Kluge. Eine Liste der lateinischen Lehnwörter bis zum Abschluß der 2. Lautverschiebung nach Franz lateinisch-romanische Elemente im Althochdeutschen Straßburg 1884).

[2]) Tacitus Hist. II. 14. Caesar b. Gall. VII. 65.

[3]) Vgl. im Ganzen Roth Benefizialwesen S. 89, A. 32 u. flg.

von germanischen Völkerschaften dauernd den Einwirkungen des römischen Reiches und Heerwesens unterworfen war, wie die Bataver, Ubier und die kleinen Stämme am Mittel- und Oberrhein, die nach Ariovists Sturz zurückbleiben durften, verlor in wenig Generationen die germanische Eigenart. Im Heere des Vitellius spielten die Germanen die erste Rolle, die in Sprache und Sitte noch nicht romanisiert waren,[1] als sie dem Usurpator nach Italien folgten: der Aufstand des Claudius Civilis bald darauf scheint das letzte Aufflackern des gallischen wie des germanischen Nationalgefühls in diesen Gegenden gewesen zu sein. Die römische Politik hatte Mittel genug dagegen anzukämpfen, eine Abteilung des Heeres konnte die andere im Schach halten, so standen die Cohorten der Bataver der 14. Legion in althergebrachtem Haß gegenüber.[2]

Seit dem Markomannenkrieg, der den Römern aufs Neue die gefährliche Naturkraft des nördlichen Feindes gezeigt hatte, wurde die Aufnahme der Germanen noch massenhafter und zugleich systematischer. Es wurde je länger je mehr Sitte, daß ganze Haufen mit ihren Anführern entweder nach Schlachten oder gleich zur Vermeidung von Feindseligkeiten in den römischen Kriegsdienst traten; sie übernahmen die Verteidigung der nicht mehr waffenfähigen Bevölkerung des Reiches, auch gegen die eigenen Landsleute, sobald es verlangt wurde. Es ist nicht zu finden, daß etwas Ähnliches wie ein Nationalgefühl sie daran gehindert hätte. Jene ältere Schicht von Germanen im römischen Heere hatte sogar meist den germanischen Namen gegen römische vertauscht, wie Arminius, Flavus, Italikus, Claudius Civilis und dgl. Dieser Gebrauch hörte auf, als die Mischung in so starken Zahlen geschah, wie die 16000 Alamannen, die der Kaiser Probus als Zeichen des Friedens von einigen Gauen nach einem Grenzkrieg erhielt. Bald standen in den Heeren, welche an den Grenzen oder auch im Innern bei Thronkriegen die Schlachten schlugen, fast nur noch Germanen. Seit Diokletian waren die Gentilen, eine ausgesuchte Truppengattung neben den Legionen, wie schon ihr Name sagt, nur noch Fremde. Constantin stritt mit gotischen und fränkischen Söldnern gegen die andern Bewerber um den Kaiserthron Maxentius und Licinius. In der Alamannenschlacht 357 thaten die germanischen Truppen das Beste, die als cornuti und braccati, unter ihren Landsleuten Bainobaud und Laipho, als Tribunen, mit Beibehaltung des Schlachtgesangs stritten.[3] Julian richtete Cohorten der Salier, Bataver

[1]) Tac. hist. II. 37 exercitus linguis moribusque dissonos.

[2]) Tac. hist. II. 68.

[3]) Ammian Marcell 21. 12.

und Chauken ein, die nach Zosimus bis 425 fortbestanden. Gerade Julian, der das heidnisch altrömische Wesen gegenüber den fremden christlichen und germanischen Einflüssen aufrecht zu erhalten bestrebt war, und der in seiner Beschwerdeschrift über Constantius an den Senat das Andenken Constantius des Großen bemängelt, weil er zuerst Barbaren zu hohen Ehren befördert, ja selbst auf den kurulischen Stuhl gesetzt, ist ein Beweis, wie dieses Einströmen germanischer Bevölkerung nicht mehr zurückzudämmen war. Germanen sind es, die nicht gewillt sich in Persien verwenden zu lassen, ihn selbst auf den Schild erheben und als Kaiser ausrufen und er muß Germanen auf die wichtigsten Befehlshaberstellen ernennen! Gundhar wird magister armorum, Dagalaif comes domesticorum, Nevitta comes equorum (wörtlich übersetzt wäre Feldzeugmeister, Gardebefehlshaber, Remontegeneral). Auch bei seinem Gegner Constantius, der selbst den Usurpator Magnentius, fränkischer Abstammung und bei den Läten, Grenztruppen, in Gallien erzogen,[1]) auch nur durch andere Germanen hätte stürzen können, sind solche die wichtigen einflußreichen Offiziere, ein Theolaif und ein Alegild zeigen dem Julian seinen Tod und die Unterwerfung seines Heeres an. Jener Nevitta und ein Agilo leiten eine Untersuchung gegen die Höflinge des Constantius; Nevitta selbst zum Konsul ernannt 362 und Dagalaif leiten im persischen Krieg die Minierarbeiten vor einer Festung, während noch kurz zuvor die Barbaren nicht in die technischen Truppen zugelassen wurden, aus sehr durchsichtigen Gründen. Kurz, Germanen überall, aber ohne jede Möglichkeit dem römischen Reiche ihren nationalen Charakter zu geben, ja kaum im Stande ihn für sich selbst oder ihre Nachkommen aufrecht zu halten, wenn sie nicht auf alles Liebgewonnene verzichtend in ihre Wälder zurückkehren wollten — nicht anders als kaukasische oder turkestanische Häuptlinge und Fürstensprossen im russischen Heere des 19. Jahrhunderts.

Zeigt schon dieses Einströmen germanischer Elemente in das römische Reich den Zug, der Nationalität zu Gunsten anderer Vorteile sich zu entschlagen, so kommt noch dazu, daß der körperliche Unterschied der Bevölkerungen im Gefolge solcher Mischungen von seiner anfänglichen Schärfe wohl einbüßen mußte, wenn auch das Kriegshandwerk die Masse der Abenteurer und Landsknechte wieder größtenteils verschlang. Daß die römische Staatskunst in alter Meisterschaft diesen Prozeß nicht aufhielt, ist von vornherein anzunehmen und geht aus einzelnen Nachrichten hervor, wie die Germanen gern

[1]) Zosimus II. 54 γένος ἕλκων ἀπὸ βαρβάρων, μετοικήσας δὲ εἰς Λετοὺς παιδείας τῆς Λατίνων μετασχών.

auf die gefährdeten Posten gestellt wurden, z. B. im persischen Feldzug Julians, wo sie sich in gedankenloser Abenteuerlichkeit noch dazu drängten, bei Flußübergängen als verlorener Haufe vorauszugehen. Von denen, die den zwanzigjährigen Kriegsdienst überlebten, werden wohl die Meisten in Militärkolonien Belohnung gefunden haben; schon Cäsar hat Noviodunum in Gallien als erste germanische Kolonie angelegt.

Von noch weit stärkerem Einfluß auf die Mischung der Bevölkerung des römischen Reiches müssen die Ansiedelungen germanischer Ackerbauer gewesen sein. Tiberius siedelte 40000 Sugambern auf der Rheininsel an — es ist nicht sicher, ob sie wirklich so lange ihre Nationalität bewahren konnten, um später zu den salischen Franken zu werden, weil ihr Name noch zur Zeit Chlodwigs bekannt war. Markus Aurelius verringerte zugleich die Zahl der Feinde und füllte die Lücken, die Krieg und Pest in die einheimische Bevölkerung riß, indem er germanische Haufen mit Weib und Kind im Reich ansiedelte und zwar als Kolonen, so bei Ravenna, die dann aber wieder versetzt wurden, auch 3000 Varisten, die man am Doubs angesiedelt glaubt,[1] weil dort viele Jahrhunderte später ein Gau der Warasker erwähnt ist. Das Zurückgehen der Landbevölkerung machte noch häufig für solche Ansiedelungen Platz, die germanische Volkssplitter mitten unter die Provinzialen verpflanzte. Kaiser Claudius II. besiegte 269 bei Naissus eine Schaar aus verschiedenen gotischen Völkern, nach seiner eignen Behauptung 300000, von denen dann viele in's Heer eingereiht, andere als Kolonen angesiedelt wurden, die siegreichen Soldaten bekamen jeder 2—3 Weiber als Beute. Probus siedelte 100000 Bastarnen in Thrazien an, ebenso Vandalen und Burgunder in Britannien, noch soll der Ort Vandelbury an sie erinnern. Und so lange diese Zustände fortdauerten, das ungestüme Drängen der Völker an der Nordgrenze, die meist halb von Not, halb von Raubsucht und Eroberungsgier getrieben waren, die Überlegenheit der römischen Politik und Strategie, und die Verödung der Provinzen, besonders durch den Druck auf die landbauende Bevölkerung, — so lange ging auch die Durchsetzung mit fremden Volkselementen fort. Der Wechsel zwischen Sieg und Niederlage der Römer hat hier so wenig geändert, als das immer wieder auftauchende Mißtrauen gegen die Fremden. Es handelte sich nicht nur um Germanen. Diokletian nahm 295 die Karpen in Pannonien und Mösien auf, das gleiche soll sein Mitregent Galerius gethan haben. 337 nahm Kon-

[1]) Dettmer, Markomannenkrieg. (Forschungen zur deutschen Geschichte XII 207. 212.) Bezweifelt Hist. Zeitschr. 43. S. 133 (v. Öfele).

stantin auch 300000 Sarmaten auf, die allenthalben im Reich angesiedelt wurden; auch in Gallien, wo ihr Name lange Zeit sich erhielt. Von diesen Kolonisationen sind wohl nur die wichtigsten und umfangreichsten überliefert, da jeder siegreiche Feldzug die Zahl der Germanen mehrte. Ammian erzählt von einem Jahr, daß Goten und Taifalen als Kolonen nach Parma, Modena und Reggio verpflanzt und daß nach einem Siege über die Lentienser am Bodensee die kräftigen Männer, wie immer in solchen Fällen geschehen sei, in das römische Heer geschickt worden seien.[1]) Dazu kommt noch der starke Handel mit Sklaven, besonders gotischen, wie er für die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts von galatischen Kaufleuten betrieben wurde. Kaiser Julianus soll auf die Aufforderung die Goten zu bekriegen, die Antwort gegeben haben, zu ihrer Vernichtung genügten die galatischen Kaufleute.

Man möchte vermuten, daß es nach Jahrhunderten solchen Bevölkerungswechsels innerhalb des römischen Reiches mehr Germanen gegeben hätte als außerhalb, wenn nicht der Menschenverbrauch gleichfalls sehr bedeutend gewesen wäre!

Den stärksten Zusatz germanischer Landbevölkerung erhielt wohl Gallien. Teilweise wurden über das ganze Land germanische Sklaven und Kolonen zerstreut, teils entstanden geschlossene Ansiedelungen unter eignen Vorgesetzten, hauptsächlich an der belgischen Grenze. Diese Läten hatten etwa die Stellung der ehemaligen österreichischen Militärgrenze; seit dem 4. Jahrhundert erwähnt und von den Gentilen nicht immer unterschieden, könnten sie wohl ihren Typus bewahrt haben bis zur späteren fränkischen Eroberung. Doch brauchen sie nicht ausschließlich von rechtsrheinischer Herkunft zu sein.

Der ehemalige Abstand der körperlichen Erscheinung der Nordvölker von der Provinzialbevölkerung mußte jedenfalls im Laufe der letzten Geschlechter sich auf weite Strecken verwischt haben, und eben zum Vorteil des römischen Wesens, das der Mischung das sprachliche und staatliche Gepräge aufdrückte. Schon im 3. Jahrhundert wird der Kaiser Maximinus der Thracier, der angeblich 8 Fuß groß war, als der Sohn eines Goten Mikka und einer Alanin bezeichnet, als ein halber Barbar bittet er noch als Jüngling in seiner Muttersprache einst den Kaiser, mit den Soldaten ringen zu dürfen.[2])

Den Römern, die ihres reinen Blutes sicher auf die Barbaren als geringere, seit jeher nur zum Dienen bestimmten Menschenart her-

[1]) Ammian. XXXI. 9. 4. und 10. 17 (z. J. 377).

[2]) Jordanis XV. 83 (patria lingua).

unterschauten, machte der teilweise Ersatz der geschwundenen Bevölkerung durch fremde Elemente den Eindruck einer Gefahr für den Charakter des römischen Reiches. Aber auch früher hatten solche Vorgänge stattgefunden. Nach dem Untergang des altitalischen Bauernstandes hatte das Latifundienwesen Heerden von Sklaven hauptsächlich aus dem semitischen Vorderasien nach Mittel- und Unteritalien gebracht; welche dann geradezu dort überwogen. Verrät sich nicht auch jetzt noch dieses Element der süditalienischen Bevölkerung als der Grundtypus? Und war denn die ganze Geschichte der römischen Provinzen etwas Anderes? Aus einem bunten Gewirr von Völkern aller Rassen und Sprachen, aus etruskischen, ligurischen, venetischen, aus keltischen, belgischen, aquitanischen, iberischen, punischen, rhätischen und illyrischen Wurzeln und zahllosen Sklaven jeglicher Herkunft nährte sich seit Jahrhunderten das Pfropfreis der römischen Sprache, bis es zum mächtigen Baum geworden alle Länder um das Mittelländische Meer überschattete. Ein meisterhaftes System von Kolonien und von Abstufungen des Rechtes hatte jede Nationalität, fast mit einziger Ausnahme der griechischen, durch den Egoismus der Einzelnen und der Gemeinden, die für die Hingabe an die römischen Interessen auf Belohnung hoffen durften, allmählig untergraben, der Gebrauch der lateinischen Sprache hatte immer wieder Anwartschaft gegeben dem herrschenden Volke zugezählt zu werden. Mit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts auf alle Provinzialen, durch Caracallas constitutio Antoniniana 212 war vollends jede Scheidewand gefallen, der römische Name war zu einem Kulturbegriff geworden, der Gebrauch des Lateinischen war der Eintritt in eine Welt, außerhalb deren sich höchstens abgelegene Winkel halten konnten. Verhielten sich nun die Germanen anders gegen den Zug der Zeit, als die übrigen Nationalitäten? Leisteten sie der Romanisierung zäheren Widerstand? Hielten sie wie die Juden an ihrer Religion, an heimischen Erinnerungen fest? Waren sie durch ihr Nationalgefühl noch mehr als durch ihre Zahl oder ihre Tapferkeit dem Fortbestand des Reiches gefährlich, drohten sie es in ein germanisches umzuwandeln?

Blickt man nur auf die fortschreitende Umbildung des Heerwesens allein, das in nationaler Einrichtung Rom zur Hauptstadt Italiens, ja des Mittelmeeres gemacht, das dann geworben sich stolz als den Träger altrömischen Geistes, als dessen beste Pflanzschule betrachten gelernt hatte, aus dessen Reihen der Cäsar die Bürgerschaft und den Senat Roms mit neuem Leben erfrischte, das dann in den Provinzen mit nicht geringerem Recht als in der Hauptstadt an den

Ursprung des Kaisertums aus der Stellung des siegreichen Imperators zu erinnern sich gewöhnt hatte — wie dieses Heer zuerst nur einzelne angeworbene Germanen in seinen Reihen, andere in der geringeren Achtung der Auxilien gesehen, dann die germanische Leibwache, die Einrichtung des Grenzdienstes, die Aufstellung eigener Abteilungen unter germanischen Anführern, die bald mit kecken Händen nach den höchsten Stellen im Hof- und Staatsdienst griffen, weil keine bessern Männer mehr da waren, so begreift man, daß Alle, die sich für echte Römer hielten, mit Groll und Neid auf die Fremdlinge blicken mußten. Die Anschauungen Julians sind aus demselben Bestreben, die Fremden auszunützen, aber in ihrem Kreise zu lassen, hervorgegangen wie das Ehegesetz des Valentinian und Valens, das die Verbindung zwischen Gentilen und Provinzialen mit Strafe bedrohte, wie die zwischen Christen und Juden, nämlich mit dem Tode. Allenthalben regte sich in dieser Zeit der Reaktion gegen die Germanen das tiefe Mißtrauen, das sie einflößten. Es ist ganz natürlich, daß man die Germanen, die man für das römische Reich bedurfte, so lange als möglich weit weg von ihrer Heimat verwendete. Derselbe Valentinian setzte den Bucinobanten gegenüber von Mainz den Fraomar zum König: und als trotzdem dessen Unterthanen bei einem Streifzug von den Römern fast völlig niedergehauen worden waren, versetzte er ihn nach Britannien als Tribun einer Legion Alamannen. Aber selbst dies genügte nicht gegen das Mißtrauen. Unter ihm befehligte neben andern ein edler Alamanne Hortar, der auf die Beschuldigung an Vornehme seines Volkes hochverräterische Briefe geschrieben zu haben, der Folter unterworfen und verbrannt wurde.[1])

Hier verrät sich die Furcht, von der das verkommene Geschlecht geplagt war, das sich eitel mit den Römernamen brüstete und täuschte. Gegenüber dem Hinsiechen der Bevölkerung innerhalb des weiten Kulturkreises, der Lebensmüdigkeit und Greisenhaftigkeit, die von der Last einer ruhmvollen Vergangenheit erdrückt war, die in dem Andenken an die ehemaligen Tugenden der Griechen und Römer nicht Ermunterung sondern nur beschämende Mahnung finden mußte, die auch in der neuangenommenen Staatsreligion nur ein müßiges Spiel sophistischer Haarspalterei und die Befriedigung einer kleinlichen auf Titel, Abzeichen und Staatsgewänder gerichteten Eitelkeit suchen konnte, stand drohend die unbegreifliche Naturkraft der nördlichen Völker, die in den Anstrengungen des Kriegsdienstes, in Kampf und Wunden

[1]) Amm. Marc. XXIX. 4. 7.

Freude und Beruf des Lebens fanden, die, soviele auch das Schwert dahinraffte, immer neue Schaaren senden konnten, als ob ihre Lebenskraft unerschöpflich wäre,[1] wie schon Tacitus den Zeitgenossen vor Augen hielt. Sollten sie sich noch länger dazu bequemen zu dienen und auf Beförderung zu warten, statt die Herrschaft der Welt selbst in die starken Fäuste zu nehmen?

In solcher Angst vor dem Einverständnis derer, die dem römischen Reich und Heer eingefügt waren, mit den zahllosen Schaaren ihrer Landsleute, die an die Pforten des reichen Südlandes pochten, und mit Gewalt den Einlaß zu erzwingen drohten, verschärften noch die Römer den Gegensatz. Die vor den Hunnen über die Donau geflüchteten Westgoten wurden durch Treulosigkeit gezwungen, das Recht des Stärkern anzurufen; auf die Kunde der Schlacht bei Adrianopel ließ der höchste Befehlshaber jenseits des Taurus sämtliche Goten töten, die ihm früher zugesandt worden waren, Geiseln und aus Not als Sklaven verkaufte, die nicht nur aus der Nähe der Hauptmasse entfernt sondern noch in Asien in die verschiedenen Städte und Kastelle verteilt worden waren. An ihre Befehlshaber, die sämtlich, damals eine Seltenheit, Römer waren, ergingen geheime Befehle; an einem und demselben Tage wurden sie durch das Versprechen einer Soldverteilung in die Vorstädte hinausgelockt und niedergemacht.[2] Sie waren also als Soldaten eingereiht; war denn zu befürchten, daß ihre Treue nicht stich halten würde?

So sehr verkannten die Südländer die Gefühle und die Denkweise der Germanen. Auch diesen erschien das Römische Reich als die endgültige bleibende Ordnung der Dinge; trotz aller Schwierigkeiten, die sie etwa den einzelnen Trägern des Diadems zu bereiten sich nicht scheuten, lag dessen Umsturz nicht im Bereich ihres Denkens. Das römische Reich, das die Gemeinschaft des Menschengeschlechts im Sinne der stoischen Philosophie so gut verwirklichte, als es für die christliche Anschauung die Welt schlechthin, die Unterlage des Gottesstaates und der Kirche bedeutete, dessen Ende mit der Wiederkunft des Herrn zum Gericht zusammenfallen mußte — dieses römische Reich übte auf die Germanen, auf den einzelnen Abenteurer und die von Not bedrängten, nach fruchtbarem Ackerland verlangenden Stämme und Völker den Zauber einer höheren Lebensordnung aus und hatte längst die herbe Selbstgenügsamkeit, den Abscheu gegen andere Lebensführung untergraben, die Cäsar von den Sueven berichtet. Die Hin-

[1] Amm. XXVII. 11 und 10. 5. XXVIII. 5, 9 von den Alamannen.

[2] Amm. Marc. XXXI., 16, 8. Zosimus IX 26.

gebung der Germanen und besonders der Goten an das römische Reich fand keine Schranke an einem Nationalgefühl. Jordanis, selbst ein Gote, und zu einer Zeit schreibend, wo er erkennen konnte, welches die Folgen dieser Hingebung für das Volkstum der Goten schließlich sein mußten, schildert doch mit wahrem Bedientenstolz, der in der späteren Entwicklung des eigentlich deutschen Volkes seine Analogien findet, die Wichtigkeit der Goten für das römische Reich und Heerwesen. Als Athanarich, Führer einer gotischen Abteilung nach Fritigerns Tode, der mit Theodosius den Frieden geschlossen hatte, nach Konstantinopel kam, rief er staunend aus: „Wahrlich der Kaiser ist ein Gott auf Erden und wer gegen ihn die Hand aufhebt, verwirkt durch eigne Schuld sein Leben." So stellte sich auch sein Heer nach seinem Tode unter die Herrschaft der Römer und bildete mit den römischen Soldaten gleichsam einen Körper.[1]) Gegen jedes beliebige Volk, berichtet derselbe Jordanis, hatten die Goten schon früher 40000 der Ihrigen als Beistand gestellt. Warum nicht auch gegen das eigene? Arbogast, obgleich selbst ein Franke, nahm wenigstens 392 keinen Anstand, gegen die Chatten, Amsivarier und Brukterer den Feldzug zu leiten, den der Vorteil des Reiches erforderte. Die Herren des Reiches verstanden diese Gesinnung so wenig, daß, wie einst der Franke Silvanus nach Konstantins Tod erst durch die Beschuldigung des Hochverrates zur Empörung getrieben worden war, so später der beste Mann des Reiches, Stilicho, nur durch die Abneigung der Römer sich gezwungen sah, sich auf Germanen zu stützen. Man tötete ihn als Verräter — aber an wen hätte er das Reich verraten sollen? Es war derselbe Stilicho, der das Verbot erlassen hatte, in germanischer Tracht auf den Straßen von Rom zu erscheinen. Auch das gehört zu den Zeichen jener Reaktion, die sich im Ehegesetz des Valentinian ausspricht, sich dem leisen, aber durch tiefbegründete Kräfte gegebenen Gang der Entwickelung entgegenzustemmen, zu erbittern, wo Versöhnung am Platze war, Hirngespinsten nachzujagen, die sie aus der Vergangenheit herholte, und so zu fördern, was sie bekämpfen wollte. Wer konnte, bei einiger Kenntnis der Vergangenheit des römischen Reiches, jetzt daran denken, an Stelle der langsamen Romanisierung der Barbaren eine gewaltsame Unterdrückung durchzusetzen!

Erst der offene Krieg zwang sie sich zusammenzuhalten und trieb alle Gedrückten in ihre Reihen. So strömten den Westgoten, die ja nichts als Land und Schutz verlangten und dafür Un-

[1]) Jordanis XXI., 111 — XXVIII., 142.

treue erfuhren, nach der Waffenerhebung die Landsleute zu, die früher von Händlern in die benachbarten Gegenden gebracht worden waren oder nach der Überfahrt für Wein und Brod in Knechtschaft verkauft worden waren, und auch die Sklaven der Bergwerke. Aber der nationale Gesichtspunkt kam dabei nicht in Betracht, auch Hunnen und Alanen waren willkommene Verstärkung jener Scharen. Römischen Überläufern aber trauten sie nicht; als nach der Schlacht von Adrianopel 300 römische Fußsoldaten in geschlossener Masse übergingen, wurden sie zusammengehauen.[1]) Und wieder nach Stilichos Ermordung schlossen sich viele Tausende seines Heeres an das Alarichs an, der auch von den belagerten Römern die Auslieferung aller Sklaven barbarischer Abstammung verlangte zur Verstärkung seines Heeres. So mochte es schließlich nicht weniger bunt zusammengesetzt sein, als die plündernden Haufen, die die Länder des weströmischen Reiches durchzogen, seit die Verteidigung der Grenzen immer schwächer und systemloser wurde.

Was die Westgoten durchgesetzt hatten, Wohnsitze im römischen Reich, verlangten auch andere Stämme. Die Heere reichten nicht mehr aus, die gewaltthätige Festsetzung in den Provinzen zu verhindern. Was früher die römische Staatskunst als letztes Mittel zur Unschädlichmachung der Barbaren umsichtig gewährt hatte, hätte ihnen am Liebsten die Unfähigkeit und Kurzsichtigkeit der Höfe von Ravenna und Byzanz verweigert, die mit derselben kleinlichen Treulosigkeit unter sich gegenseitig verfuhren. Weder blinde Zerstörungssucht, noch die Absicht, an Stelle des römischen Wesens germanischer Volksart einen neuen Boden zu verschaffen, ist die Ursache der Gründung neuer Staaten in den Provinzen des römischen Reiches. Man möchte freilich annehmen, die Feindseligkeit gegen das germanische Element hätte diesen Gedanken hervortreiben müssen. Orosius legt dem Athaulf, Alarichs Nachfolger, den Plan unter, den römischen Namen auszulöschen und den Erdkreis aus einem römischen in ein gotisches Imperium umzugestalten; doch sei ihm klar geworden, daß die ungebrochene Barbarei seiner Goten nicht an den Gehorsam gegen die Gesetze zu gewöhnen sei, deshalb habe er beschlossen in die Wiederherstellung und Mehrung des römischen Namens mit den Kräften der Goten seinen Ruhm zu setzen.[2]) Solche Reflexion ist wohl nur dem Gehirn des Schriftstellers entsprungen! So kläglich auch die Macht der Kaiser seit der Teilung des Reiches war, die Idee des römischen Reiches selbst blieb bestehen, und mit ihr der Anspruch auf die Welt-

[1]) Amm. Marc. XXXI, 15, 4.

[2]) Orosius contra paganos VII, 43.

herrschaft, der Schatten des Imperiums lagerte über all dem Glanz der Reiche, die auf die Überlegenheit der Waffen in den römischen Provinzen gestützt waren.

Getreu ihrer alten Dienstbarkeit kämpften die Westgoten auch nach der Gründung einer selbständigen Herrschaft gegen andere germanische Völker im Auftrag der Römer. Die Zersplitterung der kleineren Stämme, die gegenseitige Vernichtung in endlosen Kriegen scheint noch auf Geschlechter hinaus der Zweck aller Anstrengung. In der Schlacht auf den katalaunischen Feldern kämpfen nicht nur die Westgoten, auch die Franken und kleinere Scharen gegen andere Germanen, die einen im Dienst der Römer, die anderen der Hunnen, ein sinnloses Gemetzel, wie selbst dem Jordanis klar wurde.[1] Erst nach dem Tode des Attila kam den unter seinem Scepter vereinigten germanischen Stämmen der Mut sich gegen die bisherigen Herren aufzulehnen, für alle Germanen trat das römische Reich wieder an die Stelle, von wo sie Land und Sold erhielten.

Der Vandale Geiserich allein schien sich nichts um dessen Ansprüche zu kümmern; aber seine Unterthanen behielten dasselbe Gefühl der Unsicherheit, wie es überall die eigenmächtige Festsetzung auf Provinzialboden hervorbrachte.[2] Und doch waren sie die Einzigen, die rücksichtslos zugegriffen hatten und die Dinge nahmen, wie sie waren; nicht einmal die Merowinger verschmähten römische Titel; die Burgunder, die meuternden Landsknechtshaufen Odoakers und der große Theodorich machen sich alle eine vorsichtige Schonung des Bestehenden zur Pflicht. Es kann ein Beweis für die angestammte Tugend der Rechtlichkeit sein, aber zur Festigung der nationalen Eigenart der neuen Staaten diente es nicht. Ganz anders die Sachsen, die nach Britannien gerufen nur das Recht des Stärkeren kennen wollten, die Grundlage des gesunden nationalen Egoismus, der ihre späten Enkel in allen Erdteilen zu Macht gebracht hat. Von solch hartem und festem Gefüge waren die Stämme überhaupt nicht, welche jetzt in den Südländern ihre Herrschaft gründeten.

Nicht daß sie nun sofort ihre Eigenart aufgegeben hätten, wie seit Jahrhunderten die zahllosen Abenteurer, die einzeln in das römische Reich einwanderten, oder die das harte Los der Aushebung oder der Knechtschaft in eine fremde Welt geworfen hatte, in der sie lernen mußten die Sprache ihrer Herren zu verstehen. Anders standen

[1] Jordanis XXXVI, 192, probatum est humanum genus regibus vivere quando unius mentis i n s a n o impetu strages sit facta populorum et arbitrio superbi regis momento defuit quod tot saeculis natura progenuit.

[2] Proc. bell. Vand. I, 22.

diese siegreichen Scharen der römischen Welt gegenüber, in der sie sich nicht mehr zum Dienen, sondern zum Herrschen berufen sahen. Zwar auch sie hatten in Berührung mit ihr einen Teil dessen aufgegeben, was ihren Ahnen ein Stück ihrer nationalen Eigenart gewesen war, den Glauben an die Götter, welche in der alten Heimat walteten. Von den Südländern hatten sie Kunde von einem mächtigeren Gott erfahren, dem prächtige Tempel errichtet waren, dem eine reichgekleidete Priesterschaft diente; das heilige Buch war durch die Übersetzung ins Gotische ihnen zugänglich geworden, und nachdem die Goten selbst den neuen Gott als den des reichen und fruchtbaren Landes, in das sie wollten, als den mächtigeren kennen gelernt und die damals herrschende Dogmatik unbesehen mit in den Tausch genommen hatten, hielten sie an der Zugehörigkeit zum arianischen Christentum mit um so größerer Zähigkeit fest, als die mitgebrachten Priester zu ihnen gehörten. Der Gottesdienst in ihrer Sprache schied sie, wie die Vandalen, von den Unterthanen.

Nicht minder hielten sie an der Führung der Waffen, wie sie es gewohnt waren, als der Grundlage ihrer Herrscherstellung über die unkriegerischen Provinzialen fest. Dies war ein Hauptaugenmerk Theodorichs; und ohne nachzudenken, ob es für alle Wechselfälle des Geschickes ausreiche, übten die Vandalen ausschließlich den ihnen zusagenden Reiterdienst für den Kampf Mann gegen Mann.[1]) Auch die Tracht blieb Abzeichen ihrer nationalen Sonderung. Die Pelze behielten die Westgoten im warmen Südfrankreich bis zu Ende des 5. Jahrhunderts; ebenso die Art das Haar zu tragen in Spanien bis ins 7. Jahrhundert. Theodorich gab in Italien die Tracht seines Volkes auf und nahm königlichen Schmuck an, weil er König auch der Römer sein wollte, seine Goten blieben ihr treu; wenn auch die Vandalen dem Klima und den Sitten Afrikas sonst sich bequemten, so scheint doch wohl der Goldschmuck, den die Byzantiner den Gefallenen abnahmen,[2]) nichts Anderes zu sein als die goldenen Armreife, die noch das Hildebrandslied kennt. Auch die Franken hatten eigne Tracht, die noch der Mönch von St. Gallen an Ludwig dem Deutschen beschreibt;[3]) nicht minder die Langobarden, wie Paulus Diakonus sie schildert; ihre Haar- und Barttracht ward noch 788 in Benevent getragen.[4]) Zwar beweist solche nationale Zähigkeit den Wunsch, ein Verschwinden in der unterworfenen Be-

[1]) Procop. b. V. I, 8.
[2]) ebenda II, 3.
[3]) I, 34. Ermoldus Nigellus in hon. Illud. II, 473.
[4]) Paul. Diac. IV, 23, Erchemperti hist. Langob. c. 4 (M. G. SS. Lang 236).

völkerung zu verhüten, der auch in der Verschiedenheit des germanischen Volksrechtes der Eroberer und des römischen für die Unterthanen fortlebte.[1]) Der Gedanke, die Unterthanen zur germanischen Art herüberzuziehen, lag nicht im Gesichtskreis; ein Erfolg in dieser Richtung war schon durch die geringe Anzahl der Germanen ausgeschlossen, und so diente die Absonderung in Sprache und Tracht bloß dazu, dieses Mißverhältnis zur Anschauung zu bringen. Leider ist man für diesen wichtigen Punkt auf zweifelhafte Angaben oder Schätzungen angewiesen.

Die Westgoten werden für die Zeit, als sie Athaulf nach Gallien führte, zum höchsten auf 70—80000 Krieger, bei einer Gesamtzahl von 200000 Menschen angesetzt.[2]) Sie erhielten jedoch Verstärkung durch Zuzug, als Kaiser Glycerius eine Schar Ostgoten unter Vidimir zu ihnen wies, die dann mit ihnen verschmolzen, und eine abermalige zu der Zeit, da Theodorich als Vormund seines Enkels Ostgoten in die Provence und Gallien schickte, von denen ein Teil zu den Westgoten übertrat.[3]) Gallia Narbonensis, im Umfange von 1200 Qu.-Meilen gerechnet, hatte früher 1½ (oder 2½) Millionen Einwohner, die spanische Halbinsel 6, nach anderer Schätzung 9 Millionen gehabt,[4]) bei der Festsetzung der Goten freilich weniger.

Für die Vandalen gibt Prokopius[5]) die Zahl von 50000 Mann an, die Geiserich in Tausendschaften unter 80 Obersten eingeteilt hatte, um den Anschein von 80000 Mann hervorzubringen. Sowohl durch eigene Vermehrung, als durch Zuzug anderer Barbaren, die ebenso wie die Alanen mit ihnen verschmolzen, waren sie bedeutend zahlreicher geworden. In dem ausgedehnten Lande verstreuten sie sich nicht, sondern hielten sich an wenigen Punkten zusammen. An einer anderen Stelle gibt Prokopius den Menschenverlust Afrikas während der Kriegsjahre auf anderthalb Millionen an, davon waffenfähige Vandalen allein 160000.[6]) Wollte man

[1]) Zöpfl, Rechts-Geschichte II, 1, S. 16, a. 6 erklärt den Nationalstolz des herrschenden Volkes als Grund zur Festhaltung des Rechts-Unterschiedes.

[2]) Nach Fauriel hist. de la Gaule meridionale I, 113. Jahn, Geschichte der Burgundionen I, 333. Nach Dahn, Könige der Germanen VI, 50, über 50000 Krieger, über 300000 Köpfe.

[3]) Jordanis LVI, 284. Procopius bell. Got. I, 12, 13.

[4]) Die kleinere Zahl hat Beloch, Bevölkerung der griechisch-römischen Welt I, 448, die größere Wietersheim, Völkerwanderung I, 216.

[5]) Procopius bell. Vand. I, 5.

[6]) Hist. arc. 18.

noch die Abgeführten, aus denen fünf Reiterabteilungen gebildet und nach dem Orient geschickt wurden, hinzurechnen, so gäbe dies für drei Geschlechtsfolgen eine Vermehrung auf mehr als das dreifache[1]), aber doch nur eine schwache Minderheit.

Als die Zahl der Burgunder gibt eine alte Überlieferung 70 bis 80 Tausend an, deren Richtigkeit ebenso problematisch ist als alle anderen derartigen Quellenstellen.[2]) Auch sie siedelten sich, wie die römische Einrichtung des Drittels für Einquartierung üblich war, durch das ganze Gebiet so an, daß von jedem Grundstück ein Teil an eine burgundische Familie abgetreten wurde. Zu ihrer geringen Machtentfaltung stimmt es, daß noch das Gesetz des Gundbad zu Anfang des 6. Jahrhunderts auf Nachzügler Bedacht nahm.

Der Umfang ihrer Gebiete, etwa 2000 Qu.-Meilen mit zahlreichen Städten, macht auch die große Rücksicht erklärlich, die sie stets den Romanen entgegengebracht haben. Die Selbständigkeit konnten sie am kürzesten bewahren.

Die Zahl der Ostgoten bei ihrem Einbruch in Italien, einst von Gibbon auf 1 Million Menschen angeschlagen, wird mit besseren sachlichen Wahrscheinlichkeitsgründen auf den vierten Teil davon geschätzt.[3]) Kaum zwei Menschenalter später bringt Vitiges trotz des Abfalls einiger Landschaften außer einem zahlreichen Heere gegen Dalmatien noch ein Heer von 150000 Mann Reiter und Fußvolk gegen Belisar auf die Beine und Totilas erinnert die Goten daran, daß sie einst 200000, jetzt noch 5000 seien.[4]) Eine solche Volksvermehrung in etwa 50 Jahren, selbst Zuzug und starke Einwanderung als möglich angenommen, wird nur der Schmeichelei des Schriftstellers gegen den byzantinischen Feldherrn ihren Ursprung verdanken; in einem Gebiet, wovon Italien ohne die Inseln zur besten Zeit auf 11 oder 9 Millionen anzusetzen ist, so sehr auch die Bevölkerung seither gelichtet sein mochte, würden die Goten auch so

---

[1]) Nach Jahn, Geschichte der Burgundionen I, 333, unmittelbar vor der Unterwerfung 80 000 ohne Weiber, Kinder und Knechte. v. Pflugk-Harttung, Grotes Allg. Gesch. III, 294, spricht von 200 000 Seelen, davon 30—40 000 Krieger.

[2]) Jahn, Geschichte der Burgundionen I, 253, 332 und 330, und Binding, Gesch. d. burgund.-romanischen Königreichs I, S. 4, N. 3 über Orosius VII, 2 und Hieronymus, Fortsetzung des Eusebius (ed. Schöne II, 198). Solche Zahlen können doch nur beweisen, ob es sich um größere oder geringere Völker für die Geschichtsschreiber handelte.

[3]) Dahn, Könige II, 78. — Nach Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung II, 437, 80—100 000 Krieger und 350 000 Köpfe, davon 40–50 000 Rugier.

[4]) Procopius bell. Got. I, 16, III, 4.

einen mäßigen Bruchteil gebildet haben. Procop behauptet, daß Mailand allein 300000 männliche Einwohner gehabt habe.

Noch viel geringer war die spätere langobardische Einwanderung, sie bedurfte zu ihrer Verstärkung außer den germanischen Herulern und Sachsen noch bulgarischen, sarmatischen, pannonischen und norischen, gepidischen und suevischen Zusatzes.[1]) Ganz müßig wäre, ihre Zahl schätzen zu wollen; daß sie in dem verödeten Italien sich in der ersten Zeit mit der Besitzergreifung des nördlichen Teiles begnügten, spricht klar genug für ihre Schwäche; erst allmählich wuchs ihre Leistungsfähigkeit gegenüber den byzantinischen Ansprüchen auf Italien, so daß sie weiter nach Süden Eroberungen begannen. Wie sie von allen eigentlichen Wandervölkern im nächsten Zusammenhang mit der alten Heimat der Germanen blieben, haben sie auch von allen am leichtesten Zuzügler anderer Stämme aufgenommen, die der Ausdruck Waregang bezeichnet; ein Bayer, ein Thüringer, ein Alamanne erlangten die Herzogswürde bei ihnen; sie müssen längere Zeit im engsten Verkehr über die Alpen hinweg mit dem ganzen germanischen Norden gestanden sein. Im fernen Elbeland war die alte Heimat ihres Stammes, dessen Name in dem der Stadt Bardewyk lange Jahrhunderte fortlebte. Von weit her kamen ihnen die Sachsen zu Hilfe; bis zu den Angelsachsen verbreiteten sich die Heldenthaten Alboins im Liede.[2])

So scheint durch manche Bande innerer Ähnlichkeit eine Gemeinschaft zwischen den einzelnen germanischen Staaten der Völkerwanderung im Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Dem weisen Theodorich wenigstens schwebte der Gedanke vor eines gemeinsamen Interesses aller Germanen gegenüber dem in Byzanz fortbestehenden Kaisertum. Er trachtete lieber nach dem Ruhm des Friedefürsten, als nach dem blutigen Lorbeer des Schlachtensiegers; lange genug hatten sich die Germanen gegenseitig bekämpft und vernichtet zum Vorteil fremder Herrscher. Friede und Freundschaft wollte er pflegen; bis ins innerste Germanien trachtete er durch Verschwägerung Einfluß zu gewinnen; über das westgotische Reich, das Erbe seines Enkels, streckte er seine schützende Hand aus, die Könige der Heruler, Warnen, Thüringer und Burgunder sollen ihm dazu behilflich sein, den barbarischen Chlodwig umzustimmen. Dann gelang es ihm auch, das westgotische Reich vor dem Untergang zu bewahren, es selbst in engeren Zusammenhang mit seinem ostgotischen zu bringen; fast konnten sie als eines

[1]) Paul. Diac. I, 20, II, 24, V, 29.

[2]) Paul. Diac. I, 27, vergl. Wackernagel, Literatur-Gesch. S. 52.

gelten. Zu den Vandalen sandte er mit seiner Schwester eine kriegerische Schar, 1000 edle Goten und 5000 streitbare Männer.

Freilich liegt in dieser Politik, den Frieden und die Eintracht der germanischen Völker zu pflegen und zugleich gegenüber dem byzantinischen Reich die Fortdauer des status quo, der Reichsidee zu betonen, eine verhängnisvolle Täuschung über die Wirklichkeit. Die Anwendung des Wortes barbari als Gesamtbezeichnung der Germanen für die Kanzlei des Ostgotenkönigs spricht deutlich genug; lateinische Schreiben richtete sie auch an die germanischen Fürsten.

Die germanischen Stämme aber sind in vollem Zuge, sich zu selbständigen Völkern fortzuentwickeln, zu getrennten Nationen, deren ursprüngliche Gleichartigkeit völlig in den Hintergrund tritt. Als Völker mit abweichenden Charakteren stellt sie z. B. der Presbyter Salvianus schon vor Theodorichs Herrschaft dar. Man muß sich fragen, ob man das Gefühl der Eigenart, das er selbst, wenn auch stark rhetorisch, bezeugt, noch Stammesgefühl oder schon Nationalgefühl zu heißen hat.[1])

Als Ausnahme erscheint deshalb das von Prokopius eigens hervorgehobene Aufgehen der Alanen und anderer in den Vandalen.[2]) Aber über Länder und Meere hin hielten die durch Wanderung gespaltenen Völker den Zusammenhang fest. Zu den Vandalen nach Afrika kamen Gesandte des Teiles, der in früheren Sitzen zurückgeblieben war. Die Heruler von Singedon holten sich einen König von dem Teile, der nach Thule ausgewandert war, wohl Skandinavien. Die Rugier, welche mit Theodorich nach Italien gezogen waren, hielten sich doch von ihnen abgesondert und bewahrten die Reinheit ihres Blutes. Auch die Bundesgenossen der Langobarden blieben Jahrhunderte lang von ihnen getrennt, die Sachsen verließen sogar Italien wieder. Die von Theodorich zu den Vandalen gesandten Goten wurden später von diesen getötet auf die Beschuldigung hin, daß sie auf Empörung sännen.[3])

[1]) Salvianus † 485 de gubernatione mundi, (M. G. Auct. antiqu. I) omnes se fere barbari, qui modo sunt unius gentis et regis, mutuo amant V, 15 Gothorum gens perfida, sed pudica, Alanorum impudica, sed minus perfida Franci mendaces sed hospitales, Saxones crudelitate efferi, sed castitate mirandi. VII, 63, 64. Rohe Gebräuche der Gepiden IV, 81. Raubsucht der Alanen IV, 68. Trunksucht der Alamannen IV, 68, der Heruler Procop. bell. Vandal. II, 4, dazu II, 14; besonders die Kennzeichnung der Vandalen I, 25. II, 6.

[2]) Alanen Proc. bell. Vand. I, 5. Er hält sie eben für Germanen, wie wohl auch Salvian. Der Gepide Ulas, Leibwächter des Gotenkönigs Ildibad, bell. got. III, 1. Der Gote Godas bei den Vandalen, bell. Vand. I, 10 usw.

[3]) Procop. Vand. I, 22. Got. II, 15. II, 2. Vand. I, 9.

Während so die einzelnen Germanenstämme dem Trieb der Absonderung sich hingaben, verband die Romanen in ihren Reichen noch die Erinnerung an die frühere Zugehörigkeit zum römischen Reich und die gemeinsame Sprache wie auch die gemeinsame katholische Kirche: das alles fiel schwer ins Gewicht, Gewalt vermochte nichts daran zu ändern. Theodorich balancierte so künstlich zwischen den beiden widerstrebenden Teilen seines Reiches, daß er sich König der Goten und Römer nannte, daß er den Römern alles ließ, was ihre Eigenart ausmachte, daß ihn die Inschrift von Terracina mit Recht selbst den Erneuerer des römischen Reiches nennen konnte. Zu spät regte sich der Zweifel, ob seine Milde am rechten Platz gewesen sei. Als Belisar nach Afrika kam, da unterschied er scharf die Vandalen von den Unterthanen, diese seien Römer und wider ihren Willen unterjocht. Diese Anschauung, daß alle ehemaligen Teile des römischen Reiches doch eigentlich demselben zuständen, stritt mit auf der Seite der Byzantiner, als der Anspruch wieder mit Macht und Glück erneuert wurde. Aligern, der heldenmütige Bruder des letzten Gotenkönigs, konnte sich ihr so wenig entziehen, als Jordanis, der doch sonst stolz ist auf sein Volk. Er spricht vom Joch der Vandalen und von der Freiheit des römischen Reiches, zu der Afrika zurückberufen wurde.[1])

Aber mußte nicht wirklich in dem Wechsel aller Dinge, in dem Umsturz der Reiche und Völker die Idee des römischen Reiches, mit dem das Christentum und die Kirche verbunden war, als das einzig Bleibende und durch eigene Kraft Beständige erscheinen? Wenigstens sobald ein fester Wille den Zügel der Herrschaft ergriff. Noch verfügte man in Byzanz über alle die Machtmittel, mit denen so lange die Herrschaft festgehalten worden war. Jordanis stellt die ungeheure Auflösung vor Augen, in der nach dem Zusammenbruch der hunnischen Macht alle Völker durcheinander zu wirbeln schienen. Sie alle blickten jetzt nach dem neuen Rom am Bosporus und erwarteten von dort die Gewährung von Land, auch wenn es nur Genehmigung dessen war, was sie selbst genommen hatten. Hunnische Haufen gewannen Sitz im oströmischen Reich und traten, wie so lange Goten und Germanen, in dessen Dienste. Auch aus ihren Reihen stiegen Einzelne zu den höchsten Ehren empor. Noch erscheinen die alten Völkernamen der Kelten und der Thracier. Ein Volk durch das andere klein zu machen, wurde die wichtigste Kunst, die der Hof von Byzanz mit Meisterschaft fortübte. In der massenhaften Mischung ging

[1]) Proc. bell. Vand. I, 20. Agathias I, 20. Jordanis XXXIII, 172.

Abstammung, Sprache und Volksschlag bunt durcheinander. Jahrhunderte hatten jetzt daran gearbeitet, daß der Adel germanischer Erscheinung, der einst als Abzeichen der Volksart gegolten hatte, zu körperlichen individuellen Vorzügen geworden war.

Bei dem Kaiser Maximinus Thrax des 3. Jahrhunderts war noch die Abstammung ins Auge gefallen. Majorianus, weströmischer Kaiser (456—461) war wegen seines goldblonden Haares so berühmt, daß er, um nicht erkannt zu werden, da er als sein eigener Gesandter sich zu Geiserich begab, es dunkel färbte.[1]) Es erscheint mithin als Ausnahme, doch von seiner Abstammung verlautet dabei nichts. Belisar stammte aus einem Ort oder einer Gegend zwischen Thracien und Illyrien, Germane oder Germanien, ein Ildiger scheint sein Bruder zu sein, Procopius nennt ihn einen großen schönen Mann. Die Ostgoten trugen ihm ihre Krone an — kurz alles deutet auf germanische Abkunft, und doch ist er nur Byzantiner, nur kaiserlicher Offizier ohne nationalen Rückstand.[2])

Wie im einzelnen, so auch im großen. Die Weiber der Kimbern hatten einst den Tod der Gefangenschaft dem Leben bei dem Fremden vorgezogen. Die vandalischen Weiber, deren Schönheit Prokopius eigens rühmt, gingen unbedenklich mit den in Afrika als Besatzung bleibenden byzantinischen Soldaten Verbindungen ein und sollen sie dann nach der Angabe des Prokopius zum Aufstand angereizt haben, weil sie als die Frauen der Sieger Anspruch auf die Güter hätten, die sie schon als Frauen der Vandalen besessen.[3])

Der Instinkt der Rasse, der Rassenstolz ist also völlig verschwunden. Und nicht nur den Römern oder Provinzialen gegenüber. In der frühesten Schilderung der Hunnen, in der gotischen Sage ihrer Abkunft von Zauberweibern und bösen Geistern, kommt noch die Abneigung zum Ausdruck. Später floß gerade gotisches und hunnisches Blut massenhaft zusammen.

Noch mehr als der klägliche Zusammenbruch des Vandalenreiches, das dem ersten klug geleiteten Angriff des Belisar erlag, zeigte der Verlauf des Krieges gegen die Goten in Italien, daß die bloße Tapferkeit der Germanen nicht genügte, um ein Reich auch aufrecht zu erhalten und den völligen Mangel der eigentlich staatsbildenden Eigenschaften zu ersetzen. Die Klugheit und Willenskraft großer

[1]) Proc. bell. Vandal. I, 7.

[2]) Proc. bell. Vand. I, 11. (Über Γερμανή s. Sorbiger, Handb. d. Geogr. III, 1095 bell. got. II,7, III, 1. Nach J. Grimm, Kl. Schr. III, 232 ist Belisar Valisaharis „ohne Zweifel gotischer Herkunft".

[3]) Proc. bell. Vand. III, 1, II, 4, II, 14.

Helden und Könige errang nur solche Erfolge, die mit ihrem Tode durch die politische Unfähigkeit der Nachfolger und den Mangel nationalen Stolzes aufhörten. Die passive Zähigkeit im Festhalten dessen, was zunächst gar nicht bedroht und bekämpft wurde, hatte keinen Einfluß auf das schließliche Ergebnis, nicht einmal auf die Richtung der Handlungen. Bei den gotischen Scharen, die in verschiedener Zeit Wohnsitze auf der Balkanhalbinsel erhalten hatten, blieb die gotische Sprache noch lange fortbestehen; aber die Existenz selbständiger gotischer Reiche fand keinen Rückhalt an ihnen.

Nach dem Beispiel anderer Völker wäre es wohl nahe gelegen, aus den Balkanländern die Stammesgenossen nach Italien zur Verstärkung der Ostgoten zu ziehen. Planmäßig und in großem Maßstab hat dies aber Theodorich sicher nicht gethan; einesteils aus Rücksicht auf Byzanz, wo man dies hätte übel nehmen können und müssen, anderntheils aus Rücksicht für die Provinzialen ging Theodorich einer entschieden nationalen Politik aus dem Wege, die doch wenigstens die Verstärkung des gotischen Heeres gefordert hätte. Nicht einmal die angebahnte Verschmelzung der Ost- und Westgoten im Verbindungsland an der Rhone hatte Bestand; als die Reiche sich wieder trennten, stand es denen, die Weiber aus dem andern Teile genommen hatten, frei, sich für den eigenen Stamm oder den ihrer Frauen zu erklären.

So gründlich hatten die Wirkungen der Wanderung das ganze Volk nicht nur äußerlich geteilt und zersplittert, sondern auch innerlich zersetzt, daß sie nicht einmal mehr das gemeinsame Stammesgefühl besaßen, das die Vandalen und Heruler aufbrachten, Stämme, die in vielen Dingen unter den Ostgoten Theodorichs standen. Nicht nur Goten aus Thracien standen von Anfang an den Byzantinern bei, wie Bessas, der im Auftrag Belisars die Besatzung von Neapel durch eine Unterredung in ihrer gemeinsamen Sprache überlistete; die Tochter Theodorichs selbst hatte die Byzantiner den Einblick gewinnen lassen in die Haltlosigkeit, welche zum Verrat an den eigenen Landsleuten fast nur auf die Aufforderung wartete. Wie gleich zu Beginn des Krieges die Goten Dalmatiens auf die Seite der Byzantiner traten, so konnte Belisar auch der Besatzung von Neapel den Übertritt in die Dienste des Kaisers anbieten. Der Fortgang des Krieges sah immer wieder die fast unbegreifliche Thatsache, daß die Goten zu den bisherigen Feinden übertraten, zu den Söldnerhaufen aus drei Erdteilen, die bloß der Name des kaiserlichen Feldherrn zusammenhielt. Totilas stand schon in Unterhandlungen mit den Feinden, als man ihm die Krone anbot, und machte gar kein Hehl daraus; aber

er verstand dann seine kleine Schar auf die gleiche Weise durch Überläufer zu vermehren. Das Heer der Goten muß schließlich nicht minder buntscheckig aus allen Nationalitäten gemischt gewesen sein, als das der Byzantiner.

Nur die allerengsten Beziehungen des Geschlechts konnten außer der Selbstsucht als zuverlässig gelten. Beim Verrat Roms an Totilas durch Isaurier sandte er Leute der eigenen Sippe, um sichere Nachricht zu erhalten; Urajas aber hatte früher die Krone abgelehnt als Schwestersohn des Vitiges, weil nach der Meinung der Leute das Unglück von einem Verwandten auf den andern übergehe.[1]) Auf die Nachricht von der Ernennung des Germanus zum Feldherrn gegen sie schwankten die Goten, ob sie gegen das Geschlecht Theodorichs kämpfen dürften.[2]) Er war der Gemahl der nach Byzanz gebrachten Matasunta, Enkelin Theodorichs; sein Sohn Germanus ist auch für die Auffassung des Jordanis der legitime Sproß der Amaler; in einer ganz altertümlichen germanischen Auffassung, wie sie Tacitus bezeugt, einem Überlebsel der Mutterfamilie, wurzelt auch Prokops Bezeichnung des Amalafried als Goten, des Tochtersohnes der Amalafrieda, der Schwester des Theodorich, aber selbst Sohn des Thüringerkönigs Herminfried.[3])

Menschlich ist es zwar erklärlich, daß von einem gotischen Heer an den Alpen, nachdem einige Burgen mit Weibern und Kindern in die Hände der Römer gefallen waren, deren Angehörige nun auch zu den Feinden gingen.

Es fehlte eben durchaus den Ostgoten dieser Zeit ein Nationalgefühl, das eine Anknüpfung an eine feste Heimat erfordert hätte, so gut als den germanischen Haufen bei Belisar und Narses. Sie alle haben den Boden unter den Füßen verloren, es ist eine Art feile Landsknechtsgesinnung, die den Untergang unausbleiblich macht.

Gleichgültig hatten die Goten dem Auslöschen der doch nahe verwandten Vandalen zugesehen; gleichgültig verhielten sich jetzt auch gegen sie selbst die Franken, deren Hilfe beide Parteien zu Anfang des Krieges zu erkaufen gesucht hatten. Sie brachen im Laufe des Krieges in Oberitalien ein und töteten die gotischen Weiber und Kinder als Opfer des Krieges.[4]) Trotzdem hätten nach des Agathias Erzählung die letzten gotischen Reste nördlich des Po sich wieder an

---

[1]) Proc. bell. got, III, 20. II, 30.
[2]) Proc. b. got. III, 39.
[3]) Ebenda IV, 25.
[4]) Procop. b. Got. II, 25

die Franken gewandt und auf die Stammverwandtschaft und die Gleichheit des Interesses gegenüber dem Umsichgreifen der byzantinischen Herrscher hingewiesen; auch die südlichen Goten hätten sich, als dann ein Alamannenheer kam, ihnen verwandt gefühlt, dem Anführer auch damit geschmeichelt, daß sie ihn als König aufstellen würden.[1]) Doch widerspricht eben solchen Auffassungen die Folge; Aligern, Bruder des letzten Königs Tejas, zieht es vor, das Land den alten Einwohnern zu überlassen; er übergiebt nicht bloß die Festung Cumä und den Schatz; hält es für besser, römische Art und Lebensweise anzunehmen und beteiligt sich dann am Kampf als Feind der Alamannen. Lieber den Feinden dienen als anderen Germanen, das war wohl ein sehr häufiger Gedanke. Schließlich war auch die Entscheidung durch die reichen Mittel herbeigeführt, mit denen die Byzantiner zur Verstärkung der eignen Truppen Langobarden, Heruler, Gepiden, darunter Aruth, der von Jugend auf römisch erzogen war, persische Überläufer und solche des Gotenheeres für sich gewannen.

Aber nicht nur das Gespenst des römischen Reiches sog den germanischen Völkern, die es in seinen Bannkreis gezogen hatte, das Herzblut aus und brüstete sich in der Verwesung alles nationalen Lebens mit dem Trugscheine der Legitimität, die das Gerippe eines Staates, Hof, Finanzkünste und Hierarchie geistlicher, weltlicher, militärischer Gattung sich anmaßen konnte. Auch die Unvereinbarkeit des germanischen Wesens, einer Minderheit von Eroberern mit dem noch so geschmolzenen Erbe der alten Kultur mußte im Laufe der Zeit das Romanentum der alten Provinzen wieder zum Siege bringen.

Das zeigt die Geschichte auch der germanischen Herrschaften, die der Vernichtung durch die Byzantiner entgingen teils infolge ihrer Entfernung, teils wegen anderer politischer Verhältnisse, die den Wiederherstellungsgelüsten in Byzanz entgegenwirkten. Es sind außer dem Frankenreich noch die Westgoten, die Burgunder und die Langobarden. Haben sie sich der schließlichen Romanisierung nur wegen geringen Stammes- oder jetzt besser Nationalgefühls nicht erwehren können?

Am schwächsten war es unstreitig bei den Burgundern. Schon die angebliche Abkunft von den Römern, auf die sie sich nach Ammianus schon im 4. Jahrhundert etwas zu gute thaten, kennzeichnet den Mangel; er sagt auch, daß sie sowohl deshalb, als wegen eigner Verfeindung mit den Alamannen den Römern zu Dienste gewesen seien.[2])

[1]) Agathias I, 5, 15, II, 2.

[2]) Ammianus Marcellinus lib. XXVIII, 10, 11, dann die Ableitung von burgus Burg Orosius VII, 4, 32 und Isidor orig. IX, 2, 99 u. 4, 28.

Gering an Zahl und über das ganze Land verstreut, mußten sie sofort an das Romanische sich gewöhnen; ihre Sprache scheint schon in der zweiten Generation der Versprengten erloschen zu sein; nur in den östlichen Teilen ihrer Verbreitung konnte sie sich durch die Anlehnung an die angrenzende alamannische Mundart forterhalten.[1]) Daß ihr Gesetzbuch sie selbst als Barbaren bezeichnet, beweist den Mangel nationalen Stolzes noch mehr, als die Rücksicht auf die Romanen im Gesetze selbst. Ein schwaches Königtum, schwach schon durch die Möglichkeit der Absetzung von Rechtswegen bei Unglück, und daneben ein lebenslängliches Oberpriestertum, wie Ammian bezeugt, das erklärt, daß sie dann in Gallien leicht zu andern Dynastien übergingen. Auch unter den Merowingern blieb das burgundische Gebiet eine politische Einheit für sich; ja noch Jahrhunderte hindurch dauert ein provinzieller, nicht nationaler Partikularismus, der den geringen Anteil der germanisch sprechenden stärker an den Namen Burgunder als an die Nationalität der östlichen Sprachverwandten knüpft.[2])

Ausgesprochener war ohne Zweifel bei den Westgoten das Gefühl ihrer selbständigen Volkstümlichkeit, gegenüber den Provinzialen sowohl als den Byzantinern und auch gegenüber den andern germanischen Stämmen, selbst den so nahe stehenden Ostgoten seit der Wiederherstellung ihres eigenen Königtums. Daß sie keine Ehegemeinschaft mit den Romanen hatten, ist nicht die Fortführung des alten Gesetzes des Valentinian und Valens, sondern eigentlich dessen Umkehr und nationaler Stolz der Grund. Als Träger des Staats betrachten die Westgoten nur ihr Volk,[3]) wenn sie auch weit davon entfernt sind, an Unterdrückung der Romanen zu denken.

Ihre nationalen Abzeichen bewahrten sie mit einer gewissen Hartnäckigkeit; es findet sich ja auch sonst, daß Sitten den Verlust der besonderen Sprache überdauern. Um 470 bezeugt ein galloromanischer Schriftsteller noch ihre nordische Tracht der Pelze, die sich doch in Spanien und Südgallien als unpassend gezeigt haben müssen. Noch um 630 kennt Isidor von Sevilla als nationale Abzeichen der Westgoten grannos et cinnabar. Die Bedeutung dieser

[1]) Vergl. Jahn, Geschichte der Burgundionen I, 119, 151. Wackernagel, Kl. Schr III, 338. Jahn II, 401, 404, 409. Bächtold, Gesch. d. dtschn. Literatur in der Schweiz S. 8.

[2]) Jahn, II, 418 und 392.

[3]) wie Dove, Wiedereintritt des nationalen Prinzips 20 gegen Dahn, Könige VI, (2. A.) 86 A. 1, gebührend hervorhebt. Nur dies paßt zu den übrigen Anhaltspunkten und sprachlich für ein doch ursprünglich gotisch gedachtes, wenn auch lateinisch niedergeschriebenes Gesetzbuch.

Worte ist nicht ganz klar. Das erste bezeichnet jedenfalls den Schnurrbart; das zweite Wort, als Zinnober, hat man verschieden bezogen, entweder auf rotgefärbte Kleider oder auf Rotfärbung des Gesichts. Nach der so vielfach bezeugten Sitte germanischer Stämme, das Haar rot zu färben, kann man wohl annehmen, daß sich hier dieser Brauch lange erhalten habe. Andrerseits erklärt man es als ein verstümmeltes gotisches Wort, das deutsche Kinnbart.[1])

Noch stärker war der Gegensatz der Langobarden gegen ihre romanischen Unterthanen. Unbekümmert um die Ansprüche der Oströmer, setzten sie sich fest als Eroberer; von den Unterthanen schied sie die Religion, das Recht, die Tracht[2]) auf lange hin, Verachtung auf der einen, Haß auf der anderen Seite; den die Päpste selbst nach dem Übertritt zum Katholizismus festhielten und schürten.

Noch kurz vor dem Untergang des langobardischen Reiches warnt der Papst die Frankenkönige vor einer Ehe mit einer Angehörigen des stinkenden Volkes, wodurch sie sich besudeln würden, es sei sicher, daß von diesem Volke die Aussätzigen herstammten.[3])

Und trotzdem sie in den Alpengebieten Anschluß an andere Germanen hatten, sind sie schließlich der Romanisierung nicht entgangen. Inwiefern die Art des Landes dazu wirkte, ihnen das gleiche Gepräge wie der übrigen Bevölkerung aufzudrücken, ist schwer zu ermessen. Hat man es auch mit einem physischen Verschwinden des germanischen Typus zusammenzubringen? Manches spricht dafür, auf das hier nicht eingegangen werden kann.

An der Untergrabung der nationalen Absonderung, zunächst der in der Sprache, arbeiteten auch andere Verhältnisse. Die Grundlage der Bevölkerung blieben allenthalben in diesen Ländern die altangesessenen Einwohner. Sie mochten durch die lange Not vermindert sein, manche Landesteile mochten ganz verödet sein[4]), stets blieben sie der Zettel des Gewebes, zu dem die Germanen bloß den Einschlag bildeten.[5])

[1]) Apollin. Sidon. carm. VII, 349 Isidor origines XIX, 23, 7. Die Erklärungen bei Du Cange ed. Favre II, 333, IV, 100.

[2]) Vgl. Paul. Diac. IV, 22. Im Ganzen Bluhme gens Langobardorum besonders I, 31, II, 48 flg.

[3]) Jaffe Bibl. IV, 159.

[4]) Procop b. Got. II, 20. In Picenum während des Krieges vom Landvolk 50 000 verhungert, noch mehr im Innern!

[5]) Für die Franken ist es ganz unmöglich, die Zahl der unter die Romanen gelangten zu bestimmen. Heinrich Rückert behauptet (Geschichte der neuhochdeutschen Sprache I, 3), daß die Anzahl der Franken in dem 550 von ihnen besetzten Gebiete noch nicht einmal ½ Prozent der Bevölkerung betragen habe, später über ganz Gallien zerstreut noch weniger. v. Inama-Sternegg Wirtschafts-Geschichte I, 18, A. 6: Nach Augustus Thierry betrug die Zahl der fränkischen Krieger, welche Gallien eroberten, nicht über 100 000 Mann.

Mochte auch das Heerwesen und teilweise der kleine Grundbesitzerstand germanischer Abstammung sein, romanisch blieben die Städte, die Reste des Handels, der Gewerbe, des Verkehrs. Lateinisch, wenn auch noch so schlechtes, blieb die Sprache des Gesetzes und Gerichtes für den größeren Teil, lateinisch die Sprache der Urkunden; außer den Personennamen zeigen nur einzelne Wörter für Eigentums-Verhältnisse den Wechsel der Zeiten. Was von römischer Verwaltung noch erhalten war, empfahl sich schon aus der Schwierigkeit neuer Einrichtung zur Beibehaltung.

Am stärksten wirkte, seit die Franken durch Chlodwig, die Langobarden durch Theudelinde und Authari, die Westgoten durch Reccared der katholischen Kirche zugeführt wurden, die Geistlichkeit zur Romanisierung. Die römische Kirche war Erbin der Traditionen der römischen Weltherrschaft und wurde sich dessen immer mehr bewußt. Wenn auch ihre Organisation erst allmählich internationalen Zusammenhang gewann, so war sie doch schon früh die einzige geistige Macht, welche Sitten und Denkweise nach feststehenden Gesichtspunkten zu schulen unternehmen konnte. Ihr lateinischer Gottesdienst ließ diese Sprache im Lichte der Heiligkeit, des engeren Anschlusses an die Gottheit erglänzen; [1]) das germanische Idiom litt unter dem scheelen Blick auf heidnische oder arianische Erinnerungen. Bei allem Abstand der Kirchensprache von der lingua rustica leistete sie doch allenthalben, wo das Germanische neben dem Romanischen fortbestand, Hilfe zu dessen Zurückdrängung, wie noch in viel späteren Jahrhunderten im langobardischen Südtirol zu beobachten ist trotz unmittelbaren Zusammenhangs mit gedrängter germanischer oder germanisierter Bevölkerung.

Auch die weltliche Bildung blieb, so dürftig sie unter dem Einfluß der Kirche geworden war, ausschließlich Erbe der Vergangenheit. Was hatten die Germanen der römischen Literatur entgegenzusetzen als ihre Heldenlieder, ihre lockere Volkspoesie, da die Anfänge gotischer Schriftsprache bald abstarben; und all dies von der Geistlichkeit mit allen Mitteln bekämpft. Auch die Auffassung der geschichtlichen Ereignisse ließ stets die germanischen Eroberer als Eindringlinge in das immer noch rechtmäßig fortdauernde römische Reich erscheinen. Solche überlieferte Anschauungen werden wie Kategorien zum Inventar der Köpfe, zu einer Zeit, wo man die Augen schließen mußte gegen die Beobachtung, daß etwas neues eingetreten sei. Marius

[1]) **Tres sunt linguae sacrae; Hebraea graeca latina quae toto orbe maxime praecellunt. Isidor Orig. lib. IX. 1, 3.** Charakteristisch auch ebenda **7, 14. Ex linguis gentes, non ex gentibus linguae exortae sunt.**



von Avenches feiert am Ende des 6. Jahrhunderts im fränkischen Reich des Belisar und Narses Siege über Vandalen und Ostgoten als Siege der Gesittung über die Zerstörung der Barbaren.

Zu dieser Gehässigkeit gegen das germanische Element der neuen Staaten kam noch, daß die Herrscher selbst sehr bald nach Aufrichtung der germanischen Reiche sich gezwungen sahen, dem romanischen Element eine wohlwollende Haltung zu bezeugen, schon um ein Gegengewicht zu haben gegen die wilden, Gesetz und Ordnung verabscheuenden Germanen. Es ist nicht nur eine Stammeseigentümlichkeit der spanischen Westgoten, daß sie ihren Königen durch Aufstände die Regierung sauer machten oder sie gleich beseitigten, die Analogie findet sich bei Angelsachsen. In diesem Wechsel wurden bald die Bischöfe als stabiles Moment bedeutsamer als die weltlichen Großen, wie später im deutschen Reiche; ihre Synoden wurden zu Reichstagen, nur wurde dort das Geistliche bis zum Fanatismus überwiegend, während die deutschen Geistlicher eher verweltlichten. Dem spanischen Nationalcharakter blieb dieser Zug aufgeprägt.

Auch die Langobarden versuchten es gerade lang genug, ohne Königtum zu leben, um dem Romanentum, das gefügiger war, sein Emporkommen unter den nachfolgenden Königen zu erleichtern.

Beide Völker verfielen so seit dem dritten oder vierten Nachwuchs der sprachlichen Romanisierung bis zum Vergessen der alten Sprache. Rascher und vollständiger die Westgoten, trotz des festgehaltenen Stolzes auf edle Abkunft, trotz des Fortbestandes von gotischen Namen in romanischer Form, während bei den Langobarden manche Überreste geschlossener Ansiedlungen das germanische Wesen zäher bewahren konnten. Bei beiden wich zunächst die Sprache dem Druck der Zweckmäßigkeit; Namengebung, Recht, Tracht und manches andere trat aus dem ehemaligen nationalen Zusammenhang in das Gebiet socialer Ansprüche über, als Ahnen- und Adelsprobe. Mit gotischem Stammbaum prunkte der Adel Spaniens noch lange nach dem völligen Verschwinden aller germanischen Eigenart. Aber der von Jakob Grimm ausgesprochene Wunsch, daß die Westgoten doch ihre Sprache bewahrt hätten, widerstreitet geschichtlicher Betrachtung.

So verloren alle die kleineren germanischen Stämme, die inmitten der römischen Provinzen Herrschaften gründeten, durch die Vereinzelung den nationalen Zusammenhalt und verwandelten sich im besten Fall in eine kriegerische Adelskaste.

Nur diejenigen Stämme oder Völker, welche ihre Sitze nicht

durch eigentliche Wanderung wechselten, sondern sie nur durch Ausbreitung verschoben, konnten bei der Festsetzung auf romanisiertem Reichsboden das fremde Element zurückdrängen, so die Franken, Alamannen und Bayern.

Die Franken allein übten beide Arten der Ausbreitung; aber was sich von ihnen vereinzelt und zersprengt mitten unter Romanen niederließ, mußte sich gleichfalls dem herrschenden Verständigungsmittel, der romanischen Sprache, anbequemen. Die Staatskunst der merowingischen Könige gewährte von Anfang an dem romanischen Element thatsächliche Gleichberechtigung. Vieles Römische blieb bestehen; durch das wenn schon geringere Wergeld wurden die Romanen in die fränkische Verfassung hineingezogen, sie konnten als Antrustionen in das Gefolge der Könige kommen und bald finden wir sie als Heerführer, Grafen und Herzoge. Dem Prokopius und Agathias erschien es wie eine vertragsmäßige Einigung [1]) gleichstehender Teile mit Annahme römischer Gesetze. Schon frühzeitig begann die Übersetzung von Namen, dann die wechselseitige Entlehnung mit Vorliebe für germanische Namen. [2]) Der Verschmelzung der Bevölkerungen war aber ganz besonders die Annahme der katholischen Religion von seiten der Franken förderlich; von einer Ablehnung der Ehegemeinschaft, wie sie bei den Westgoten so lange zu Recht bestehen blieb, findet sich keine Spur; der galloromanische Provinzialadel blieb bestehen, aus ihm ergänzte sich lange die höhere Geistlichkeit, in die erst allmählich fränkische Elemente eintraten. Frühzeitig vereinte ein kräftiges Staatsgefühl, das Gefühl einer unwiderruflichen Verknüpfung die verschiedenen Bevölkerungsteile. Selbst die Teilungen hoben die innere Einheit der Zweige des Königshauses nicht auf. Der Verkehr der verschieden sprechenden Bevölkerung, wo gewiß noch vielfach das Keltische galt [3]), bedurfte einer bequemen Sprache; das Lateinische, wenn auch nicht die klassische Schriftsprache, sondern verwildert, aber durch die Zerstörung der Flexionsendungen erleichtert,

[1]) Procop. b. Got. I, 12. Agathias I, 1.

[2]) Roth, Benefizialwesen S. 101. „Im 6. Jahrhundert romanische Namen und romanische Abstammung zusammenfallend, bei Gregor kein Beispiel eines Franken mit römischem Namen." Lupus, Herzog der Champagne und Ursus Bürger von Arvern IV, 46 sind wohl Übersetzungen germanischer Namen wie bei den Langobarden (vgl. Bluhme, gens Langobardorum II, 48). Theodorich, Sohn des britannischen Grafen Bodich. Gregor IV, 16.

[3]) Gregor von Tours I, 32. Vgl. Giesebrecht's Übersetzung zu dieser Stelle und Hauck, Kirchengeschichte I, 13. In der Auvergne noch Ende des 6. Jahrhunderts keltisch gesprochen. Diez, Roman. Gramm. I, 116.

machte sicher auch jetzt noch bedeutende Fortschritte in seiner Ausdehnung. Die Merowinger Childebert, Charibert und Childerich lernten eifrig lateinisch, der letzte wagte sich sogar an lateinische Verse.

Kurz, die Romanisierung setzte sich stets durch die Macht der Dinge von selbst durch, wo die germanische Sprache der lateinischen oder romanischen entgegentrat, überall, wo die Germanen nicht unter sich blieben. Die Zweisprachigkeit lief immer auf das Absterben der nicht mehr nützlichen Sprache hinaus. Auch der beständige Nachschub von Franken hinderte diesen Vorgang nicht, der ähnlich noch jetzt im Abfluß der Elsässer nach Westen sich immer wieder abspielt.

Das Leben inmitten der reicheren Natur, der überlegenen Kultur des romanischen Galliens bedeutete für die vereinzelten Franken die Entwurzelung ihrer germanischen Eigenart; die wiederholte Erhebung des germanischen Elementes seit dem Aufkommen der Karolinger hat dies nicht auf die Dauer hindern können.

Aber die Franken zwangen auch die Stämme, deren Schwergewicht jenseits des Rheines geblieben war, aus ihrer Vereinzelung heraus und zogen sie einen Stamm nach dem anderen in das fränkische Reich, in die Verbindung mit den Resten römischer Kultur in Gallien. Durch die Angliederung an das fränkische Reich haben diese Stämme teilweise erst die Begrenzung ihrer Wohnsitze erhalten. Die Bildung der neuen großen Völkerverbände aus vielen kleinen Hauptgemeinden war wohl kaum ohne Gewalt und innere Kriege vor sich gegangen; der allen gemeinsame Zug gegen das römische Reich hatte die Juthungen, aller Wahrscheinlichkeit nach die alten Semnonen mit neuem Namen,[1]) nach Süden an die Seite der Alamannen geführt; die Thüringer hatten sich aus Warnen, Angeln und Hermunduren zusammengefügt; nicht minder zeigen die Bayern noch Spuren kleinerer Anschlüsse. Die Aufrichtung der fränkischen Hoheit erfolgte teils durch die Gewalt der siegreichen Heere Chlodwigs und Theodeberts, teils auch durch den Sturz der ostgotischen Macht; die erbitterten Kämpfe zwischen den einzelnen Völkern Germaniens verringerten ebenso wie die Gewalt und List der Byzantiner die ehemalige Fülle unabhängiger Völkerschaften. Die Alamannen wurden nach Süden gedrängt und unter die Franken gebeugt, ebenso die Thüringer auf der Mitte ihres Gebietes eingeengt. Nur die Sachsen vermochten ihre Selbständigkeit aufrecht zu erhalten.

Durch Eroberung dehnten die Franken ihre Sitze über das Gebiet am unteren Neckar und Main aus. Nur der Sicherung der

[1]) Hierfür zuerst Müllenhoff, Schmidts Zeitschrift für Geschichte VIII, 247; Zeuß, Die Deutschen 316, hielt sie für Brüder der Jüten.

herrschaft sollte die Einschiebung zwischen den Thüringern im Norden, den Alamannen und Bayern im Süden dienen. An eine Germanisierung Galliens dachten die Merowingischen Könige nicht, und sie ließen auch die Alamannen nicht über den Wasgenwald nach Westen sich ausdehnen, auf dem Wege, den schon Ariovist gefunden hatte. Chlodwigs Sieg über die Alamannen diente der Erhaltung des romanischen Elementes in dieser Gegend, wie Cäsars Sieg über Ariovist ihm eine Stätte gewonnen hatte. Nun drängten die Alamannen nach Süden; der Versuch, in dieser Richtung über die Alpen sich auszudehnen, wie ihn Butilin am Ende des gotischen Krieges machte, scheiterte gleichfalls. Die Alpen bildeten von da an im Süden die Grenze ihrer Verbreitung, wenn auch Einzelne sich drüben verloren, wie der langobardische Herzog Droctulf,[1] der dann zu den Byzantinern überging. Mehr Platz zur Ausdehnung behielten die Bayern nach Südosten gegen die Slaven.

Es waren verhältnismäßig enge Grenzen, in denen die Stämme der Thüringer, Alamannen und Bayern ihre Wohnsitze aufschlagen mußten, in denen eine neue Zeit für sie begann, da der kriegerische Sinn von anderen Sorgen untergraben und abgelöst wurde. Wir hören nichts von Heldenthaten und kühnen Eroberungen; selbst nach Osten, wohin die Franken nicht den Weg verlegten, ist langehin nur von Verteidigung die Rede. Die Seßhaftigkeit nötigte zum eifrigeren Ackerbau; die sich verdichtende Bevölkerung mußte bald sich mit schlechterem Boden befassen und durch gesteigerte Anstrengung sich den Lebensunterhalt verschaffen. Die Ableitung überschüssiger Bevölkerung durch Aussendung zu Kriegsdienst oder Eroberungen unter selbstgewählten Anführern hatte aufgehört. Der Unterschied von Begüterten und Ärmeren mußte als Folge der Ansäßigkeit immer stärker hervortreten.

Während so unter der Wirkung veränderter Lebensbedingungen der alte Zusammenhang der Anschauungen und Eigenschaften sich auflöste und auch der schroffe Unterschied der Lebensführung sich minderte, in dem die halb nomadischen Germanen zu der Kultur schon der Kelten, noch mehr des römischen Reiches gestanden waren, in dessen Festhaltung sie recht eigentlich Freiheit und Nationalität verteidigt hatten, traten auch in der Sprache Änderungen auf, genauere Sonderungen der Aussprache, welche die geographische Lagerung der Stämme zu einer tieferen Scheidung des zuletzt besiedelten südlichen Gebietes von den altgermanischen Landschaften der norddeutschen

[1] Paul. Diac. III, 18. Alamannen in Italien nach Urkunden zu 721 bis 744 Savigny, Gesch. d. röm. Rechts I, 118.

Tiefebene und des mitteldeutschen Hügel- und Waldlandes ausgestalteten. Es ist die zweite Lautverschiebung, wie Jakob Grimm in seiner phantasievollen anschaulichen Ausdrucksweise das von ihm zuerst festgestellte Verhältnis der stummen Sprachlaute in der Entwicklung der germanischen Sprachen nannte. Wie aber die Sprache von allen Merkmalen der Nationalität die wichtigste ist, und in ihrem Zusammenhang mit den übrigen volkstümlichen Besitztümern deren Erhebung auf die Stufe des gemeinsamen Bewußtseins vermitteln muß, so gehören auch ihre Veränderungen zu den innersten Vorgängen der Geschichte, die ein Sondergefühl der Teile des Volkes erzeugen. Die Betrachtung ihrer Gründe und ihrer Folgen ist deshalb nicht zu umgehen trotz der großen Schwierigkeiten.

Die Bezeichnung als Lautverschiebung hat dazu verleitet, in dem ganzen Verlauf eine gesetzmäßige, einheitliche, wenn nicht gar absichtliche, doch der sprachlichen Mittel zur Unterscheidung sich bedienende Thätigkeit erkennen zu wollen, die sich nach der anfänglichen Störung der früheren Sprachlaute immer wieder auf den Zweck der Sprache besinnt. Jakob Grimm selbst bezeichnet den Wandel zwar als unbewußten [1]), um nicht das Mißverständnis zu fördern, daß man der Sprache an sich eine Art Selbständigkeit zuschreibt und sie von den Zuständen des Volkes trennt, das sie spricht. Doch hat er nicht verhindert, daß man sich die Lautverschiebung oft als eine ruckweise Auswechselung von Lauten zurechtlegte.

Grimms Erklärung könnte man die psychologisch-historische nennen; die Lautverschiebung nennt er eine Barbarei und Verwilderung, die aber mit dem gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Fortschritts- und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhänge. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache strebten sie vorwärts. Nicht umsonst sei siegenden und herrschenden Völkern eben der Dialekt der Sprache eigen, der sich von ihrem früheren Standpunkt am weitesten entfernt hat. Mut und Stolz läge darin, die media in tenuis, die tenuis in aspirata zu verstärken. Die vordersten und rührigsten in der großen Bewegung seien gerade die Franken, Alamannen und übrigen Hochdeutschen. Da sei es doch erklärlich, daß sie alle von der zweiten auf die dritte Stufe der Lautverschiebung vorgeschritten wären.[2]) In ähnlichem Gedankengang sieht Curtius in dem ganzen Vorgang schon der ersten Lautverschiebung den Ausdruck der Keckheit, Thatkraft und des jugendlichen Mutes.[3]) Hier ist die sprachliche Veränderung als Ausfluß

[1]) Geschichte der deutschen Sprache 417.

[2]) ebenda und S. 437.

[3]) Piper, Deutschlands Sprache und Literatur S. 220 aus Georg Curtius in Kuhns Zeitschrift II. 321—337.

eines aktiven Verhaltens betrachtet; sie kann auch von dem passiven Verhältnis zu den neuen Umgebungen und Einflüssen abgeleitet werden, indem man sagt, sie sei das Resultat der inneren Geschichte der deutschen Stämme hauptsächlich seit dem welthistorischen Eingreifen der Franken; so weit ihr Einfluß reiche, so weit die christlich romanischen Elemente Land, Volk und mittelbar die Sprache zu berühren und widerwillig oder freiwillig umzuwandeln vermochten, — die Grenze dieser Strömung falle genau zusammen mit der ethnographischen zwischen den beiden Hälften Deutschlands — sei die Sprache hüben und drüben in eine andere Richtung getrieben worden.[1]) Die Scheidung der Oberdeutschen von den Niederdeutschen durch die Lautverschiebung sei der sprachliche Ausdruck der geschichtlichen Thatsache, daß die hochdeutschen Stämme als Mitglieder des fränkisch-merowingischen Reiches in staatlichen Verband mit romanischen Völkerschaften und dadurch in dauernde Kulturbeziehungen zu einer fremden Nationalität treten. Der politische und Kulturfortschritt präge sich so im Fortschritt der Laute aus.[2])

Aber alle diese Erklärungen — ganz abgesehen davon, daß sie nur eine Veränderung der Sprache überhaupt, eine Zersetzung und Störung erklären, nicht aber das rätselhafte Entsprechen verschiedener Lautstufen in urverwandten Wörtern — fordern zu dem Einwurf auf, daß die zweite Lautverschiebung eben nicht von dem erobernden und am meisten mit Fremden zusammentreffenden Volke der Franken ausgeht, sondern bei den südlichen Stämmen der Alamannen und Bayern beginnt, die selbst den Franken unterlegen waren, und daß sie sich erst allmählich von diesen zu den Franken von Süden nach Norden verbreitet, ja nicht einmal zu dem eigentlich herrschenden Stamm der salischen Franken durchdringt, deren Konsonanten auf der gleichen Stufe wie bei den Sachsen beharren.

---

[1]) Heinrich Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache I, S. 87. Ähnlich Arnold, Deutsche Geschichte II, 240 flg., der die Schwierigkeiten umschreibt, „die Veränderung der Sprache stehe im Zusammenhang mit auf die Sprache einwirkenden Thatsachen, die wir für das geistige Leben eben Geschichte nennen." „Andauernder Verkehr mit Nachbarvölkern trübt die Sprache", S. 242 u. dergl. Etwas anders wieder Rückert I, 251, freilich nur ein Wortschwall, „Wir müssen uns auf unbekannte kulturgeschichtliche Momente berufen, die das deutsche Organ zu seiner eigentümlichen Umbildung vieler und zwar der sonst standhaften Konsonanten veranlaßt haben" und „das Ziel, welches die deutsche Sprache dabei im Auge hatte (?!) ein einheitliches: Erhöhung und Vermehrung eines Elementes der Spiration" S. 254. Als Kern bleibt nur „Wir verzichten auf eine Erklärung".

[2]) So Wilhelm Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 50.

Mithin konnten solche allgemeine Anknüpfungen an geschichtliche Verhältnisse wenig festen Boden gewinnen. Auf andere Bahnen einlenkend, kam man zu einer genaueren Sichtung des vollständigeren Materials, das sich in einer Mehrzahl von räumlich und zeitlich in ganz ungleichen Abständen verlaufende Lautwandlungen auflöste, die unter sich meist ohne Beziehung geblieben seien.[1]) Daraus ergab sich, daß die scharf auseinandertretenden Stufen eigentlich nur ideale Abstraktionen seien, deren Strenge sich in der Wirklichkeit durch zahlreiche Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten durchbrochen darstelle. Damit löste sich auch die Erklärung in eine Betrachtung der einzelnen Fälle der schriftlichen Bezeichnung auf, deren Unzulänglichkeit für die beständigen Übergänge die Lautphysiologie durch Auseinanderhaltung der mehrfachen, aber nur durch das gleiche Zeichen ausdrückbaren Laute bemerkbar machte. In der Beschreibung der Mechanik des Übergangs von einer Aussprache in die andere, deren Endabstand wieder in verschiedener Schreibung sich darstellt, schien das tiefere Verständnis gewonnen.[2])

Aber die Frage, weshalb denn die Aussprache sich beständig änderte, ist durch eine noch so erschöpfende Beantwortung des wie? noch nicht gelöst. Die Thatsache, daß die Abweichung der Konsonanten von der Stufe des Gotischen, Nordischen und Niederdeutschen bei den Langobarden begann, bei den oberdeutschen Stämmen der Alamannen und Bayern sich fortsetzte, dann aber, nach Norden sich verbreitend, später und lückenhafter zur Erscheinung kommt, führte zu einer Hypothese, die das Vereinzelte in geschichtlichen Zusammenhang bringt. Nicht eine mystische Wirkung der fremden Kultur, sondern der unmittelbare Klang der romanischen Sprache neben dem germanischen Ohre bewirke eine andere Richtung der germanischen Sprache. Zugleich mit dem Abweichen der Aussprache des Konsonanten von dem älteren Herkommen beginne ein Übergewicht klangvoller Vokale, das zur Vernachlässigung der genauen Beachtung der Konsonanten führe. Die Langobarden, die am meisten unter dem Einfluß der Klangfülle des Italienischen gestanden, seien die nächsten Nachbarn der süddeutschen Stämme, das Italienische habe mit dem Althochdeutschen

---

[1]) Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache I, S. 147—201 (Paul) und S. 44—56 Braune, Darstellung der einzelnen örtlichen Gruppen. Auch Kräuter, Zur Lautverschiebung 1877, geht nicht darüber hinaus.

[2]) Bequeme Übersicht des Materials für die einzelnen Dialekte, Laute und Schriftdenkmale bei Piper Sprache und Literatur Deutschlands bis in 12. Jahrhundert S. 210—227.

den musikalischen Charakter, die Fülle und den Wohlklang der reinen Vokale gemein, was Otfrieds Verse belegen könnten.[1])

An die Stelle eines rätselhaften Vorgangs tritt so die Übertragung sprachlicher Moden von Mund zu Mund, wenn auch manches einzelne zweifelhaft bleibt, wo die Schreibung noch nicht durch Überlieferung gesichert ist. Ein lebhafter Verkehr zwischen den beiden Seiten der Alpen muß angenommen werden, so lange die Langobarden noch in sprachlicher Gemeinschaft mit den Alamannen standen. Die Lieder über die Heldenthaten Alboins gelangten nicht bloß zu den Bayern, sondern auch zu den Sachsen, die der alten Aussprache des Konsonanten treu blieben.

Für unwahrscheinlich wird diese Erklärung oder Hypothese nicht halten, wer in der Gegenwart das Umgekehrte im Gange sieht, das Vordringen norddeutscher Sprechweise in den höheren Ständen des deutschen Südens.

Die gleiche Grundanschauung, nur verschärft scheint es, wenn die Veränderung des gemeingermanischen Lautbestandes nicht vom Einfluß der romanischen Sprache jenseits oder in den Alpen abgeleitet, sondern direkt von einer unterworfenen Vorbevölkerung, die den Bayern und Alamannen dienstbar und von ihnen germanisiert, doch ihre eigentümliche Aussprache beibehalten und auf die Herren übertragen haben soll.[2]) So vor allem das Fallenlassen der eigentlichen Aspiraten. Also die Romanen oder romanisierten Provinzialen seien die Lautverschiebenden und zwar kraft ihrer ursprünglichen Rassenorganisation.

Hypothesen ist es erlaubt, einseitig zu sein und von der Möglichkeit des Zusammenwirkens vieler einzelner Ursachen und Anstöße zu schweigen. Wenn die geschichtlichen Verhältnisse sich auch der musikalischen Einwirkung der lateinischen Sprache, wohl gerade in dem Gottesdienst, auf die Gewöhnung des Ohres förderlich erweisen konnten, so spricht doch der Umstand, daß die Konsonanten nicht völlig aus der Ordnung wichen, sondern ohne Anhalt an eine frühere Schreibung und nach dem Lautwert der lateinischen Sprache von Geistlichen bezeichnet immer noch eine Art gesetzmäßiger Abänderung bekunden, wieder für allmähliche Umbildung der Organe, die den einen Laut bequemer und beliebter machte als den andern. Erleichterung des

[1]) Nach Scherer, Z. Gesch. d. deutschen Sprache 2. Aufl. 164 flg.

[2]) Nach Penka, origines Ariacae 169. In der Hauptsache hat auch schon Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes I, S. 14, 239, 609 und anderwärts den gleichen Meinungen Ausdruck gegeben.

Sprechens gilt als Prinzip sowohl bei Annahme einer fremden Sprache, dann mit Vernachlässigung der ungewohnten Laute, als bei der ungestörten Fortpflanzung der Sprache der Väter.

Soviel wenigstens steht fest, daß die Lautverschiebung in der Gesamtheit der sprachlichen Änderungen eine beträchtliche Differenzierung der germanischen Stämme darstellt; sie wurden sich dadurch gegenseitig entfremdet. Der Bayer und Alamanne standen dem Sachsen und Niederfranken seitdem ferner als früher. Das Gefühl für die gleichen Züge der Volksart schwächt sich ab; die Empfindung der verschiedenen verstärkt sich. Treuer dem Erbe der Väter zeigen sich in dieser Hinsicht die nördlichen Stämme, wie sie auch von der Heimat der Vorfahren sich nicht entfernen, während die Bayern und Alamannen, obgleich nur langsam sich verschiebend, das Schwergewicht in die neuen Sitze verlegen und fremden Einflüssen sich mehr oder weniger aussetzen. Ein solch fremder Einfluß ist auch die Unterwerfung durch die Franken. Fremder Einfluß machte sich nun auch geltend gegenüber einem wichtigen Stück des Erbes der Vergangenheit, den religiösen Anschauungen und Gewohnheiten. Den Versuch, diese Wurzeln der Entwickelung loszureißen, galt es bei der Verkündigung des Christentums.

Denn während eine allgemeine Änderung der Sprache doch nur dem Trieb der Absonderung und Ausbildung und Steigerung der schon früher bestandenen Stammeseigentümlichkeit zu getrennter Volksart folgte, aber den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht lösen konnte, bedeutete die Annahme einer anderen Religion den Eintritt in dieselbe Kulturwelt, in der zahlreiche Stämme der Germanen den nationalen Untergang gefunden hatten. Doch waren diese schon entwurzelt und besaßen die instinktive Sicherheit der Ablehnung des Fremden schon dadurch nicht mehr, daß sie die Güter der Kultur begehrten und als Eroberer ihrer Einwirkung gegenüber vereinzelt und selbst innerlich geteilt sich verhielten. Wenn aber auf die Stämme, welche in geschlossener Masse ihr nationales Wesen bei der Ausbreitung hatten bewahren können, die christlichen Anschauungen und Forderungen in ihrer strengen Reinheit übertragen werden sollten, so mußten sie auf die germanische Eigenart in derselben Weise zersetzend und umstimmend einwirken, wie die kriegerischen Arier im Gangesthal durch die Forderungen der Brahmanenreligion verwandelt wurden. Wie sich das Christentum zur Volkstümlichkeit der eigentlich deutschen Stämme verhielt, soll deshalb im Folgenden betrachtet werden.

II.

Kirche und Staat als Zwangseinheit.



Das unbefangene Altertum, in so vielen Dingen der Wahrheit näher als unsere aus scholastischem Denkzwang noch kaum befreite Wissenschaft, wußte nicht anders, als daß jedes Volk seine eigenen Götter habe, die ihm nicht minder angehörten, als seine Sprache, seine Sitten und die anderen Züge seiner Eigenart. Wie Jehovah, der Stammgott der Juden, in einem festen Vertragsverhältnis zu seinem Volke stand, so war es allenthalben. Erst das Zusammentreffen der Völker, die Vereinigung kleiner Gruppen zu umfassenden Verbänden, von der Erde auf den Himmel projiziert, ist der Anstoß zu religiösen Spekulationen und zwingt das Verhältnis der verschiedenen Götter zu einander zu erwägen und zu ordnen. Dieser Ursprung der nationalen Göttersysteme ist für die geschichtliche Betrachtung wichtiger und folgenreicher als die Verschiedenheit eines naturwüchsigen Polytheismus personifizierter Naturkräfte, den man sich gern als den Ausgang der heidnischen Religionen denkt, und des Ahnendienstes, des Fortlebens der Abgeschiedenen, worin die psychologische Wurzel aller Opferhandlungen zu liegen scheint.

Die Bildung des ägyptischen Reiches aus kleinen Stämmen und Herrschaften drückt sich deutlich in seiner Mythologie, seinem wohlgeordneten Priesterwesen aus; die nationale und religiöse Ausschließlichkeit des Ägypters bekundet dasselbe schroffe Nationalgefühl wie bei den Juden.

Eine andere Art religiöser Spekulation oder Berechnung ist die der Römer. Mit den Völkern, die sie besiegten und unterjochten, sind auch deren Götter besiegt; und weit entfernt, ihre Existenz zu leugnen, werden sie gleichfalls dem siegenden Staat einverleibt. Die Verschmelzung der griechischen Mythologie mit der eigentlich römischen, die Gewohnheit, fremde Gottheiten mit eigenen zusammenzustellen und sie gleich zu benennen, ist der Übergang zu dem römischen Pantheon. Eine Handlung der Politik ist es, alle Götter innerhalb des Reiches anzuerkennen als Götter des Reiches.

Indem die Germanen in ihren Urwäldern und Sümpfen die Freiheit bewahrten und die Angriffe der Römer abschlugen, schützten

sie auch ihre Religion, ihre Götter vor der Einverleibung. Religiöse Propaganda über die Reichsgrenzen hinaus lag der römischen Staatsreligion ihrem Wesen nach fern. Andrerseits entschlug sich der einzelne Germane, der Dienste bei den Römern nahm, im römischen Reich aufging, des Schutzes seiner heimischen Volksgötter. Im fremden Land konnten sie ja keine Macht haben.

So gehört denn unstreitig die Religion zu den Gütern, die die Germanen zu dem Gefühl der Eigenart, des Unterschiedes von den Römern und wohl auch den Galliern anregen mußten.

Aber es bleibt die Frage, ob nun die Religion auch ein gemeinsames geistiges Gut über alle Unterschiede der Stämme hinweg, ein Band höherer nationaler Einheit dargestellt habe?

Wer unter dem Eindruck der wissenschaftlichen Schöpfung der deutschen Mythologie durch Jakob Grimm steht, wird geneigt sein, diese Frage zu bejahen. Durch eine Kluft von Jahrhunderten von der Wirklichkeit getrennt, leistet sie für die Germanen, was den Griechen die Priesterschaft von Delphi und das homerische Epos geleistet hat, die Fügung unzähliger Einzelheiten zu einem abgerundeten Ganzen, für die Wirklichkeit in der Vorzeit ungefähr dasselbe, was das Sternbild des Löwen, des Kreuzes für die Wirklichkeit des Weltenraumes. Allerdings besteht, entsprechend der Gemeinsamkeit der Abstammung und der Sprache, eine Ähnlichkeit der Grundzüge; dieselben Götternamen, dieselben Gebräuche finden sich an den verschiedensten Stellen; besonders wenn man, gleichgültig gegen den Abstand der Zeit, des Ortes, der Zustände, noch die Kunstmythologie Skandinaviens hereinmengt und leichtgläubigen Lesern ein poetisches Gespinst über Asen und Walhalla als Volksglauben vorgaukelt.

Aber den Traum einer gemeingermanischen Mythologie wögen schon die bestimmten Angaben des Tacitus von den Göttern der einzelnen Stammesgruppen auf. Sicher ist, daß es für sie auch Centralpunkte des Kultus, der Götterverehrung gab, daß die Germanen also in religiös geschiedene Sonderbünde zerfielen, bei denen sogar zu zweifeln bleibt, ob sie von gemeinsamer Abkunft aus sich verzweigt haben oder sonstwie in Zusammenhang getreten sind.[1]) Erst später nach der völligen Lostrennung der östlichen Stämme scheint Wodan eine hervorragende Bedeutung gewonnen zu haben.

[1]) Tacitus Germania 3, 4, 9, 39, 40, 43. Ann. I, 50, II, 12. Vgl. Müllenhoff in Schmidt, Zeitschr. f. Gesch. VIII, 264, 267 und sonst. Über Irmin vgl. Grimm Mythologie 292. Es ist bei ihm vielleicht mehr Folge der Disposition, daß ein täuschender Gesamteindruck entsteht

Als Band gemeinsamer Nationalität aller Germanen kann die Religion oder Mythologie demnach nicht betrachtet werden. Stand sie aber vielleicht doch als Stück der Volkstümlichkeit so hoch, daß sie wenigstens den Zusammenhang der Stämme oder Gruppen zu stärken und zu verteidigen geeignet war?

Tacitus sagt, die Germanen hielten es der Erhabenheit des Himmlischen für unangemessen, sie in Wände einzuschließen oder in Menschengestalt darzustellen. Grimm meinte darin die Auskunft der Germanen selbst auf eine Erkundigung zu hören; solche Denkart und hohe Auffassung des Göttlichen, als Grundzug germanischen und deutschen Wesens, gilt ihm als Keim des Protestantismus; nicht Zufall, sondern notwendig sei es, daß er von Deutschland ausging, England und Skandinavien erfaßte.[1])

Wenn darin ein Körnchen Wahrheit wäre, so hätte für solche religiöse Tiefe nur die Mißgunst des Zufalls keinen Muhammed gesandt! Die Araber schmolz bei nicht höherer Kultur, bei anfänglichem Widerstand die religiöse Erhebung zu einer Nation von solch energischem Nationalgefühl zusammen, daß sie Länder und Völker alter Kultur nicht nur überschwemmten, sondern sich aneigneten, nicht nur ihre Nationalität bewahrten, sondern auch die andern, und zwar Städtebewohner zuerst, entnationalisieren konnten!

Und dagegen die Germanen! Der Umschwung der religiösen Verhältnisse im Römerreich, das Christentum als Staatsreligion machte für sie keinen Unterschied, so lange sie an den Grenzen standen, es war die Religion der Feinde, des Römerlandes! Aber wie früher die Einzelnen sich fügten, sobald sie unter die Römer sich mengten — es findet sich ja auch ein Alamanne, der als Gefangener oder Geisel Aufnahme in die ägyptische Geheimlehre sucht[2]) — so nahmen dann gleich ganze Scharen und Völker, die über die Grenze gingen, die neue Religion unbesehen an. Unbesehen, in der gerade herrschenden Form des Arianismus; denn was konnte ihnen der dogmatische Streit sein; war er doch gleich geheimnisvoll für Kluge und für Thoren. Es ist eine müßige Diftelei, eine größere Verständlich-

[1]) Tac. Germ. 9. Grimm, Mythologie 4. Aufl. S. 37 der Vorrede. Die Behauptung wird nicht richtiger, weil sie oft nachgesprochen wurde. Die englische Reformation dürfte man von vornherein bei seite lassen, die Puritaner gehen mehr auf Calvin zurück. Die Isländer befanden sich bei der alten Kirche ebenso wohl, wie die Mehrzahl der Engländer und wichen nur dem Zwang. Die Waldesier und die übrigen Ketzer des Mittelalters sind ebenso übersehen wie die Hussiten!

[2]) Ammian. Marc. XVI, 12.

keit des Arianismus für den ungeschulten Verstand der Germanen erweisen zu wollen.[1]) Einzelne nahmen doch heimlich ihre kleinen Hausgötterbilder mit über die Donau, als die Westgoten von Valens im römischen Reich aufgenommen wurden.

Daß die arianischen Goten oder Vandalen später an der Religionsform mit einer gewissen Zähigkeit festhielten und nicht den Unterthanen nachgeben wollten, ist leicht zu verstehen. Aber trotz der gotischen Bibelübersetzung und des Gottesdienstes in der Volkssprache[2]) ermangelt der Arianismus der ihm zugeschriebenen Anziehungskraft auf die übrigen Germanen.

Von Belang sind einige abgerissene Spuren, daß eine gotisch-arianische Mission nördlich der Alpen thätig gewesen ist.[3]) Daß diese durch eine verwandte Sprache und eine Bibelübersetzung vermittelte Kenntnis des Christentums bei den seßhaft gebliebenen Stämmen der Bayern und Schwaben, vielleicht auch der Thüringer doch wieder völlig erlöschen konnte, ist sicher kein Zeichen, daß sie gleichsam nur darauf warteten, daß es ihnen die Erfüllung alles dessen war, was ihre eigne Religion, ihr innerstes Wesen andeutete und verlangte.

Es wird im Gegenteil darauf schließen lassen, daß die germanische Religionsform dieser inneren Stämme einer Überzeugungskraft der christlichen Lehre geringe Anknüpfungen darbot. Diese allgemeine Annahme verträgt sich auch besser mit der Thatsache, daß das Christentum erst nach Jahrhunderten sich durchsetzen konnte. Die gutgemeinten Versuche, die Berührungspunkte der beiden Religionen zu bezeichnen, könnten also höchstens erklären, daß es schließlich doch noch obenauf kam — unter der Voraussetzung, daß die heidnische Religionsform als Gut der Volkstümlichkeit mit zähem Nationalgefühl verteidigt, und daß der ganze Kampf mit geistigen Waffen ausgekämpft worden wäre.

Beide Voraussetzungen sind aber unrichtig.

Nicht ein Verzicht, sondern eine Folge niederer Kulturstufe ist der Mangel an Tempeln und Götterbildern zur Zeit des Tacitus.

---

[1]) Es sei nur beispielsweise an W. Krafft, Anfänge d. christlichen Kirche b. d. germ. Völkern, oder Heinrich Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes im Übergange zum Christentum, erinnert. Die vereinzelten Ausnahmen dogmatischen Interesses sprechen deutlich genug als solche und beweisen gar nichts.

[2]) Noch im 9. Jahrhundert redet Walahfried Strabo de exordiis cap. VII (Dümmler, Zeitschrift f. d. Altertum Bd. 25, S. 100) vom gotischen Gottesdienst an der unteren Donau.

[3]) Vita Severini c. 8 (Umtaufung von Katholiken versucht) R. v. Raumer in Haupts Ztschr. VI, 403, 404, 409.

Heilige Haine oder einzelne Bäume sind noch lange fort als Stätten der Götterverehrung genannt und von der Kirche bekämpft.[1]) Ein Fortschritt zu reicherer Ausstattung des Kultus wäre an sich ebenso wenig unwahrscheinlich, als die Ausbildung eines Priesterstandes, dessen Fehlen Cäsar ausdrücklich als Unterschied von den Galliern bezeugt, während es doch an Erwähnung von Opfern und Opfernden, von Wahrsagerinnen und wirklichen Priestern wie bei den Burgundern und Angelsachsen nicht fehlt.[2])

Gewiß wäre ein gesonderter, wohl gar erblicher Priesterstand[3]) mit eigenen Stammesanschauungen der Träger eines nationalen und religiösen Widerstandes sowohl in der Urzeit gegen die römische Herrschaft, als später gegen das eindringende Christentum gewesen. Daß die Lebensbeschreibungen der ersten Missionäre davon gar nichts wissen, bezeugt doch eine Schwäche der heidnischen Religionsverfassung. Die Zähigkeit der volkstümlichen Gebräuche, alles, was unter der nominellen Herrschaft der Kirche fortdauert, hat damit nichts zu thun. Daß das Christentum die früher naiv geübten Gebräuche zur Heimlichkeit zwang, sie zur Opposition machte, ist allerdings eine Störung der Religiosität, aber keine eines förmlichen Religionssystems. Gerade der Mangel eines solchen erleichtert die Aufnahme christlicher Gebräuche und Forderungen. Ein schwankender Polytheismus kann leicht noch einige Götter sich gefallen lassen.

Umsomehr, wenn die Bedeutung der Götter, ihr Anspruch auf Verehrung nur ihre Macht ist. Die Bekehrungsgeschichte Chlodwigs, des Frankenkönigs, läßt einen Einblick in diese Vorstellungswelt thun — gerade wenn sie nicht zuverlässige Geschichte sondern Sage, d. h. auf typische Anschauungen gegründet ist.[4]) Chlodwig verspricht an Christus zu glauben, wenn er ihm den Sieg über die Alamannen gewährt. Der Übertritt zum katholischen Glauben verschafft ihm die Unterstützung der katholischen Geistlichkeit nicht nur in Gallien, sondern

[1]) Eine Zusammenstellung bei Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern 24, 61, sie läßt sich leicht vermehren, was hier unnötig erscheint, vergl. Grimm, Mythologie 64, 72 und sonst., und dagegen die Behauptung sogar steinerner Tempel Seite 68.

[2]) Über die strittige Frage vergl. z. B. Scherer, Z. f. d. Altertum XXII, Anz. 101, Brunner, Rechtsgeschichte I, 143, Lippert, Christentum und Volksglaube 606 flg. Uhland, Schr. VII, 489. Besonnen urteilt Rettberg, Kirchen-Geschichte II, 576, „kein eigentlicher Priesterstand," und das ist hier die Hauptsache.

[3]) Den Grimm, Mythol I, 74, und neuerdings wieder Rittling, Historisches Taschenbuch VI. Folge, 7. Bd, ausführlich verficht.

[4]) Den Einfluß der Sagenbildung auf Gregors von Tours Geschichtschreibung hat von Schubert (Unterwerfung der Alamannen) wahrscheinlich gemacht.

auch in den Herrschaften arianischer Germanen — bis zum Hochverrat![1]) Die Bekanntschaft mit dem Christentum hat zunächst die Entfremdung der einzelnen germanischen Stämme nur gesteigert, die jetzt teils Arianier, teils Katholiken, teils Heiden waren.

Als die Langobarden und Gepiden im Streit beide die Byzantiner um Hilfe angingen, beriefen sich die langobardischen Gesandten bei Justinian darauf, daß sie von Anfang an zur gleichen Religion sich bekannt hätten wie die Römer, während die Gepiden Arianer seien.[2])

Die Bekehrung hinderte nicht, daß die Franken noch lange in der Hauptsache Heiden blieben, und bei einem Einfall in Italien während des ostgotischen Krieges die gefangenen Weiber und Kinder den Göttern als Opfer darbrachten.[3])

Nach den Beschlüssen einer Synode von Rheims muß noch 624 das Heidentum in Austrasien ungebrochen gewesen sein.[4])

Nicht anders oder noch schlechter stand es mit dem Christenglauben in den reingermanischen östlichen Teilen des merowinger Reiches, bei den Alamannen und Bayern.

Ob anfangs die Meinung bestand, daß die Bundesgenossenschaft des Christengottes mit den Franken, eben durch den Übertritt der Dynastie geschlossen, die Unterworfenen nicht einzuschließen brauche? Jedenfalls verbreitete sich dort das Christentum sehr langsam; es war zuerst die Religion der Mächtigen, wie es dies schon als Religion der Franken war, und so den Glauben an die Macht der alten Götter untergrub. Auch das Auftreten vereinzelter Glaubensboten, besonders der irischen, Columban, Gallus, Fridolin usw. hat nicht entfernt die Bedeutung, wie sie ihre häufig überarbeiteten Lebensbeschreibungen von sehr ungleichem historischen Wert ausmalen und die ihnen trotzdem folgende kirchengeschichtliche Auffassung annimmt.

Was man daraus erfahren möchte, die Art und Weise ihres Vorgehens, das überlassen sie dem Raten und Kombinieren. Zu ersehen ist aber doch mit Sicherheit, daß die Existenz der heidnischen Götter auch für diese Missionäre nicht zweifelhaft war, daß es sich nur darum handelte, ihre geringe Macht gegenüber dem Christengott zu erweisen, dessen Erhabenheit dann auch auf seine Sendboten zurück-

[1]) Vergl. Mansi Concilia VIII, 341—346. Das Religionsgespräch ist apokryph, aber das Glückwunschschreiben an Chlodwig beleuchtet die Situation zur Genüge.

[2]) Procop. bell. Got. III, 34.

[3]) Procop. bell. Got. II, 25. τὰ πολλὰ τῆς παλαιᾶς δόξης φυλάσσουσιν.

[4]) Vergl. Hauck, Kirchengeschichte I, 118 flg.

strahlte. Ihr fremdartiger Aufzug, ihre fremde Sprache mochten ihnen einesteils zur Empfehlung dienen. An eine Predigt im späteren Sinne, an einen eigentlichen Religionsunterricht ist nicht zu denken, das verbietet die Verschiedenheit der Sprache. Selbst wenn sie es für nötig gehalten hätten, die Landessprache zur Belehrung und Bekehrung sich zu eigen zu machen, hätte deren Sprödigkeit gegen eine neue Begriffswelt höchstens eine Ausdrucksweise ermöglicht, die für den ungeschulten Germanen geklungen hätte wie das philosophische Deutsch eines Hegel oder Krause für einen Bauern unserer Tage.

Für eine nicht voreingenommene Betrachtung der spärlichen Nachrichten über diese Seite ihrer Thätigkeit entspricht der historischen Wahrscheinlichkeit nur die Annahme, daß die Predigt und Verkündigung der Glaubenslehren, sei es durch Dolmetscher des in der lateinischen Kirchensprache Vorgesprochenen, sei es durch das Radebrechen der Volkssprache um jede tiefere Wirkung gebracht worden sein muß. Dies gilt sowohl für die Missionäre irischer Herkunft, als für ihre etwaigen Schüler aus germanischem Blut, die bei einem anderen Stamme für das Christentum wirkten.[1]) Die innige Verbindung der christlichen Religionsbegriffe mit der lateinischen Kirchensprache mußte zu einer Art Doppelsprachigkeit führen, deren Analogie noch in Verhältnissen der Gegenwart gesucht werden darf. Bei einem Rhätoromanen oder Wenden, der eine fachliche Ausbildung etwa als Techniker oder Naturforscher erhält, werden die erlernte fremde und die Muttersprache getrennt neben einander stehen, die technischen Ausdrücke und Gedankenverbindungen für die geistige Ausbildung einerseits, die Dinge des gewöhnlichen Lebens und die einfachsten Empfindungen andererseits, dort die Schriftsprache, hier die Volksmundart. Das Verhältnis des Lateinischen zum Deutschen wird sich noch lange in dieser Teilung dargestellt haben. Insofern ist die Festsetzung der lateinischen Sprache, zunächst als Kirchensprache, unstreitig eine Beirrung des Nationalgefühls geworden. So gering die thatsächlichen Erfolge der ersten Welle der christlichen Mission zu

[1]) Eine eingehende Betrachtung dieser sprachlichen Seite der frühen Mission, die, seit längerer Zeit ausgearbeitet, hier ursprünglich Platz finden sollte, muß teils aus Rücksicht auf den Raum, teils weil sie über das hier behandelte Thema hinauszugreifen scheint, ausgeschaltet werden und gelegentlicher Veröffentlichung überlassen bleiben, obgleich sie früher schon den Weg dazu verlegt fand. Die Schlüsse, die Cruels Geschichte der Predigt gezogen, die auch die Recension Edw. Schröders (Anzeiger für deutsches Altertum VII, 172 — 191) billigte, ebenso wie die Geschichte der Predigt von Linsenmayr (1886) scheinen gegenüber den Quellenstellen und früheren vorurteilslosen Betrachtern wie Wackernagel durchaus nicht gesichert.

denken sind — selbst die Gründung der paar Klöster ist in dieser Hinsicht die Bildung irisch-lateinischer Sprachinseln mitten unter den Germanen, ohne daß diese dadurch zu einer wirklichen Kenntnis der Lehren des Christentums gelangt wären.

Die Vermengung christlicher Gebräuche, wie der Taufe mit heidnisch-volkstümlichen Anschauungen, wie sie Bonifatius vorfand, erschien ihm kaum besser als völliges Heidentum. Die Aufrichtung der kirchlichen Herrschaft, die völlige Einheit der neuen Organisationen mit der römischen Kirche ist sein Werk; aber erst eine viel spätere Zeit hat ihn als Apostel Germaniens oder der Deutschen feiern gelernt. Freilich haben selbst namhafte protestantische Geschichtsschreiber ihm nationale Verdienste zugeschrieben. Den geistigen Erzeuger des deutschen Volkes hat man ihn genannt. Neben Luther, durch den das moderne Deutschland geschaffen worden, sei er der Mitbegründer unserer Nationalität, fraglich, ob ohne sein Durchdringen die deutschen Stämme sich überhaupt je zu einer einheitlichen Nation und zu einem Staatsganzen hätten vereinigen können. Ein dritter, sonst geistvoll und scharf blickender Geschichtsschreiber meint: „Ein Triumph der altbritischen Mission hätte zum Vorteil der fränkischen Herrscher ausgeschlagen, die an kirchlicher Zersplitterung der deutschen Stämme ihre Freude haben mußten; des Bonifatius Erfolge führten die Aufrichtung einer deutschen Nationalkirche herbei und als natürliche Folge die eines selbständigen germanischen Reichs- und Nationalkörpers".[1]) Mit ebenso großer Bestimmtheit konnte man auch behaupten, daß Bonifatius eine selbständige deutsche Nationalkirche durch die Unterordnung unter Rom und den Papst vereitelt habe; man hat ihm dieses auch nachträglich zum Vorwurf gemacht und gemeint, daß die irisch-schottische Mission sie angestrebt oder wenigstens möglich gemacht habe.

Beide Auffassungen, obgleich sich schroff widersprechend, haben doch das Gemeinsame, daß sie die Idee einer deutschen Nation in eine Zeit hineintragen, der sie noch nicht aufgegangen war. Den Gedanken einer deutschen Nationalkirche, wenn dies die kirchliche Zusammenfassung der später deutsch genannten germanischen Stämme des Festlandes bedeuten sollte, konnte Bonifaz weder vorfinden, noch lag er im Bereich oder in den Konsequenzen seiner Bemühungen.

Allerdings findet sich die Bezeichnung des Gebietes seiner Missionsthätigkeit als Germania häufig genug in seiner Korrespondenz;

[1]) So der Reihe nach Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes I, 488, Arnold, Deutsche Geschichte II, 239, Gfrörer, Kirchengeschichte III, 1, 483. Aber auch Ranke, Weltgeschichte V, 1, 231 flg., spricht von einer Gründung der „deutschen Kirche durch Bonifatius".

es findet sich in Schreiben der Päpste Gregor II. und Gregor III. sogar der zusammenfassende Ausdruck gens Germaniae, was man aber nur ungenau als „deutsches Volk" übersetzen könnte.[1]) Denn Germania ist hiebei nur geographisch, nicht ethnographisch gemeint. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks entspricht ebenso der geringen Kenntnis der Kurie über diese entlegenen Gebiete, als der schwankenden Gewalt des Bonifatius, deren festere Begrenzung den Umständen überlassen bleiben mußte. Als päpstlicher Legat, als Vertrauensmann erstreckte er denn auch seinen Einfluß über das gesamte fränkische Gebiet und die fränkische Geistlichkeit, die vielfach dazu scheel blickte und in ihm den Ausländer anfeindete.[2]) Erzbischöfliche Machtbefugnis ward ihm nur in beschränktem Gebiet, der neuen Erzdiözese Mainz zu teil. Ja der Begriff Germania selbst scheint sich so gleichzeitig auf die Bedeutung der Gebiete am Rhein wieder zu verengen, wie zur Zeit der fränkischen Ausdehnung.[3])

Ist doch auch sein Einfluß in Alamannien und Bayern nicht recht faßbar. Er selbst fragte beim Papste an, ob er in Bayern noch das Recht zu predigen habe; die Salzburger Diözese, deren Bischof Virgilius er beim Papst der Ketzerei beschuldigte, weil er Gegenfüßler behauptet habe, lag ihm auch räumlich fern. Die Sachsen vollends entzogen sich zwar nicht seinem Interesse schon als Stammverwandte, aber völlig einer Mission. Die Idee einer kirchlichen Einheit der späteren deutschen Stämme schwebt also völlig in der Luft. Trotzdem die gemeinsame Grundlage ihrer Sprachen ihm, dem Angelsachsen, die Empfindung innerer Zusammengehörigkeit erregen mußte — und man meint ja oft, daß er nur angelsächsisch zu predigen brauchte, um von ihnen allen verstanden zu werden — so spricht er doch von vier Völkern, denen er im Umkreis von Fulda das Wort Christi verkündigt habe.[4])

Den Rückhalt seiner Thätigkeit, die Sicherung und Fortwirkung seiner Erfolge suchte er selbst in der Unterstützung des fränkischen

[1]) Gregor II. an Karl Martell: ad praedicandum plebibus Germaniae gentis ac diversis in orientali Reni fluminis parte consistentibus. Jaffé Bibl. III, Nr. 21, S. 81. Derselbe ad inluminationem Germaniae gentis Nr. 25, S. 86. Gregor III. ebenso Nr. 28. S. 91; dagegen Gregor II. 722 ep. 18, S. 77 aliquas gentes in Germaniae partibus vel plaga orientali Reni fluminis. Vergl. Dove, Wiedereintritt des nationalen Prinzips S. 25, der die letzte Stelle aber nicht beachtet.

[2]) Vita Gregorii auct. Liudgero c. 4. M. G. S. XV, p. 71.

[3]) Vergl. Waitz, Verfassungsgeschichte III, 41 flg.

[4]) Quatuor populi quibus verbum Christi per gratiam Dei diximus, in circuitu hujus loci ep. 79, S. 220.

Reiches, in der Einfügung seiner kirchlichen Gründungen in die Organisation der römischen Kirche. Wenn man ihm dies zum Vorwurf macht, so meint man, daß er ebenso gut eine volkstümlichere Einrichtung des Gottesdienstes hätte anstreben und erreichen können. Er müßte dann aber nicht Bonifatius gewesen sein, sondern ein anderer. Mit mehr Recht als auf die Nachgiebigkeit der irischen Mission könnte man auf den von Bonifatius verfolgten und überwundenen Ketzer Aldebert im Frankenreich hinweisen, der die hierarchische Gliederung geringschätzte, die Wallfahrten nach Rom verwarf, die Verehrung der Reliquien, die Kirchenweihe auf den Namen von Heiligen tadelte, die Ohrenbeichte mißbilligte, die Aufrichtung von Kapellen an den alten Stätten der Götterverehrung zuließ.[1])

Wohl darf uns diese Richtung den Anfängen des Christentums und zugleich der Volkstümlichkeit besser zu entsprechen scheinen, als die Zwangsanstalt, in der Bonifatius das Heil der Völker suchte.[2]) Aber die Organisation des Priesterstandes, der Anschluß an eine bestehende Gewalt, an die römisch-katholische Kirche und den Papst, war für Bonifatius wichtiger als die Rücksicht auf das Volk, Nachgiebigkeit gegen seine Sitten und Gewohnheiten war ihm Abfall von der Kirche. Die abweichende Richtung unterlag, weil auch die Herrscher des Frankenreiches die kirchliche Organisation zu fördern gewillt waren. Und nach des Bonifatius Briefen stand es um das Christentum schlecht genug, vor allem um die Geistlichkeit. Sie mußte erst lernen, sich als Glied der römischen Kirche zu betrachten.

Die römische Kirche, die Kraft ihrer Handlungen stand und fiel mit ihrer Sprache, mit der lateinischen. Volkstümliche und heid-

---

[1]) Jaffe, Bibliotheca III, S. 136. Es ist in der Hauptsache das gleiche, was der Brief Gregors des Großen über die Bekehrung der Angelsachsen empfahl. Beda hist. eccles. I, 30. Trotzdem findet er vor den Geschichtsschreibern keine Gnade: einen Schwärmer nennt ihn Hauck, Kirchengesch. I, 512, als Schwindler, Betrüger und Selbsttäuscher stellt ihn Hahn dar (Jahrbücher Pipins 68, Forschungen XV, 69). Ranke, Weltgeschichte V, 1, 281 flg., hilft sich mit teleologischer Auffassung bei einer gewissen Anerkennung, „weil sonst an die Vereinigung der Völkerschaften den saracenischen Invasionen gegenüber nicht hätte gedacht werden können“. Post hoc ergo propter hoc! Den nunmehr herrschenden Richtungen der Kirche mußte Aldebert als Volksverführer, als Ketzer erscheinen, das Eintreten der weltlichen Gewalt für die Kirche als Staatskirche beseitigte den Widerspruch, wie noch so oft in der Kirchengeschichte. Muß die späte Geschichtschreibung es für ihre Aufgabe halten, der siegenden Partei beizustehen?

[2]) Nicht Sühneanstalt, sondern als Fortsetzung der alttestamentlichen Theokratie Zuchtanstalt ist die Kirche nach Bonifatius; so die Auffassung Rettbergs, Kirchengeschichte I, 409. Der Kern der Sache scheint damit unübertrefflich bezeichnet.

nische Sprache sind Wechselbegriffe, wie dem Papst[1]) oder Bonifatius, so noch lange fort. In dem Wunsch und der Forderung freilich, daß die Geistlichen die Kenntnis des Lateinischen besitzen sollten, ist Bonifaz über die Anfänge der Verwirklichung nicht hinausgekommen, hatte er sich doch im Anfang seiner Thätigkeit darüber beim Papst Rats zu erholen, ob die Taufe gültig sei, wenn die Taufformel durch die Volkssprache ersetzt oder mit unsinniger Verkehrung der lateinischen Worte gesprochen worden war.[2])

Bei den ungeordneten Zuständen der Geistlichkeit, die Bonifaz nicht schwarz genug darstellen kann, unter der er Diener des Teufels zu finden glaubt, die sich als Diener Christi verstellen, ist an der schlechten Kenntnis des Lateins freilich nicht zu zweifeln.

Die Konsequenz seiner Bestrebungen war nicht nur die sittliche Hebung des geistlichen Standes, wofür dann die fränkische Reformsynode von 743 mit den strengsten Strafandrohungen eintrat, sondern auch dessen geistige und sprachliche Romanisierung. Aus der engen Verbindung der lateinischen Sprache mit der Religion und der Auffassung der Volkssprache als der heidnischen Sprache entsprang aber bald mit Notwendigkeit die noch weitergehende Ansicht, daß ebenso wie die Taufformel oder der gesamte Gottesdienst nur in lateinischer Sprache Giltigkeit habe, sie überhaupt auch für Laien die gebotene Sprache religiösen Lebens, religiöser Übungen sei. Es ist die alte Meinung von den drei heiligen Sprachen; ihr Wiederaufleben bezeugt eine Bestimmung der Frankfurter Synode von 794, die sich ausdrücklich gegen solchen Glauben erklärt; jedenfalls hatte sie Anlaß dazu.[3])

Wenn die Hochhaltung der Sprache, ihr unverkümmerter Gebrauch allenthalben einen wesentlichen Gegenstand nationalen Gefühles ausmacht, so bedarf es keines Beweises, mit welchen Gefahren solches Herunterdrücken der germanischen Mundarten die Entwicklung des Volkstums bedrohte.

Aus seiner Verehrung der lateinischen Kirchensprache kann man gleichwohl Bonifatius keinen nachträglichen Vorwurf machen wollen; daß er aber den Volkssprachen gleichgültig gegenüber stand, also auch nicht daran denken konnte, für ihren Gebrauch etwa zur Predigt ihnen besondere Sorgfalt zuzuwenden, folgte notwendig aus seiner Stellung zum Lateinischen. Nicht einmal seine eigene Mundart

[1]) Jaffé III, ep. 38, S. 105.
[2]) Ebenda ep. 58, S. 168 in nomine patria et filia et spiritus sancti.
[3]) LL. sectio II, Cap. R, Fr. I, 78, c. 52.



hielt er für würdig, sie als Schriftsprache anzuwenden. An seinen Landsmann, den König Äthilbald, schreibt er lateinisch und fordert einen anderen angelsächsischen Priester auf, dem Könige die Worte seiner Mahnung zu übersetzen und zu predigen.[1])

Man muß überhaupt die Frage aufwerfen, ob die Persönlichkeit des Bonifatius dazu berechtigt, ihm eine so hohe Bedeutung in der Geschichte und besonders in der Entstehungsgeschichte des deutschen Volkes zuzuschreiben. Daß er unter seinen Zeitgenossen keineswegs eine so überwältigende Erscheinung war, geht zur Genüge aus den Berichten hervor. Es ist doch auch Zufall dabei, daß wir gerade über ihn besser unterrichtet sind. Seine Erfolge liegen deutlich vor, sie brauchen weder unterschätzt noch überschätzt zu werden. Aber seine Briefe geben völlig das Maß seiner Eigenart. Nichts ist in ihm von der kühnen Selbständigkeit, von der schöpferischen Innerlichkeit eines Paulus oder Luther; der Hauptzug seines Wesens ist die Ängstlichkeit; die Disziplin, die runde, glatte Regel und Vorschrift ist sein innerster Halt. Für alles erbittet er sich die Verhaltungsmaßregel vom Papst in Rom. Bei allem Opfermut, aller Geringschätzung persönlicher Gefahr ist er ein subalterner Geist. In Rom mochte man sich des freiwilligen Vorkämpfers im fernen nordischen Lande freuen, von dem man so wenig zu wissen brauchte, daß in dem ihm mitgegebenen Briefe die Mahnung mit unterlief, er solle keinem Afrikaner trauen, der sich nachträglich als Manichäer erweisen könne. Es ist die herkömmliche Formel; gerade diese Herrschaft der Formel bindet auch den Bonifatius.

Benutzt und brauchbar befunden ward er auch von den fränkischen Herrschern; aber bei der Neuordnung der kirchlichen Einteilung traten die politischen Erwägungen in den Vordergrund. Bonifatius war darüber verstimmt, daß seine Wünsche nicht beachtet wurden; er suchte und fand den Märtyrertod als würdigen Abschluß.

Der Ausbau seiner Erfolge beruhte fortan auf der engeren Bundesgenossenschaft, die Pipin als Anmaßer des Thrones mit der geistlichen Gewalt pflegen mußte.

Karl der Große erbte dieses Verhältnis und erfüllte sich mehr und mehr mit der Anschauung, daß die Kirche und das fränkische Reich zusammengehörten, daß die Bekehrung der Heiden durch die Kirche auch ihre Unterwerfung unter das fränkische Reich bedeute. Eine bewußte Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder kam bald hinzu.

---

[1]) Bonif. ep. Nr. 59, 60 (Jaffé) S. 168 u. 177.

Hier in einer Betrachtung der Wurzeln des Nationalgefühles kann Karls vielseitige Thätigkeit als Eroberer und Gesetzgeber nur nach einem Gesichtspunkte gewürdigt werden. Doch ist diese Würdigung unerläßlich. Jahrhunderte hindurch haben die zwei Völker, die sich in sein Erbe teilten, Deutsche und Franzosen, sich auf ihn berufen, ihn für den ihrigen erklärt. Auch für ihn gilt das Wort Göthes: „Außerordentliche Menschen als große Naturerscheinungen bleiben dem Patriotismus eines jeden Volkes immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht."

Auch für den Geschichtsschreiber nicht? Je nach dem Standpunkte hat so Karl der Große sehr verschiedene Beurteilung gefunden. Es kann für die Geschichtsschreibung, die rücksichtslos nach Wahrheit streben soll, nicht Aufgabe sein, alle Kanten und Ecken abzuschleifen und Freud und Leid der Völker wie eine große Symphonie darzustellen, in der der einzelne Mißklang durch die höhere Ordnung aufgelöst wird. Hat die Geschichtsauffassung des vorigen Jahrhunderts, wie sie Voltaire am einheitlichsten vertritt, ganz Unrecht, wenn sie in Karl vor Allem den großen Despoten gesehen hat?[1]) Unstreitig lag in seinem Charakter ein Zug zur Rücksichtslosigkeit und Gewaltthätigkeit, ja Eigensinn, der selbst in der uns allein erhaltenen einseitigen Berichterstattung seines Kreises nicht verwischt werden konnte und noch mehr sich in der volkstümlichen Überlieferung seiner französischen und romanischen Unterthanen erhielt. Schon in der Ausschließung der Söhne seines Bruders Karlmann von einer Nachfolge ist dieser Zug nicht zu verkennen, wenn es auch mit Zustimmung der Franken geschah.[2])

Seinen Herrscherberuf, seine Bestrebungen, staatliche Ordnung und Kultur zu schaffen, seine Erfolge wird niemand wegleugnen können, erscheint er auch in der Beleuchtung seines Biographen Einhard allzusehr idealisiert. Die Spur seiner Erdentage ist durch den Umschwung der Dinge nach seinem Tode nicht verwischt worden; das zeugt für seine historische Größe.

Man hat der Thatsache, daß durch ihn zuerst die festländischen germanischen Stämme in einen staatlichen Verband gebracht worden sind, den Ausdruck gegeben, er habe das weltgeschichtliche Bewußtsein des deutschen Volkes geschaffen.[3]) Es könnte dies sowohl bedeuten,

---

[1]) Voltaire Essay sur l'histoire I, chap. VIII. Ähnlich auch Gfrörer, Kirchengeschichte III, 3, 1589.

[2]) Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte III, 100.

[3]) Bunsen, Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte I, 516, angeführt von Jakob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 793.

daß ihm selbst die Idee einer Einheit der eigentlich deutschen Stämme vorgeschwebt habe, als daß sie eine unmittelbar sich ergebende Folge seiner Politik gewesen sei.

Etwas vorsichtiger ist die Behauptung, daß es ihm darum zu thun gewesen sei, das „deutsche" Element in seinem Reiche möglichst zu verstärken, weil er darin dessen Kraft erblickt hätte.[1])

Rechtfertigen die Thatsachen diese Auffassung?

Abgesehen von der Einverleibung der Langobarden beruht Karls Verdienst der Einigung der deutschen Stämme vor Allem auf der Unterwerfung der Sachsen.

Die festländischen Sachsen waren noch der einzige Stamm, der sich auf dem altgermanischen Boden zusammengehalten hatte und allen Einwirkungen der römischen Kultur ferngeblieben war. Von den Alamannen und Bayern noch mehr als von den Franken auch sprachlich seit dem Auftreten der Lautverschiebung geschieden, bewahrten sie das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft mit den nach Britannien gezogenen Sachsen lebendig, gewiß noch lange über die Zeit des Bonifatius hinaus.[2]) Aber ungleich diesen wollten sie vom Christentum nichts wissen. Zwischen Franken und Sachsen konnte es bei dem Mangel einer natürlichen Grenze und bei der Neigung beider, die politische Grenze zu überschreiten, nie an Reibungen fehlen. Einhard berichtet, daß Karl von Anfang an entschlossen war, die Sachsen, die seinem Vater wie schon früher Tribut versprochen hatten,[3]) zu bekriegen, bis sie entweder besiegt und der christlichen Religion unterworfen oder gänzlich ausgerottet seien. Den Plan, sie einzuverleiben, hat Karl wohl von vornherein gefaßt,[4]) nur wird er sich die Ausführung leichter gedacht haben.

Der Krieg war ihm nicht Selbstzweck. Wenigstens anfänglich verschmähte er kein Mittel, um die Sachsen für das Christentum zu gewinnen. Im Leben des Sturmi, Abt zu Fulda, findet sich die bezeichnende Stelle, daß Karl teils durch das Schwert, teils durch

[1]) So Abel, Jahrbücher Karl d. Gr. I, 100. Ähnlich, freilich schwankend und unklar, Arnold, Deutsche Geschichte II, 283—285.

[2]) Ipsi solent dicere de uno sanguine et de uno osse sumus. Bonif. ep. 39 (Jaffé, Bibl. III, 167).

[3]) Vgl. Mühlbacher, Regesten der Karolinger 758, II. 84 c., Fredegar 117, tributa Chlothario prestiterant.

[4]) Einh. Ann. 775, dum aut victi christianae religioni subjicerentur aut omnino tollerentur. Die Grenzüberschreitungen als Motiv v. Car. c. 7. Hauck, Kirchengeschichte II, 337, meint, daß nur die Quellen den Enderfolg von Anfang an ins Auge gefaßt sein lassen. Den Charakter Karls wird wohl Einhard (oder sonst der Zeitgenosse!) besser gekannt haben.

Überredung, teils auch durch Geschenke den größten Teil des Volkes dem Glauben Christi zugewandt habe.[1]) Der Erfolg war freilich nicht nachhaltig. Gleich nach Sturmis Thätigkeit sei das verdorbene und schlechte Volk der Sachsen von dem Glauben abgefallen zu eitlen gehaltlosen Irrtümern. Sie waren eben für die Sachsen etwas mehr; sie waren das Erbe der Vergangenheit und als Sitte der Väter ein wertvoller Besitz ihrer Volkstümlichkeit. Je mehr Karl zur Überzeugung kam, daß die fränkische Herrschaft auf kriegerischer und geistiger Unterwerfung zugleich beruhe, desto mehr verwandelte sich der Eroberungskrieg in einen Religionskrieg, in den heiligen Krieg der Khalifen. Auch den Zeitgenossen kam der Zweifel, ob diese Art der Verbreitung dem Christentum entsprechen könne. Alkuin, der doch großes Ansehen genoß, wies auf den Satz hin „Gehet hin und lehret alle Völker“.[2])

Es ist eine nutzlose Bemühung, die Maßregeln eines Krieges, dessen Endziel die Alternative Einhards unübertrefflich kennzeichnet, zu entschuldigen oder abzuschwächen, nur weil sie unserem Gefühl widerstreben. Dazu gehört die Hinrichtung einer beträchtlichen Anzahl Sachsen — die Überlieferung sagt 4500 — an der Aller zur Sühne eines Überfalls.[3])

Man findet wenigstens davon keine Spur, daß ein Gefühl nationaler Wahlverwandtschaft die Schrecken des Krieges gemildert habe. Allerdings gelang es Karl, einen Teil des sächsischen Adels auf seine Seite zu ziehen. Die verbindende Klammer aber war der Eigennutz. Karl stützte und mehrte die Vorrechte des sächsischen Adels; die neu eingeführte Grafengewalt bot ein Mittel, Anhänger

[1]) Vita Sturmi c. 23. M. G. S. II, 376.

[2]) Ep. 67, 69 (S. 309, 320 bei Jaffé Alcuiniana Bibl. VI) dann ep. 64, 71, 114. Vgl. Gieselers Kirchengeschichte II, 111 A. und Rettberg II, 410. Allerdings nennt Dehio, Geschichte des Erzbistums Bremen-Hamburg I, 26 Alkuin deshalb etwas geringschätzig einen Idealisten und Philosophen, d. h. er stellt sich im Meinungszwiespalt der Zeit auf die Seite Karls d. Gr., des Erfolgs, weil der Zweck die Mittel heiligt. Aber wer berief sich mit Recht auf den Geist des Christentums?

[3]) Vom Standpunkt historischer Kritik erfaßt Phillips (Karl im Kreise der Gelehrten Kl. Spr. III, 420, 44) das Abstoßende dieser Nachricht und meint, daß es die Zeitgenossen nicht so arg gefunden hätten als wir, mit Hinweis auf Einh. c. 20 und Translatio Servatii c. 14, M. G. S. XII, 96. Quos Christo non subdere potuit verbo, subdidit ferro. Dies ist freilich erst um 1088 geschrieben, nach Wattenbach, Gesch. Qu. II, 158. Dem entgegen ist es rein philologische Kritik, wenn man sich nur an die Quelle, die Lorscher und Einhards Annalen hält, die Zuverlässigkeit bezweifelt. (Bippen in Quiddes Zeitschr. f. Geschichte I, 75—95) oder meint es seien „einige Nullen zu viel“ d. h. die Zahlen übertrieben. (Ullmann, ebenda II 156).

zu belohnen.[1]) Alkuin aber zeigt gelegentlich mehr Interesse für die Avaren und deren Bekehrung, als für die Sachsen, obgleich er als Northumbrier ihnen hätte nahe stehen sollen.[2])

Es ist aber schon eine Unterschiebung, wenn man das Aufgebot der Alamannen und Bayern gegen die Sachsen mit Napoleons Benützung des Rheinbundes zum Niederwerfen der Norddeutschen vergleicht.[3]) Die Vergleichung ist nur geographisch richtig, nicht historisch. Hier handelt es sich um den einfachen Gegensatz von Heiden und Christen, um ein Einheitsreich und einen halb auswärtigen, halb aufständischen Gegner; der Gedanke gemeinsamer Nationalität ist noch gar nicht erwacht. Dort um einen ungeklärten Widerstreit alter und neuer Pflichten und Rechte, den eine arglistige Politik des fremden Eroberers eigennützig ausspielt. Karl d. Gr. und Napoleon kann man nicht mit einander vergleichen.[4])

Wie wenig die nationale Verwandtschaft der Franken und Sachsen, wenn sie überhaupt gefühlt wurde, in der Politik zur Geltung kam, das zeigt sich auch darin, daß Karl gegen die Sachsen die slavischen Abotriten, obgleich Heiden, als Verbündete behandelte.[5]) So hatte schon Karlmann slavische und friesische Hilfe gegen die Sachsen gebraucht und ebenso Pipin.[6]) Das Land der Noralbinger wurde nach der Abführung der Einwohner den Abotriten zum Wohnsitz überlassen.[7])

---

[1]) Über die Gewinnung einer fränkischen Partei unter dem sächsischen Adel hat besonders Kentzler (Forschungen zur deutschen Geschichte XII bes. 321, 374 flg.) die Anhaltspunkte zusammengestellt. Vgl. auch im gleichen Sinne Waitz, Verfassungsgeschichte III. 149. In welchem Sinne Aug. Schmidt (Sachsenkriege Karl's d. Gr., Rostocker Dissertation 882, S. 127) es als „Hypothese" bezeichnet, ist schwer einzusehen. Soll Alles mit den gerade gewünschten Ausdrücken in irgend einer Quelle enthalten sein, so wird freilich jede Geschichtschreibung ein Mosaik, das auf die Verständlichkeit des Zusammenhangs aus lauter Mißtrauen gegen das Causalitätsbedürfnis verzichtet.

[2]) Vgl. Rettberg. Kirchengeschichte II, 410, 559.

[3]) So Gfrörer, Kirchengeschichte III, 2, S. 690. Arnold, Deutsche Gesch. II, 280 stellt freilich die Heeresfolge aus Baiern oder den anderen Stämmen in Abrede, trotz der bestimmten Angabe Einh. ann. 778 von den Alamannen: Übrigens wurden später gegen die Nordalbinger sogar die andern Sachsen aufgeboten. Einh. ann. 802.

[4]) Wie Arnold, Deutsche Gesch. II, 259 meint, beide hätten die Nationen zu neuem Leben erweckt.

[5]) Einh. ann. 798. Nam Abodriti auxiliatores Francorum semper fuerunt ex quo semel ab eis in societatem recepti sunt. Es klingt fast wie eine Entschuldigung des Schriftstellers. Ann. Laureshamenses 798 M. G. S. I, 37 quamvis fanatici.

[6]) Einh. ann. 748, contin. Fredeg. 117.

[7]) Einh. Ann. ad 804.

Diese Fortführung aus der Heimat, ein alterprobtes Mittel der Staatskunst seit den Assyriern, hatte allerdings auch schon Pipin gegen die Sachsen angewandt.[1]) Wie bei den Sachsen, so ward es von Karl, wenn es vorteilhaft erschien, auch bei Langobarden angeordnet.[2])

Gegen das Sonderwesen der Langobarden ist es gerichtet, daß Grimald 788 die Herrschaft in Benevent zugestanden erhält gegen das Versprechen, die fränkische Oberhoheit anzuerkennen und das nationale Abzeichen seiner Langobarden, den Kinnbart, abzustellen.[3]) Vergeblich beklagten sich die Ansiedler Istriens und der Mark Friaul, wohl auch germanische und langobardische, daß man Slaven gegen sie ins Land riefe.[4])

Von einer Vorliebe für den germanischen Bevölkerungsteil, von einer absichtlichen Verstärkung desselben kann nicht die Rede sein. Allerdings auch nicht von einer absichtlichen, planmäßigen Verwischung der nationalen Unterschiede. Die volkstümlichen Rechtsbildungen und Gesetze wurden im Allgemeinen belassen.[5]) Aber es ist doch nur ein Gewähren, ein Gehenlassen gegenüber den Nationalitäten und ihrer Eigenart in Sprache und Einrichtungen, so lange sie nicht bedenklich erscheinen und dem Gehorsam gegen die thatsächlich unumschränkte Königsgewalt keinen Abbruch thun. Was zu widerstreben schien, was nach Selbsthilfe aussah, wie die Geldonien, zusammengeschworne Genossenschaften, vielleicht mit Bewahrung volkstümlich heidnischer Formen, ward streng, ja grausam verfolgt.[6])

Wenn der angebliche höhere Gedanke Karls d. Gr. ihn gegen den Vorwurf der Eroberungssucht verteidigen müßte, wenn man sagen wollte, daß in der Ausdehnung des fränkischen Reiches doch eine gewisse Beschränkung beobachtet werde, so muß man freilich die Gegenfrage stellen, ob seine Mittel überhaupt zu mehr ausgereicht

[1]) Contin. Fredeg. 118.

[2]) Vgl. die Stellen bei Waitz, Verfassungsgeschichte IV, 575.

[3]) Erchemberti Hist. Langob. c. 4. M. G. SS. Lang 236 sacramento vinxit ut Langobardorum mentum tonderi faceret.

[4]) Die Urkunde von den Klagen der Istrianer über Herzog Johannes (auszw. Waitz. Verf.-Gesch. III², 488—92) bezieht Mupperg (Gottscheer Im neuen Reich 1880, I 409) auf Vandalenreste, wofür schon Zeuß, Die Deutschen 51, die Gottscheer erklärte. Allerdings erhellt über die Nationalität aus der Urkunde selbst Nichts; doch wohnten in Friaul vermutlich noch Langobarden nach den vielen Ortsnamen. Simson Jahrb. II, 338—43 geht nicht darauf ein.

[5]) Wie Höfler, Kaisertum und Papsttum, S. 8 hervorhebt. Die da verlangten Quellenangaben sind aber doch teilweise die obigen.

[6]) Siehe Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte I 261 und Hartwig, Forschungen zur deutschen Geschichte I 150.

hätten. Der schwerfällige Heerbann genügte gerade, um festzuhalten, was mit Mühe erworben ward. Die drückenden Lasten, die dem Stand der kleinen Freien zugemutet wurden, untergruben dessen Bedeutung, der Glanz war teuer erkauft und der Verzicht auf Ausdehnung des Reiches und der Kirche über die nordwestlichen und nördlichen Germanen, über Spanien und die Ostländer bis an's byzantinische Reich hin nur durch die Verhältnisse erzwungen, denn auch über Britannien strebte Karl eine Art Oberhoheit zu erlangen, als er die Kaiserwürde erneuert hatte. Alkuin hoffte, die Ungläubigen würden aus Scheu vor dem Kaisertum sich freiwillig beugen.[1])

Gegenüber dem Teilungsprinzip der Königsgewalt, das aus dem merowingischen Hause in das karolingische überging, fand die nationale Zusammengehörigkeit keine Beachtung; bei der geographischen Zerlegung ist es nur einer der möglichen Fälle, wenn die Teilungslinie auch einmal von Süden nach Norden gezogen ungefähr die Sprachgrenze ist. Nach tieferem Plane, wie es scheint, teilte Pipin die gesamte von ihm beherrschte Ländermasse unter seine beiden Söhne Karlmann und Karl so, daß jener den Süden, dieser den Norden in großem Bogen erhielt, ohne Beachtung der faktischen Unterschiede von Austrasien und Neustrien, und zwar mit Beirat und Billigung der Großen des Reiches. Wenn also überhaupt eine Rücksicht auf die Nationalitäten stattfand, was gerade nicht von vorn herein notwendig anzunehmen ist, so wäre eher die Absicht gewesen, einer Trennung derselben entgegenzuwirken, deren Verschmelzung zu befördern, worauf ja eigentlich das fränkische Reich beruhte.

Wie schon öfter in der Geschichte desselben schuf das Geschick durch den frühen Tod Karlmanns die Handhabe zur Wiedervereinigung. Die gewaltthätige Hast, mit der Karl unter Mißachtung des Erbrechtes der Neffen, freilich mit dem höheren Recht des geborenen Herrschers, das in seiner Kraft und in der Notwendigkeit der persönlichen Herrschaft begründet war, nach dem Teil seines Bruders griff, könnte zu der Vermutung verleiten, daß er nun auch diese Gunst des Schicksales zu bleibender Aufrechterhaltung der Reichseinheit habe benützen wollen. Aber wie weit er davon entfernt war, zeigt der Teilungsentwurf von 806. Doch nimmt auch dieser keine Rücksicht auf eine nationale Abgrenzung.[2]) Pipin sollte Italien, Bayern und Alamannien zwischen Rhein und Donau erhalten, Ludwig Aquitanien, Waskonien, Savoyen und ein Stück von Lyon bis Chalons,

[1]) Vgl. Waitz III 202.

[2]) Cap. reg. Franc. I 1, 126. II. 45. Waitz IV 554. Simson, Jahrbücher Karls d. Gr. II, 345 flg.

Karl Franken, Sachsen, den Nordgau und Burgund mit Aosta, jeder hatte Zugang nach Italien, um Pipin Hilfe bringen zu können; zwischen den verschiedenen Bevölkerungen war das Konnubium ausbedungen im Interesse der Verschmelzung der Nationalitäten. Ist es dann für diese Absicht des Herrscherhauses von Vorteil gewesen, daß durch den abermaligen Zufall des Todes für eine weitere Generation die Probe auf die Festigkeit des Reiches erspart blieb? Ist es eine Abschwächung der nationalen Gegensätze des Reiches, daß eine Genealogie Ludwig dem Frommen romanische Vorfahren zuschreiben wollte?[1]) Oder sollte ihm in den Augen der romanischen Unterthanen damit ein Dienst geschehen, daß er ihnen nähertrat? Zum mindesten zeigt es, daß im Herrscherhaus der Gegensatz der Nationalitäten ausgeglichen erscheinen konnte.

Alles dies zusammengenommen, möchte man meinen, nicht eine Stärkung des germanischen Bestandteils, sondern eine Schwächung sei der schließliche Erfolg gewesen. Aber um abzuschätzen, welche Aussichten ihm innerhalb der staatlichen Vereinigung des gesamten fränkischen Reiches gegenüber dem romanischen Wesen sich darboten, wenn das Reich Karls d. Gr. fortdauerte, bedarf es eines kurzen Überblicks über seine Verbreitung und Befestigung.

Unter den Franken am Rhein scheinen die Reste romanisierter Provinzialen schon bald aufgesogen zu sein. In Trier z. B. soll das Lateinische schon 472 verklungen gewesen sein,[2]) während die Erinnerung an die römische Gründung sich erhielt oder immer wieder aufgefrischt wurde.[3]) Lateinische und keltische Ortsnamen blieben überhaupt massenhaft,[4]) ohne daß man daraus allein auf Dichte der zurückbleibenden Romanen schließen muß.

[1]) Genealogia domus Carolorum MG. SS. II 308 u. M. G. SS. XIII. 243 zu Wattenbach. Geschichts-Quellen I, 5. Aufl. 159.

[2]) Nach Sidonius Apollinaris ep. IV 17 kann nur noch Arbogast der comes Trevirorum dort lateinisch. Die Stelle rechtfertigt den Schluß (nach Zeuß, Die Deutschen S. 45), freilich nur im Ganzen und Großen, insofern sie den Zeitpunkt der Germanisierung ziemlich früh anzusetzen erlaubt. Vgl. auch Roth, Beneficialwesen S. 66,

[3]) Daß die Trierer noch viele Generationen später mit den Franken nicht völlig verschmolzen gewesen wären, sondern von ihnen als Stammfremden gesprochen hätten, folgt aus den von Lamprecht, Wirtschaftsleben I 150 angezogenen Stellen MG. S. VII, 225 u. 232 doch nicht unbedingt; den Gebrauch von Franci und Francia schließt Trier selbst nicht aus. Aber ein starker Trierischer Partikularismus hat langehin bestanden und es bleibt doch merkwürdig, daß z. B. Albert von Stade Trier nicht als zu Deutschland gehörig betrachtet (M. G. S. XVI, 367).

[4]) Vgl. Hubert Marjan, Keltische Ortsnamen der Rheinprovinz. Aachen 1880.

Daß bei den Alamannen sich römische Gefangene befanden, bezeugt Ammian aus dem 4. Jahrhundert.[1] Was ihnen wie den Bayern bei der Besetzung des Zehntlandes und des anderen Provinzialgebietes unterthan wurde von romanisierter Vorbevölkerung, das waren kümmerliche Reste einer vorher schon dünnen, durch die Kriegszeiten gelichteten Besiedelung, die teils als Leibeigene nur die Herren wechselte, teils auf einzelne Punkte zusammengeschoben ward, nach Ausweis wenigstens der Ortsnamen auf bayerischem Gebiet, die mit „Walch" zusammengesetzt sind.[2] Nur an sehr wenigen Stellen konnten wirkliche Sprachinseln der vorgermanischen oder romanisierten Bevölkerung mitten unter Germanen sich fristen. Für unwirtliche Teile des Schwarzwalds ist es neuerdings erwiesen.[3] Sonst wich das romanische Element vor dem Andrang der Alamannen und Bayern nach Süden, in die Alpen, ohne ihn dauernd abwehren zu können. Die breiten Flußtäler hinauf ging die germanische kriegerische Einwanderung, aber noch im 7. Jahrhundert reichten die Romanen bis an den Bodensee hin; das Bistum Chur stand noch unter Mailand und die Schalen des germanischen und romanischen Elementes im Alpengebiet, das heute Schweiz und Tyrol heißt, standen ziemlich gleich, wenn nicht zum Vorteil der Romanen.[4]

---

[1]) XVIII, 2, 19.

[2]) Zur Vorsicht mahnt z. B. der Ausdruck pagus desertus quam Valhagoi appellamus. Mon. Boica IX 7. Daß man für das Salzburgische eine stärkere Anzahl von Leibeigenen mit romanischem Namen urkundlich belegt hat, (Keinz, Indiculus Arnonis) stimmt mit den dortigen Ortsnamen. — Das Zahlenverhältnis der Unfreien zu den Freien ist schon an sich allzu strittig, vgl. Inama-Sternegg, Wirtschafts-Geschichte I 70; auch Germanen konnten völliger Unfreiheit verfallen und Schlüsse auf die Zusammensetzung der Bevölkerung sind deshalb sehr unsicher.

[3]) Schulte, Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau, Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins 43, N. F. IV. (1889) 300.

[4]) Über die frühere Ausdehnung des Rhätoromanischen vgl. Jung, Römer und Romanen, VII. Abschnitt. In der vita S. Galli MG. SS. II 17 ist die Rede von Romani aus Arbona (der neue Abdruck St. Galler Mitteilungen XXIV 1, S. 45 hat Rhetiani). Es könnte also noch für die Zeit des Bearbeiters Walahfried Strabo, im 9. Jahrhundert gelten. Nach der Anm. von Ild. de Arx zu MG. SS. II 6 wäre das idioma von Bregenz die teutonica lingua gewesen. Die anthropologische Karte bei Ranke, Der Mensch II 260, zeigt übrigens Bregenz als zu Rhätien gehörig. Diese Auffassung der Stelle bestätigte sich als richtig durch die Übereinstimmung mit Holtzmann, Kelten und Germanen 130. — Für Tirol, Riezler, Geschichte Baierns I 56 „das Zahlenverhältnis der Baiern gegen die Rhätoromanen war in Tirol jedenfalls nicht günstiger als in der Lombardei". Heißt dies, daß überhaupt im Verhältnis nicht mehr Baiern nach Tirol kamen als Langobarden nach Oberitalien? In Betracht kommt eben auch der Rückhalt. Für die Zähigkeit des Romanischen in Tirol, vgl. Alb. Jäger, Das rhätische

Von Osten her engten die Slaven, die seit dem Abzug der Ostgermanen deren Länder besetzt hatten, das germanische Gebiet ein; noch war ihrem Vordringen kein Einhalt gethan worden. In der Buchonia, in der Gegend der späteren Fulda, stieß Sturmi auf eine Schar Slaven; vom oberen Main hatten sie ihre Ansiedelungen bis an die Rednitz vorgeschoben, nur im Südosten, in den Alpen, hatten die Bayern ihnen wieder Boden abgewonnen, aber es war ein ziemlich unsicherer Besitz.

Außerhalb des langen Streifens von Norden nach Süden, den zur Zeit Karls d. Gr. germanische Bevölkerung festhielt, waren fast allenthalben in Europa Spuren und Splitter der Völker zu finden, die der verhängnisvolle Drang nach Süden aufgelöst hatte. Wenigstens die Namen waren noch erhalten, die Sprache war schon untergegangen oder hielt sich mühsam in einzelnen Strichen. Nach dem Zeugnis eines Schriftstellers aus dem 9. Jahrhundert hätten zu seiner Zeit noch die Goten in Tomi am schwarzen Meere den Gottesdienst in ihrer angestammten Sprache abgehalten.[1] Die gotisch-griechische Bevölkerung eines byzantinischen Bezirks in Thracien ist um 716 bezeugt;[2] es sind die Nachkommen der Goten, unter denen Ulfila gewirkt hatte. Am längsten behauptete sich eine verkümmerte Mundart des Gotischen auf der Krim bis ins 16. Jahrhundert.[3] Von den Gepiden gibt ein ungenannter Salzburger aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die letzte Nachricht, daß von ihnen noch einige in Pannonien lebten.[4] Auf die Vollständigkeit solcher Nachrichten, auf ihre unbedingte Verlässigkeit wird niemand bauen wollen; wie viele Splitter mögen für die literarische Tradition spurlos verschollen sein. Höchstens könnte die anthropologische Forschung gelegentlich Anhaltspunkte geben.

Für die nationale Zusammensetzung des karolingischen Reiches kommen aber zunächst nur die germanischen Stämme und Volks-

Alpenvolk der Breuni oder Breonen. Wiener Sitzungsberichte 42, S. 351 Darnach ist es irrig, wenn Waitz, Verf.-Gesch. III[2] 355 A. 2 aus dem Quartinus nationis Noricorum et Pregnariorum machen will Paguariorum. Im Stubaithal waren noch im 14. Jahrhundert Romanen; der Vintschgau wurde erst im 16. Jahrhundert germanisiert, um den Einfluß des protestantischen Graubündens abzusperren, vgl. Egger, Die Tiroler S. 68 u. 73.

[1]) Walahfried Strabo de exordiis et incrementis c. 7. Die Stelle abgedruckt in Haupts Zeitschrift XXV 99.

[2]) Vgl. Rankes Weltgeschichte V 1, 230.

[3]) Ausführlich bei Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes II 158—170. Über die letzten Schicksale Braune, St. Petersburg 1890 (Progr.).

[4]) Anon. Salisb. MG. SS. XI 9 angeführt bei Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 441. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 372.

splitter in Betracht, die in Italien und Gallien sich niedergelassen haben. Auch hier ist vielfach der Name und die Erinnerung an die Abstammung noch vorhanden. In Südgallien, von wo Prokopius etwa zwei Jahrhunderte früher den Abzug der Goten nach Spanien behauptet,[1]) hatte Pipin noch 752 und 759 mit Goten zu thun, denen in Narbonne gewährte er die Beibehaltung ihres Gesetzes, damit sie ihm die Stadt in die Hände spielten.[2]) Aber die gotische Sprache war hier wohl ebenso wie in Spanien untergegangen, wenn auch einzelne Wörter sich mochten erhalten haben.[3]) Gotische Truppen unter einem gotischen Anführer werden aber noch zu Anfang des 9. Jahrhunderts genannt.[4])

Ebenso bewahrten sich die Burgunder den alten Namen, doch bezeichnet es die Zersetzung der Nationalität, wenn sie von sich selbst oder von anderen blos nach dem Gesetz als Gundbadinger bezeichnet werden.[5]) Das Stammesrecht ist der letzte Rest nationaler Eigenart, aber es kann die Sprache nicht lebendig erhalten. Im Westen war sie freilich längst aufgegeben und hatte sich nur im Osten ihre Verbreitung erhalten. Von einem kleinen Volksteil, der auf der rechten Seite des Rheines zurückgeblieben war, taucht noch zur selben Zeit, 793, eine Spur auf.[6])

Auf vereinzelte Ansiedlungen in Gallien kann man kaum viel Gewicht legen. Es sind gewiß mehr gewesen, als sich Nachrichten erhalten haben, wie von Taifalen und Alanen oder von Sachsen an der Mündung der Loire, diese sollen wenigstens ihre Sprache lange festgehalten haben, während schon Gregor von Tours von ihnen mitteilt, daß sie Haarschnitt und Kleidertracht den Britanniern oder Bretonen nachgeahmt hätten.[7]) Die Spuren von Thüringern links des untersten Rheines, von Sueven in Flandern, von Waraskern oder Nariskern am Doubs sind nicht ganz sicher, wenn sich auch sachlich gegen die Möglichkeit kaum etwas einwenden läßt.[8])

[1]) Procop bell. Got. I 13 vom Jahre 531.

[2]) Caron. Moissiac. MG. SS. I 294.

[3]) Vgl. Maßmann Haupts Zeitschrift I 366—373.

[4]) Astronomus cap. 13.

[5]) So z. B. Synodus Francof. Cap. Reg. Franc. I 77.

[6]) Vgl. Jahn Geschichte der Burgundionen I 330.

[7]) Taifalen bei Gregor von Tours IV 18, V 17. „Die Alanen vgl. v. Schubert Unterwerfung der Alemannen 2 A. Lagneau in der Revue d'anthropologie 1877 S. 43, 49. Über die Sachsen Gregor V, 26, X. 9. Otlingua Saxonica M. G. S. III. 426. Grimm, Gesch. d. dtsch. Sprache 626. Lagneau R. d'anthr. 1874, S. 603.

[8]) Die Thüringer in Toxandrien von Schröder, Herkunft der Franken Sybel Hist. Ztschr. 43. S. 41 nicht auf das Volk, sondern auf Thur = Dunar bezogen [?] Die Sueven (Zeuß, Deutsche 57 Ann. von St. Vaast ad 880 M. G.

Ihre Eigenart hatten sich die aus Britannien herübergekommenen Bretonen kräftig gewahrt, der Zusammenhang mit dem fränkischen Reich war stets sehr lose und bedurfte beständiger Erneuerung durch Kriegszüge. Auch die Aquitanier, deren Partikularismus die Einsetzung eigener Könige schmeichelte. Die eigentlichen Basken waren erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts über die Pyrenäen in das nach ihnen benannte Waskanien eingewandert; zu 742 werden sie jedoch schon als Romanen bezeichnet.[1])

So stand vielfach die Sprache im Gegensatz zu der festgehaltenen Abstammung und dem alten Rechte. Noch mehr fast in Italien als in Gallien und Nordspanien. Das persönliche Recht war in Italien schon durch den langobardischen König Rothari in weiter Ausdehnung zugelassen worden; vielleicht bezieht es sich auf alamannischen Zuzug zur Verstärkung des langobardischen Elementes erst in einer Zeit, wo man das gewährte, wegen dessen Verweigerung die Sachsen Italien wieder verlassen hatten, daß in einer Urkunde zwischen 721 und 744 mehrere Personen als Alamannen aufgeführt werden.[2]) Mit der Sprache hatte die Erklärung des Rechts, nach dem man gerichtet sein wollte, schon früher nichts mehr zu thun. Die Langobarden, schon an sich gering an Zahl, deren Name in den alten Sitzen an der Elbe, bei Bardewiek, noch im 12. Jahrhundert erwähnt wird, hatten sich mittlerweile erobernd über ganz Italien zerstreut. Ihre Nachkommen zur Zeit Karls des Großen bekundeten durch die Tracht des Bartes den Anspruch auf Abkunft von den Eroberern.[3]) Noch kurz vorher hatte der Langobardenkönig Luitprand im Kriege gegen Rom und den Papst viele edle Römer nach langobardischer Weise scheeren und kleiden lassen.[4]) Das wäre allerdings ein sehr einfaches Mittel gewesen, die Reihen der Langobarden zu verstärken.

Jedenfalls bildete eben schon die Sprache kein genügendes Mittel nationaler Absonderung mehr. Nach einem Ausdruck Einhards wenigstens[5]) hätten die Langobarden zu Ende des Jahrhunderts

S. S. I. 519. Nortmanni Suevos usque ad internecionem delevere) von Kossinna, Westdeutsche Zeitschrift 1890. S. 204 als Zeeuven d. h. Seeländer erklärt Die Warasker, vgl. Zeuß, Die Deutschen 117, 584, v. Oefele in Sybel, Zeitschr. 43, 133. Pagus Atuariorum u. Amaviorum, Zeuß 582.

[1]) Contin. Fredeg. 742.

[2]) Savigny, Geschichte des römischen Rechts I 118.

[3]) S. oben S. 75. Hiebei ist im späteren chron. Salern. c. 21 von einer multitudo Langobardarum die Rede.

[4]) Vita Gregorii III c. 14 bei Vignoli liber pontificalis II, 55.

[5]) Ann. 796 der Hring der Avaren (so fränkisch?) von den Langobarden campus genannt. Romanisiert schon vor 774 nach Bluhme gens Lang. II, 2.

bereits ihre Volkssprache mit der lateinischen vertauscht. Paulus Diakonus aber scheint sie noch gekannt zu haben.[1]) Die zu ihrer Unterstützung gekommenen Bulgaren hatten ihre Sprache bewahrt, aber neben ihr die lateinische sich angeeignet, nicht die der Langobarden.[2])

Überraschend lange aber hat sich die Erinnerung an die langobardische Sprache gerade da erhalten, wo sie doch am stärksten isoliert war. Noch die Chronik von Salerno aus dem Ende des 10. Jahrhunderts kennt einzelne Wörter aus der deutschen Sprache, die einst die Langobarden gesprochen hätten; sie erklärt den Beinamen des Nachfolgers Grimoalds [† 807].[3])

In dem bunten Völkergemisch des karolingischen Reiches bildeten die rein germanischen Teile nach ihrer Ausdehnung und Bevölkerungszahl jedenfalls die Minderheit. Nicht gerade, daß der romanische Bestandteil eine geschlossene, gleichartige Masse gewesen wäre, doch besaß er den unermeßlichen Vorzug einer gemeinsamen höheren Bildungs- und Schriftsprache im Lateinischen, wenn auch schon der Unterschied der lingua rustica von dem geschriebenen Latein zu groß war, als daß dieses nicht hätte förmlich erlernt werden müssen. Thatsächlich waren die Franken, nach denen das Reich hieß, das herrschende Volk, ohne daß es für den Bestand ihres germanischen Volkstums Nutzen gebracht hätte. Wo sie mit Romanen zusammenwohnten, verfielen sie trotz fortdauernden Nachschubs der Romanisierung. Jeder Fortschritt in der Befestigung und, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen dürfte, Centralisierung der Ländermasse gereichte zum Vorteil des romanischen Wesens.

Seit das fränkische Reich aus dem Germanischen mehr und mehr ins Romanische hineingewachsen war, das heißt aus den Raubzügen nach Gallien eine Eroberung desselben mit Glück begonnen wurde, hatte es nach innerlicher Angliederung des Romanentums trachten müssen, um sich zu behaupten, es fand das innigste Band seiner Herrschaft im Anschluß an die römisch-katholische Kirche. Soweit dann das Reich gleichsam nach rückwärts ins Gebiet der andern germanischen Stämme des Heimatlandes sich ausdehnte, fand auch hier Christentum und Kirche freie Bahn zur Ausdehnung, wenn gleich zunächst ohne unmittelbares Eingreifen der Staatsgewalt.

Erst unter den Karolingern ward Kirche und Christentum kräftig gefördert, ihre Herrschaft auch in den germanischen Teilen gesichert,

[1]) Hist. Langob. I 15 u. 20; verstand nicht allzuviel davon nach Müllenhoff, Altertumskunde II. 45.

[2]) Ebenda V 29.

[3]) c. 38, MG. S. III 489.

die Organisation der fränkischen Reichskirche durchgeführt, aber doch zunächst unter dem Gesichtspunkt der Staatsordnung. Der religiöse Eifer des Bonifatius hinderte nicht die Anfeindungen, welche die fränkische Geistlichkeit ihm und seiner angelsächsischen Begleitung und Umgebung als Ausländern bereitete, bei der Abgrenzung und Besetzung der Bistümer standen politische Gesichtspunkte voran und die Wünsche des Bonifatius für sich und seine Gehilfen traten zurück, wenn man in Franken geeignetere Stützen der Herrschaft suchte.

Mit Karl dem Großen änderte sich dieses rein politische Verhältnis. Die innere Einheit des Reiches war in der Herrschaft der christlichen Religion gegeben, als das gesamte katholische Volk der Stämme und Nationen, die im Reiche vereinigt sind, wurde später die Gesamtheit bezeichnet.[1]) Die Erwerbung der Kaiserwürde lag in der gleichen Richtung des Strebens nach einem höheren Anspruch der Herrschaft, deshalb mußte dann auch jeder Unterthan über 12 Jahren eigens Treue und Gehorsam schwören.

Was von geistigen erhaltenden Kräften vorhanden war, knüpfte an die Kirche an und an die zusammengeschmolzenen Reste der römischen Bildung, der einzigen, die es gab. Hierin lag die erst herzustellende höhere geistige Einheit über den verschiedenen Stämmen, die teils seit längerer Zeit, teils kurz unterworfen dem fränkischen Reich eingegliedert waren. In der Durchführung der der Kirche zugefallenen Aufgabe der Christianisierung, welche sie nicht aus eigener Kraft lösen konnte, durch die staatliche Gewalt, fand Karl der Große seinen Beruf als christlicher Herrscher, als Erneuerer der Bildung und Kultur. Er bewies dabei eine klare Einsicht, auf welche Weise, mi welchen Mitteln das Christentum gefördert werden müsse; er entfaltete eine Thatkraft, die gerade auf das Ziel losging, das sie vor sich sah, eben jener Charakterzug, der das fränkische Wesen so scharf von der sentimentalen Art etwa des Ostgoten Theodorich oder des Westgoten Athaulf unterscheidet. Man möchte sie fast den römischen Zusatz zum germanischen Volkscharakter nennen, der sich im fränkischen Gallien mit weitreichenden Folgen geltend machte.

Ob das Ziel so erreicht werden konnte, wie es der Herrscher wünschte, welche Opfer es kostete, welche Folgen es haben könnte, das beirrte ihn nicht, kam auch gar nicht in Betracht, wenn der Zweck der höchste war, dem er dienen konnte.

Karl selbst besaß eine reinere und höhere Auffassung des Christentums, als die meisten seiner Zeitgenossen; er bekämpfte manchen

[1]) Divisio imperii 830. M. G. LL. I, 357.

Aberglauben, verbot 794 die Verehrung der Bilder; sein Lieblingsbuch war Augustins Gottesstaat.

Er erkannte sehr gut, daß das Christentum, wenn es nicht nur ein äußerlicher Bestandteil der Reichs- und Gesellschaftsordnung sein sollte, dem Laienstande näher gebracht werden müsse, daß dasselbe, wenn es unter den fast noch heidnischen, einer ganz anderen Stufe der Entwicklung angehörigen Germanen, so wie unter der städtischen und romanischen Bevölkerung Galliens und Italiens festwurzeln solle, bei dem längst eingeschlagenen Gange der dogmatischen Ausbildung einer gedächtnismäßigen Aneignung bedürfe, daß die Glaubenslehre eben auch gewußt werden müsse.

Wie freilich selbst dieses Wissen noch nicht auszuschließen brauche, daß das innerste geistige Leben des Volkes sich in den altererbten Anschauungen weiter bewegte, das übersah er; erst nach ihm erfolgte die systematische Bekämpfung des geistigen und poetischen Besitzes der Volkstümlichkeit, der Heldensagen und Volkslieder, denen er selbst eine Neigung bewahrt hatte, während die Geistlichkeit mit Recht darin die Fortdauer des heidnischen Geistes verabscheute und zu vernichten strebte.

Daß das Christentum gelehrt und gepredigt werden solle, war eine selbstverständliche alte Forderung der Kirche, auf mancher Kirchenversammlung eingeschärft. Seit dem Schwinden der klassischen Bildung also besonders für den Klerus des fränkischen Reiches war die Forderung leichter zu wiederholen als die Ausführung zu erwarten. So bedurfte auch Karl solcher Priester, die nur überhaupt dazu imstande waren, wenn ihnen diese Pflicht auferlegt wurde. Die Notwendigkeit von Karls Bestrebungen, den geistlichen Stand zu heben, ergibt sich aus den Klagen über ihn, wie sie Bonifatius nach Rom geschrieben hatte. Er hatte unter seinen Gliedern Betrüger gefunden, die die Würde von Bischöfen und Priestern trugen, ohne von katholischen Bischöfen ordiniert zu sein. Damit meinte er zunächst die Reste und Nachwirkungen der britischen Mission, denen er mit solcher Geringschätzung und Abneigung entgegentrat. Bonifatius warf sie zusammen mit Landstreichern, das sind vielleicht die wanderlustigen Schottenmönche, und Hurern, mit Mördern und Weichlingen und Heuchlern, mit entlaufenen Sklaven und Teufelsdienern, die sich als Diener Christi verstellten, die, ohne sich um Bischöfe zu kümmern, im Wald und in den Hütten der Landsleute ihre priesterlichen Handlungen verrichteten. Wieder andere teilten die Gewohnheiten der Weltlichen, die Führung der Waffen und die Teilnahme an Kämpfen.[1]) Wohl hatte Boni-

[1]) Ep. Bonif. Nr. 66. Jaffé Bibliotheca III 188. Antwort des Papstes Zacharias 748.

fatius dies Alles auf der fränkischen Reformsynode 743 als Haupt der austrasischen Geistlichkeit verboten und abzustellen gesucht, wenn auch der betreffende Brief des Papstes, der diese seine Klagen jedenfalls wörtlich wiederholt, einige Jahre später datiert ist. Immerhin mag Karl der Große schon gebesserte Zustände vorgefunden haben. Der Eintritt der Freien in den geistlichen Stand wird seltener geworden sein; er ergänzte sich dann mehr aus den Unfreien, denen die strenge Zucht, die 743 angeordneten harten Strafen weniger ehrenrührig erscheinen mochten, da sie doch noch in gesellschaftlicher Geltung etwas zu gewinnen hoffen konnten. Noch das Konzil von Aachen 817 bestätigte auf die erhobenen Klagen über das Aufsteigen von Unfreien in die höheren geistlichen Würden, daß diese Ergänzung des Klerus durch Unfreie sich durch die Rücksicht auf die Zucht und die Abhängigkeit erkläre. Dem Ansehen, der Wirksamkeit der Geistlichen that es freilich Eintrag, wenigstens in den Augen der Laien, die später wohl auch einmal verlangten, daß ein höherer Geistlicher wieder in den unfreien Stand, in dem er geboren war, zurückkehren müsse.[1]) In dieser Erwägung verordnete auch Karl schon 789, daß auch die Söhne von Freien in den Klosterschulen aufgenommen werden sollten. Zunächst wurden sie nur von schwächlichen und kriegsdienstunfähigen Kindern aufgesucht; als aber die Last des Heerbannes den kleinen Freien immer unerträglicher wurde, mußte Karl in einem Kapitular von 805 den Eintritt von Freien in den geistlichen Stand von seiner besonderen Erlaubnis abhängig machen.[2])

Wichtiger für die Wirksamkeit der Geistlichen waren seine Bemühungen, die Bildung derselben zu heben und der lateinischen Kirchensprache weitere Verbreitung zu verschaffen. Er verlangte von ihnen bessere Erlernung des Lateinischen und fehlerfreies Schreiben. Wenn solche Forderung auch noch lange keine Wirklichkeit war, so war doch damit vom geistlichen Stande auch im Inneren Deutschlands eine Entwöhnung von seiner Volkssprache gefordert. Nicht nur in Klöstern finden sich gleich darauf Spuren, daß mit dem Lateinsprechen Ernst gemacht wurde;[3]) noch merkwürdiger ist ein Beschluß einer

---

[1]) Thegani vita Illndow c. 20, MG. S. II 595. Über die Fehde, die ein Adelsgeschlecht gegen das Bistum Vienne führte, dessen Archidiakon, von unfreien Eltern geboren, zu deren Stande zurückkehren sollte, Dümmler, Ostfränkisches Reich I, 395. Sirmondi conc. Gall. III 95. c. 3.

[2]) Vgl. Specht, Unterrichtswesen 156.

[3]) Simperti episcopi Augustani regularia statuta monasterii sui Murbacensis (Pez thesanrus II, 3, 374, bes. 380, usum latinitatis potius quam rusticitatis qui inter eos scholastici sunt sequantur. In tali confabulatione notitia Scriptu-

Frankfurter Synode von 794, die für notwendig findet, dem Glauben entgegenzutreten, daß man nur in den drei heiligen Sprachen, der hebräischen, griechischen, lateinischen beten dürfe.[1]) Sonst wäre wohl auch vom Gebete der Laien wenig die Rede gewesen.

Mehr und mehr wurde die Fürsorge für Christentum und Kirche eine Hauptaufgabe der Gesetzgebung. Nachdem Karl die dionysischen Dekretalien, eine Zusammenstellung von Kirchengesetzen, welche den Primat des Papstes förderten, 789 zum fränkischen Reichsgesetz erklärt hatte, verglich er sich deshalb selbst geradezu mit Josias, der den Israeliten den Gottesdienst geordnet hatte. Die römisch-katholische Kirche trat mit allem Nachdruck einer Staatskirche auf — nicht nur ihre äußeren Formen und Gebräuche, auch ihre Forderungen an die Laien, größtenteils auf alten Konzilienbeschlüssen beruhend, die für ganz andere Bildungs- und Sprachverhältnisse berechnet gewesen waren, wurden jetzt Völkern auferlegt, bei denen sie nur unter unerhörtem Druck befolgt werden konnten. Dazu gehörte auch das Verlangen der Predigt. Eine allgemeine Aufforderung an die Unterthanen, besonders an die Geistlichen, in Form eines Reichsgesetzes, stellte alle Aufgaben und Pflichten fest.[2])

Man hat dieses Gesetz mit kaum verhüllter Anspielung den Grundstein der wahren deutschen Reformation genannt,[3]) und wenn Gesetze und Forderungen schon an sich und ohne Rücksicht auf Zeit und Bedingungen ihrer Ausführung sofort als Begründung von Zuständen gelten können, so läßt sich dem wenig widersprechen. Dann verdient Karl wie auch Joseph II. von Österreich oder Peter der Große begeisterte Verherrlichung, sie alle versuchten, von einem Ideale der Kultur und der Staatsmacht erfüllt, ihre Völker und Reiche mit starker Hand vorwärts zu ziehen und die zögernde Annäherung an eine bessere Zukunft durch einen Ruck in ihre Gegenwart, in die kurze Spanne ihres Erdenlebens zu zwingen. Allerdings die Kirchengeschichte, welche die Entwicklung der Kirche und ihre stets auf die Zukunft weisenden Ideale zum Vorwurf nimmt, kann mit Genugthuung auf diesem Reformeifer des großen Herrschers verweilen, dessen Erfolge nur der Kirche und dem Christentume dienen sollten; hier aber ist die Hauptsache, wie weit die beharrende Kraft der Volkstümlichkeit diesem Fluge nachkommen konnte, ohne von der mütter-

rarum aliquotiens magis quam lectione penetratur et dictandi usus discitur. Ähnliche Anordnungen in Klosterschulen sind freilich auch später noch häufig.

[1]) Concil. Francof. can 52 Cap. R. Fr. I 78.

[2]) Capit. eccles. MG. L. L. 153. Cap. R. Fr. I, p. 52. Admonitio generalis.

[3]) Binterim, Deutsche Konzilien II, 98.

lichen Erde hinweggerissen zu werden und wie Ikarus zu zerschellen.

Auch die Forderung der Predigt enthielt dieses Gesetz, wenn man ein Gesetz nennen kann, was als Ermahnung auftrat und auf den guten Willen angewiesen war — aber bezeichnender Weise erst nach der Einschärfung der äußeren Form des Gottesdienstes und besonders des Kirchengesanges, denn der Ritus war immerhin die Hauptsache.[1]) Über das Predigen bestand die Ansicht, daß es eigentlich nur Sache der Bischöfe wäre, welcher Meinung allerdings Alkuin widersprechen mußte.[2]) Es wurde auch von den Priestern verlangt, später, 802, sogar an allen Festtagen und Sonntagen; aber trotz der Bemühungen des Paulus Diakonus, für solche Belehrung ein Hilfsmittel durch eine Sammlung lateinischer Predigten zu gewähren, scheint diese Forderung auch beim besten Willen der Beauftragten nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben.

Der Gedanke, durch staatlichen Zwang die Aufgaben der Kirche zu fördern, fand gesteigerte Anwendung seit Karls des Großen Kaiserkrönung, er wandte sich unmittelbar gegen die Laien selbst. In dem erneuerten römischen Reich wurde das Lateinische völlig Reichssprache, zugleich zog sich die Verknüpfung der lateinischen Kirchensprache mit der persönlichen Zugehörigkeit zum Christentum immer fester.

In den Jahren 801 und 802 erfolgten neue Gesetze und Verordnungen zu gunsten des Christentums. Neben der Erneuerung der Predigtforderung brachten sie das Verlangen, daß die Laien das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser lateinisch zu lernen hätten.

Diese Forderung ging weit über alles Bisherige hinaus, auch über das, was Bonifatius für nötig gehalten hatte. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß besonders eifrige Priester, um der heidnischen Volkssprache gegenüber die heilige und kirchliche Sprache in alle Rechte einzusetzen, jetzt von Neubekehrten das Taufgelöbnis und die Absage an die heidnischen Götter lateinisch verlangt hätten, wenn auch vielleicht zugleich aus Bequemlichkeit. Denn gegen solchen Übereifer sprechen sich die kirchlichen Satzungen aus, die den

[1]) Ganz wie auch jetzt noch in der russisch-orthodoxen Kirche die Predigt eine Seltenheit ist und der Gottesdienst eigentlich nur aus Musik besteht. Ulrich Schneider, Grenzboten 1884. II. Quartal, S. 324.

[2]) S. Cruel, Gesch. d. Predigt 38. Alcuin epist. 239. (Jaffé, Bibl. VI. S. 764. Mirum est quod omelias legere licet et interpretari non licet.) Hauck, Kirchengeschichte II, 220. „Man wird nicht bezweifeln können, daß in den fränkischen Kirchen regelmäßig gepredigt wurde. Die Sendboten kontrolierten die Ausführung der Vorschriften." Es handelt sich aber um die Möglichkeit!

Namen des Bonifatius tragen, die erst Sinn haben, wenn das geschah, was hier verboten ist, die also wahrscheinlich gerade zu dieser Zeit niedergeschrieben wurden, vielleicht auf Beschlüsse einer Mainzer Synode von 803 hin. Bonifatius hatte auch nur auf Abfrage dieser Formeln gedrungen, des Gelöbnisses an die Dreieinigkeit zu glauben und der Absage an die heidnischen Götter.[1])

Die an sich unsinnige Forderung ist nur erklärbar aus dem Glauben an eine Zaubergewalt der lateinischen Formeln, entsprechend der des Kreuzeszeichens in der gesamten christlichen Auffassung der Zeit oder der Kraft mannigfacher heidnischer Zaubersprüche und Besprechungen. Dieser Glaube konnte aus dem sorgfältig ausgebildeten Ritual des katholischen Gottesdienstes hervorgehen, dessen peinliche Beachtung ja die erste Pflicht des Priesters war, aber er konnte auch aus der aufgenommenen Anschauung des germanischen Heidentums stammen, das in geheimnisvollen Wortzusammenstellungen und Spielereien eine bindende Wirkung suchte, eine Neigung, die sich noch in die Handwerksgebräuche des Mittelalters und teilweise der jüngsten Zeit und auch in manche Gebräuche des Studentenlebens hinein verfolgen läßt. Da aber hinwiederum gefordert wurde, daß die Laien Sinn und Bedeutung des Glaubens und des Vater-Unser mit dem lateinischen Wortlaut verbinden sollten, so hätte sich mit dem Religionsunterricht zugleich eine Art Unterricht in der lateinischen Sprache verbinden müssen, kurz, Zustände, ähnlich denen, wie sie in Südtirol, soweit es von Deutschen bewohnt war, seit der Reformation zu Gunsten der italienischen bevorzugten Sprache thatsächlich eingetreten sind und die Romanisierung ausgedehnter Thalschaften zur Folge gehabt haben. Zur Zeit Karls d. Gr. bestand die Schwierigkeit für die Durchführung solchen Religionsunterrichtes vielfach in der Unfähigkeit der Geistlichen dazu, besonders auch in deren lückenhafter Kenntnis des Lateinischen, die sich in mancher zufällig erhaltenen Übersetzung verrät. Aber die Schwierigkeit hatte zunächst keine andere Folge, als daß die Forderung nur immer wiederholt wurde, daß der Kaiser nur an schlechten Willen glaubte und deshalb durch Anwendung von Fasten und Prügeln ihre Erfüllung zu erzwingen gebot, selbst bei Frauen. Wenn alles nichts helfen wollte, so sollte der Unbotmäßige vor den Kaiser gebracht werden.

Man hat das Kapitularbruchstück, das diese strengen Zwangsmittel vorschreibt, nicht für echt halten wollen — es ist so ungeheuerlich

[1]) Statuta Bonifatii c. 27. Hartzheim concilia Germ. I 54. Der Schluß nach Müllenhoff und Scherer, Denkmäler LII, Anmerkungen.

und paßt so wenig zu der üblichen Idealisierung des großen Herrschers, wie sie besonders die populäre Geschichtsdarstellung seinem Biographen Einhard sich anschließend an ihm zu vollziehen gewohnt ist, daß dieser Ausweg sich sehr zu empfehlen scheint. Der neueste Herausgeber der Kapitularien findet es nicht in Übereinstimmung mit früheren mildcren Vorschriften Karls.[1]) Aber nicht nur enthielt das Kapitular, das Karl für die Sachsen zur Einschärfung des Christentums 782 erließ, noch viel strengere Strafen, den Tod z. B. für den, der es vorzog, Heide zu bleiben oder auch nur die vierzigtägigen Fasten verachtete, denn wenn schon das Volksrecht der Sachsen selbst grausam genannt wurde und in vielen Dingen strengere Strafen androhte als es in anderen Rechten üblich war, so entschloß sich eben doch Karl, diese Strenge und Grausamkeit für den Dienst des Christentums zu verwenden, ein Glaubenszwang, der doch weder dem Christentum, noch dem Rechtsgefühl der Sachsen selbst förderlich sein konnte und wohl auch die fortgesetzten Aufstände mit hervorrief. Wie sollte vollends die Synode von Mainz vom Jahre 813 aus eigenem Antrieb auf ganz dieselben Strafen zur Einschärfung des kaiserlichen Gebotes, Vater-Unser und Glaubensbekenntnis auswendig zu lernen, gekommen sein, wenn sie sich nicht auf den Vorgang und die Anordnung der weltlichen Gewalt hätte berufen können? Daß es dem Geiste der Zeit widerstrebt hätte, durch Zwangsmaßregeln die Kenntnis des Christentums zu fördern, kann demnach doch nicht behauptet werden.[2])

Wir werden freilich leicht ermessen, wie weit hinter den Wünschen des alternden Kaisers, das fränkische Reich zu einem christlichen Muster-

[1]) M. G. LL. I. 129. L. Sectio II Cap. Reg. Franc ed Boretius I, 257 capitulare incertum. Büdinger Anfänge des Schulzwanges S. 19 nennt es ein segensreiches Prinzip in rauher Form. Die Ausführung hätte allerdings nicht entsprechen können, aus Schwäche der Administration. Hauck, Kirchengeschichte II 241 schreibt die Forderung der lateinischen Formeln nur einzelnen Bischöfen zu, es kommt aber in der Durchführung auf das Gleiche hinaus.

[2]) Die Synode von Mainz 813 can. 45. Symbolum et orationem dominicam discere admoneant sacerdotes. Volumusque ut disciplinam condignam habeant qui haec discere negligunt sive in jejunio sive in alia castigatione emendentur u. s. w. Am Schluß et qui aliter non potuerit vel in sua lingua hoc discat. Die Beschlüsse der gleichzeitigen Synode von Tours enthalten diese Bestimmungen nicht — im romanischen Reichsteile fand wohl die Ausführung weniger Schwierigkeiten. In der sogenannten Concordia episcoporum, eine Zusammenarbeitung der Beschlüsse der im Jahre 813 an verschiedenen Orten (auch zu Rheims, Chalons, Arles, Einh. ann. 813) abgehaltenen Kirchenversammlungen heißt es nur ganz kurz cap. 22: sicut in Moguntiacensi et Arela-

staat zu machen, den Gottesstaat auf Erden aufzurichten, die Wirklichkeit zurückbleiben mußte, und wie wenig selbst ein im Jahre 810 ausgeschriebenes dreimaliges dreitägiges Fasten in dieser Hinsicht gefruchtet haben wird, über dessen Erfolge er schon im nächsten Jahre von den Bischöfen und Äbten Kunde und Bericht haben wollte.[1]) Denn allzuweit eilten die Bestrebungen und Wünsche Karls dem langsamen Schritt der Entwicklung menschlicher Dinge voraus, und man darf wohl behaupten, daß seine Herrscherthätigkeit vielleicht schon vor der Erneuerung der Kaiserwürde den festen Boden des Erreichbaren, die Volkstümlichkeit und Allgemeinverständlichkeit der Ziele und Forderungen, weniger vielleicht bei dem romanischen Teile der Unterthanen, aber gewiß bei dem germanischen verloren hatte.

Und nicht nur in Sachen des Christentums und der Kirche, auch in den weltlichen Geschäften begann seit 800 die Anknüpfung an die Anschauungen und Einrichtungen des römischen Reiches, ebenso natürlich und aus seiner Erweiterung hervorgehend für das galloromanische Frankenreich, das jetzt das Vorbild für die Verknüpfung vieler Völker vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis zum Garigliano doch nur in den römischen Erinnerungen finden konnte, als bedrohlich für eine ungestörte Entwicklung des germanischen Volkstums, dem wieder die Rolle des dienenden Leibes für das höhere

tensi conventibus decretum est omnibus placet. Doch wird diese Zusammenstellung von Borelius als bloße unverbindliche Privatarbeit einiger Geistlicher betrachtet. Das Kapitular, dem diese Synodalverhandlungen als Vorlage dienten, enthält allerdings nur die Wiederholung der alten Forderung, ohne auf die Mittel einzugehen, aber es läßt auch die zu Mainz vorgeschlagene Erleichterung weg, das Glaubensbekenntnis zur Not in der Muttersprache lernen zu lassen. Sollte man daraus nicht zunächst folgern (vgl. W. Scherer, Ursprung der deutschen Literatur, Preuß. Jahrbücher 1864, Bd. 13, S. 457) daß die Aachener Reichsversammlung und der Kaiser selbst von keinerlei Ermäßigung des strengen Zwanges das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn lateinisch lernen zu müssen etwas hätte wissen wollen? Nach jetzigen Anschauungen, daß eine nicht aufgehobene gesetzliche Bestimmung eben fortgiltig bleibt, ist dies jedenfalls ein ganz unbestreitbarer Schluß. Aber mit dem heutigen Maßstab darf man diese ganze Gesetzmacherei doch nicht durchaus messen; ob das ganz kurze Kapitular auch die viel weitläufigeren Synodalbeschlüsse aufhob oder nur zu ihrer Unterstützung und Einschärfung dienen sollte, kann wohl nicht mehr ausgemacht werden. Alle diese Kapitularien sind im Gegensatz zu den eigentlichen Volksrechten oft mehr Wünsche und Absichten des Herrschers gewesen als geltendes Gesetz.

[1]) Capitula de causis cum episcopis et abbatibus tractandis 811 Cap. I prius commemorandum est quod anno praeterito tria triduana jejunia fecimus Deum orando ut ille nobis dignaretur ostendere in quibus conversatio nostra coram illo emendari debuisset Cap. R. Fr. I, 162.

römische Staatsprinzip bereitet zu werden schien. Das Lateinische wurde seinem Übergewicht als Bildungssprache gemäß völlig Reichssprache. Mochte es Karl selbst immerhin durchaus nicht als seine eigne, als seine Haussprache betrachten, die massenhafte Gesetzgebung seit 800 mußte dahin führen, die Kenntnis derselben auch von den weltlichen Beamten, den Grafen und Centenaren, zu fordern. Von den Beamten und den anderen weltlichen Vornehmen hat er wenigstens verlangt, daß sie ihr Gesetz vollständig lernen sollten [1]) und selbst, wenn man es nur auf das Stammesrecht bezieht, so war doch auch dieses nur lateinisch aufgezeichnet, wenn auch mündlich fortgepflanzt.

Von einer Rücksicht auf die Volkssprachen, von einer geregelten Verwendung in öffentlichen Angelegenheiten haben die freilich unvollständigen Berichte keine Spur, doch muß der Gebrauch des Lateinischen als Gesetzessprache mannichfache Schwierigkeiten gehabt haben, wie man nach der Analogie der Gegenwart schließen darf, wo immer Staatssprache und Volkssprache auseinandergehen. Die Ergebnisse der Reichsversammlungen, die Kapitularien wurden dem Volke verkündet; sollte dies in der lateinischen Sprache der Niederschrift geschehen sein? Von Anordnungen zu Übersetzungen verlautet nichts. Vielleicht wurden sie in Art einer Proklamation verlesen und mündlich erläutert. Im ganzen und großen ist ja nicht an eine Sprachenpolitik im heutigen Sinne zu denken, daß man auf Verdrängung der Volkssprachen ausgegangen wäre oder die eine zum Vorteil der anderen hintangesetzt hätte. Aber das Übergewicht der lateinischen Schriftsprache drückt die Volkssprachen herunter und stempelt sie zu bloßen Mundarten und Umgangsformen. So mußten denn auch Eingaben u. dgl. lateinisch abgefaßt werden, z. B. ist die Bittschrift eines Sachsen an den Nachfolger Karls des Großen zufällig erhalten.[2])

Ja man darf sich wohl die Frage vorlegen, ob die lateinische Sprache, allerdings nicht die klassische des Cicero und Cäsar, nicht auch auf den Versammlungen der geistlichen und weltlichen Großen, die im Herbste stattfanden und aus deren Beratungen die Kapitularien doch mit hervorgegangen sind, gebraucht worden sein muß. Man hat den Schluß von der lateinischen Gesetzes- und Protokollsprache der Reichsversammlungen auf die Geltung des Lateins als Ver-

---

[1]) Capit. 805, MG. LL. I, 135. Comites quoque et centenarii et ceteri nobiles legem suam pleniter discant sicut decretum und capit. min. 803 S. 116 c. 4. — Den Anfang einer diesem Zweck dienenden Übersetzung Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. 65. Vgl. Waitz, Verf.-Gesch. III, 623.

[2]) Epist. Moguntinae, Jaffé, Bibl. III, 319.

handlungssprache ungereimt finden wollen, weil ja jene Sitte bis in Zeiten fortdauerte, wo im deutschen Reich unter lauter deutschen Teilnehmern doch an eine lateinische Verhandlung zu denken ganz unsinnig wäre. Aber in einem national so gemischten Reiche wie dem Karls d. Gr., das die romanischen Bevölkerungen Galliens und Italiens, die meist romanisierten Langobarden und Westfranken, die durchaus romanisierten Goten Südgalliens, die Aquitanier und Bretonen, die germanischen Stämme, slavische und avarische Bevölkerungsteile einschloß, regelte sich die Verhandlungssprache in jedem einzelnen Falle nach dem Bedürfnis der Verständigung. Und schon die starke Vertretung der Geistlichkeit, die ja doch nicht lauter Franken waren, auch die Thatsache, daß die fränkische Jugend in der Hochschule ganz sicher neben den anderen Elementen der Bildung im Lateinischen gerade für den praktischen Gebrauch unterwiesen werden sollte, läßt eben darauf schließen, daß viel weniger von den romanischen Großen oder Geistlichen ein Gebrauch der barbarischen Sprache gefordert worden ist und werden durfte, als daß die germanischen Laien die thatsächliche Überlegenheit der lateinischen Sprache, die für kirchliche Angelegenheiten jedenfalls allein gebraucht werden konnte, als der ausgebildeten Sprache und deshalb der gegebenen Vermittlungssprache stillschweigend hinnahmen, daß deshalb auch ein wenn schon vorerst geringes Maß von Verständnis des Lateinischen, soweit es praktischen Zwecken diente, wenigstens unter den Vornehmen germanischer Abkunft sich durch das Bedürfnis ergab.[1]) Man möchte meinen, der ganze Inhalt der Ergebnisse dieser Reichsversammlungen verriete, auch wenn sie auf germanischem Boden abgehalten worden sind, das Übergewicht des lateinisch-christlichen und romanischen Elementes, das ja doch der Zahl nach und in allen Beziehungen der materiellen Kultur das Übergewicht hatte.

Aber nicht nur in kirchlicher und staatlicher Hinsicht erscheint so Karl als Beförderer der lateinischen Sprache zu Gunsten des noch nicht von ihm losgelösten Romanentums, sondern auch seine Thätigkeit für die Pflege der Bildung und der Wissenschaften oder Literatur konnte nur an die Reste und Nachwirkungen der Bildung des klassischen Altertums anknüpfen. Wie bezeichnend für diese Abhängigkeit ist gerade seine Lebensbeschreibung von Einhard, der seinen Helden nur

[1]) Den deutschen Edlen dieser Zeit Kenntnis des Lateinischen ungefähr in dem Umfang zuzutrauen wie bis auf die neueste Zeit den ungarischen nach Scherer, Leben Willirams. Wiener Sitzungsberichte 53, 222, und Zeitschrift für österr. Gymnasien 1868, S. 252.

in Redensarten, die fast durchaus aus Sueton zusammengesucht sind, glaubte würdig darstellen zu können. Sie ist eine Frucht der literarischen Schule, die sich an Karls Hofe durch seine warme Begeisterung für die geistige Bildung zusammenfand, aber sie beweist eben auch, wie die Wiederbelebung des Alten sich über das Volkstümliche und Bodenwüchsige hinauszuheben suchte.

Vom Standpunkt der Geistes- und Literaturgeschichte, der Hochschätzung der dem Luxus der höheren Stände dienenden Bildung ist diese Nachblüte eine Oase in den Jahrhunderten der Wüste, ein Stillstand in dem Verfall und Untergang der klassischen Kultur und wer wollte sie hinwegwünschen — aber für die geistige Entwicklung der deutschen Volkstümlichkeit war sie nutzlos und zog die Kräfte an sich, die dieser von Vorteil hätten sein können. Denn mit der sog. fränkischen Hofsprache, dem Rheinfränkischen als der Haussprache der Karolinger und der Mundart, die in der Umgebung von Aachen, dem gewöhnlichen Aufenthalt der Hofhaltung, herrschte, von deren Wichtigkeit als Ausgang einer gemeinsamen über den Stämmen schwebenden Sprache viel Aufhebens gemacht worden ist, haben diese karolingischen Gelehrten und Hofdichter sich nicht abgegeben; die internationale Zusammensetzung der Hofakademie entsprach der Zusammensetzung des Universalreiches. Alkuin, der einflußreichste von Allen, den man mit treffendem Vergleich den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten genannt hat, zeigt keine Spur von Anteil an der Volkssprache, da er nicht einmal in seiner eigenen angelsächsischen zu schreiben gesucht hat.[1]) Ebensowenig die anderen, ein Italiener wie Peter von Pisa, Karls Lehrer, ein Langobarde wie Paulus Diakonus, ein Gote wie Theodulf oder Witiza, ein Ire wie Dungal, — denn ihnen allen fiel die Sache der Bildung und Kultur zusammen mit der Pflege der lateinischen Sprache, der einzigen, die zur Darstellung von Gedanken und Begebenheiten würdig und fähig schien. Paulus Diakonus, der Geschichtsschreiber seines Volkes, spricht mehrfach in einer Art von ihm, als ob er sich nach seinem völligen Anschluß an den neuen Herrscher nicht mehr zu ihm rechne.

Es ist wahr, trotz dieses dreifachen Übergewichts der lateinischen Sprache im Universalreich knüpfen sich die Anfänge zu einer schriftlichen Verwendung der deutschen Mundarten gerade an die Thätigkeit Karls für das Christentum. Die kirchlichen Formeln bedurften einer

[1]) Müllenhoff, Denkmäler LX, Anm. Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung I, 144. Allg. Biogr. I, 346 (Dümmler).

Erklärung und Übertragung in die Volkssprache, die Niederschriften schienen selbst so wichtig als Anhalt für die Thätigkeit der Priester, daß sie sich dadurch erhalten konnten. Freilich sieht man dabei gelegentlich, daß auch die lateinischen Kenntnisse vor falschen Übertragungen nicht immer schützten. Noch wichtiger wäre der Gebrauch der Volkssprache im freien Vortrag der christlichen Lehre, in der Predigt gewesen, für die Fortbildung derselben wenigstens in einer Richtung. Indem Karl zuerst 789 und wiederholt nach 801 die Forderung aufstellte, daß jeder Geistliche an Sonn- und Feiertagen predigen sollte, habe er zwar, so meint man, zunächst dem Christentum dienen wollen, aber doch habe sein Befehl dabei die Anwendung der Volkssprache in sich begriffen und so der Ausbildung derselben Vorschub geleistet. Allerdings hatte auch schon der Bischof Chrodegang von Metz wenige Jahre vor Karls Thronbesteigung in seiner kanonischen Regel gefordert, daß so gepredigt werden solle, wie es das Volk verstehen könne. Und man hat dabei doch jedenfalls auch an den Gebrauch der volkstümlichen Sprache zu denken, sei es nun die lingua rustica, die romanische Mundart oder die fränkisch-germanische. Neu war eben vor allem, daß er, der mächtige Herrscher, gebot, was durch Hinweisung auf frühere Kirchenversammlungen in Gallien, Spanien und Afrika als alte Forderung der Kirche eingeschärft wurde. Von einer selbständigen Predigt konnte aber jetzt bei dem Geistes- und Bildungsstand der meisten Priester gar keine Möglichkeit sein und die von Paulus Diakonus besorgte Sammlung alter lateinischer Predigtmuster (um 790) hätte als Anhalt dienen sollen zur Übersetzung oder freien Umschreibung. Die Synoden von Mainz und Tours 813 forderten ausdrücklich eine dem Volke verständliche Predigt,[1]) eine Übertragung der alten Predigten in die romanische oder deutsche Mundart (theodisca sagt merkwürdigerweise gerade die Synode von Tours, wo man kaum mehr nichtromanisierte Franken erwarten sollte), und diese Forderung wurde als Reichsgesetz wiederholt, ja sie erscheint auch noch über Karls des Großen Regierung hinaus auf Kirchenversammlungen des 9. Jahrhunderts.

Leider spricht nun alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Gebot gerade deswegen immer wiederholt wurde, weil es nur wenig Beachtung und Befolgung fand. Denn noch lange dauerte es, bis die Volkssprache auch zum Ausdruck christlicher Begriffe und Gedanken

---

[1]) Mainz can. 25, Tours can. 17. Das erste Hartzheim, concilia Germ. I, 410, das zweite Labbé, concilia tom. VII, col. 1263.

verwendet werden konnte.[1]) So lange sie nur als stammelnde Dolmetscherin, als Dienerin ohne Beachtung ihrer Selbständigkeit betrachtet wurde, konnten wohl gelehrte Sprachverrenkungen zustande gebracht werden, nicht aber deren Aufnahme in die wirkliche gesprochene Sprache durchgesetzt werden.

Bei allem Wert, den solche Übersetzungskunststücke, wie sie in einzelnen Klöstern gefertigt wurden, für die Literatur- und Sprachgeschichte späterer Zeit dadurch erlangt haben, daß sie die einzigen Überreste sind, wird man ihnen doch nicht die Bedeutung eines allgemeinen Sprachgutes, des Durchschnittes und der Regel für die Erkenntnis des sprachlichen Zustandes der Laien, des eigentlichen Volkes zuschreiben dürfen. Denn was uns zufällig erhalten ist, ist doch nicht zugleich das, was den Zusammenhang, die ununterbrochene Fortdauer des geistigen Inhalts der Volkstümlichkeit darstellt. Wenn es in Freising zu Anfang des 9. Jahrhunderts noch keine Verdeutschung des Vater-Unser gab,[2]) so kann dies als Beleg gelten, wie langsam die lateinische Kirchensprache, die Gewohnheit, nur lateinisch zu schreiben, den Bedürfnissen einer anders sprechenden Bevölkerung Raum zu geben vermochte, wie fremd sie inmitten der erst äußerlich christianisierten Germanen dastand. Diesen in der Lage der Dinge begründeten Gegensatz zu lösen und zu vereinigen reichte die bestgemeinte Thätigkeit eines Herrschers nicht aus, am wenigsten innerhalb einer Reichsordnung, die nicht von den Bedürfnissen der Völker ausging, sondern umgekehrt deren Kräfte für allgemeine Zwecke verwendete. In der Verbindung germanischer und romanischer Bevölkerungen wiederholte sich noch einmal der Aufbau aller Reiche und Herrschaften der Völkerwanderung, wenn schon in anderer geographischer Anordnung. Name und Übergewicht der kriegerischen Kräfte des Reiches bei den germanischen Eroberern, bei dem romanischen Teile hingegen das Übergewicht der Zahl und des Gebietes nach Größe, wirtschaftlicher Entwicklung und geistiger Bildung. Allerdings kann ja davon keine Rede sein, daß Karl persönlich, seines germanischen Ursprungs vergessend, in Geringschätzung, wie es so viele andere, besonders Geistliche, thaten, sich von seiner Muttersprache abgewendet hätte. Das

---

[1]) Diese Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache hat Rudolf von Raumer so übersichtlich und überzeugend dargestellt, daß es nur zu verwundern ist, daß er trotzdem schon dem Bonifatius zuschreibt, was nach der Konsequenz seiner Untersuchungen des allmählichen Bedeutungswechsels erst im 10. oder 11. Jahrhundert möglich war — eine Wirkung durch die verstandene Predigt vgl. A. 37.

[2]) Müllenhoff, Denkmäler LV, 511 Anm.



zu glauben verbietet das ganz bestimmte Zeugnis Einhards.[1] Er beherrschte das Lateinische vollständig, obgleich er die Fertigkeit des Schreibens wenig bemeisterte; aber er hatte auch seine Freude an den alten Liedern, den epischen Volksdichtungen, die er aufschrieb oder sich vielmehr aufschreiben ließ und sich einprägte. Einhard schreibt ihm auch den Gedanken an eine Grammatik der vaterländischen Sprache zu, ja sagt, daß er sie begonnen habe; über die Bedeutung dieser Worte ist viel gestritten worden. Der Abt Tritheim von St. Jakob zu Würzburg († 1516) behauptete, Otfried habe diese Grammatik vor sich liegen gehabt, ja er selbst habe noch Bruchstücke davon gesehen, doch ist dies kaum mehr als eine kühne Erfindung,[2] die kein Licht über den Umfang und den Einfluß dieser Thätigkeit Karls für seine Muttersprache gibt. Wenn aber wirklich jene alten Heldenlieder eine Niederschrift erhalten haben, so war damit auch ein wichtigerer Schritt zur Schriftsprache geschehen, als er in den spärlichen Aufzeichnungen zu kirchlichen Zwecken vorliegt; wenn es wirklich eine karolingische Hofsprache, eine Verwendung in der fränkischen Mundart im Umgang der höchsten Kreise des Reiches gegeben hat, so waren ja alle Voraussetzungen literarischer Verwendung erfüllt und es bedurfte nur des kleinsten Teiles der Gewalt und Hartnäckigkeit, die Karl für die Durchsetzung seiner kirchlichen Forderungen aufgebracht hat, so müßte er am Beginn unserer Literaturgeschichte stehen als Aufzeichner der Volksdichtungen, so wie Pisistratus seinen Namen mit dem Schicksal der homerischen Dichtungen verknüpft hat.

Aber zum Anfang fehlt eben die Fortsetzung. Denn selbst wenn ein günstiger Zufall, die Erhaltung der auf Karls Befehl niedergeschriebenen Lieder den triftigsten Beweis liefern könnte von seiner persönlichen Thätigkeit für die Ausbildung der fränkischen Sprache, da sie noch unter Ludwig dem Frommen erhalten waren,[3] so vermochte doch Karls Liebhaberei nichts daran zu ändern, daß diese volkstümlichen Erinnerungen an die heidnische Heldenzeit von der Geistlichkeit verabscheut und bekämpft werden mußten.

Indem von Karls Bestrebungen sein Nachfolger nur die fremden Ideen der kirchlichen Forderungen dienstbaren theokratischen Reichseinheit fortzupflegen gewillt war, mußte alles Widerstrebende zurücktreten. Die Konsequenz forderte nicht nur das Aufhören der Pflege

---

[1]) Einhardi vita Caroli c. 29, c. 25.

[2]) Piper, Otfrieds Evangelienbuch I, 265 flg., findet es nicht unglaublich, denkt an Abschluß einzelner Teile im Kreise der Akademie, Mitteilung an die Gelehrtenschulen usw.

[3]) Thegan vita Hlud. c. 19, nec legere voluit, MGSS. II, 594.

weltlich lateinischer Bildung,[1]) sondern noch mehr die unbedingte Lossage vom Heidnischen.[2])

In jedem Thronfolger liegt ein stillschweigender Gegensatz zum Vorgänger, häufig von höherer als persönlicher Bedeutung, wenn es sich um eine zurückgesetzte aber berechtigte Richtung handelt. In Ludwig dem Frommen war es nur die Einseitigkeit der romanischen theologischen Bildung der letzten Regierungsperiode Karls, die sich eifernd erhob gegen alles, was in der Hofhaltung ihrer mönchischen Lebensauffassung mißfiel.[3]) Ludwig selbst hätte, nach dem Zeugnis seiner Biographen, die Kutte der Krone vorgezogen; die Bigotterie paarte sich bei ihm nur so oft mit der Jagdleidenschaft.

Von dem alternden Kaiser Karl ist eine merkwürdige Äußerung in die späte Überlieferung übergegangen. Als er einst auf dem Meere draußen die Segel normannischer Seeräuber erblickte, da soll er seufzend befürchtet haben, daß sie nach seinem Tode seinen Nachfolgern gefährlicher werden möchten als seiner Regierung.[4]) Aber die von den Normannen drohende Gefahr war geringer als die Folgen des auch von Karl nicht geänderten Mangels einer festen überpersönlichen Staatsordnung an Stelle des privatrechtlichen Grundsatzes der Teilung. Dachte er so wenig an die Zukunft? Allerdings hatte der Zufall schon dreimal die Einheit der Regierung wieder hergestellt. Karl selbst hatte nach dem Tode seines Bruders Karlmann sich wenig um die Ansprüche der Neffen gekümmert und die Billigung der Franken gefunden,[5]) hätte er nicht die Macht gehabt, auch die Teilung von 806 in bessere Übereinstimmung zu bringen mit dem Ergebnis seiner eigenen Lebensarbeit? Nicht einmal das Kaisertum ist darin erwähnt. Die geistliche Partei, welche in der Einheit des von Karl geschaffenen Kaisertums die Förderung des Christentums, die Einheit der Kirche gesichert sah, dachte sicher an die Möglichkeit der Abschaffung des Erbrechtes mehrerer Brüder; man bezieht ein Gedicht Theodulfs, des einflußreichen Bischofs von Orleans, auf die Zeit von 806; er fordert die Alleinherrschaft eines Bruders und Abgang von den Teilungen.

---

[1]) Ebert, Geschichte der Literatur im Mittelalter II, 117.

[2]) Poetica carmina gentilia nennt sie auch Thegan c. 19.

[3]) Dazu gehört freilich auch die merkwürdige Unbefangenheit, mit der sich sinnliche Ausschweifungen breitgemacht hatten; selbst Karl hatte manchen Anstoß gegeben. Cap de disciplina M. G. LL. I, 298. Waitz III, 551. Astronomus c. 21.

[4]) Mon. Sangall. II, 14.

[5]) Waitz, Verfassungs-Geschichte III, 100, sagt freilich, Karlmanns Söhne hätten kein bestimmtes Recht gehabt.

Als nun zum vierten Male der Zufall des Todes die Einheit des Reiches ermöglichte, da mußte dies ein Wink sein. Ohnehin war es ganz natürlich, daß unter jedem schwächeren Nachfolger — und der Tod hatte gerade die kräftigeren Söhne ausgemerzt — die Geistlichkeit, schon an sich durch ihre Standesgeschlossenheit, teilweise auch durch ihre Standesbildung ein Element der Stetigkeit selbst im Wechsel der Personen, an Einfluß noch zunahm, wenn auch Ludwig gegen einige bisher einflußreiche Geistliche ungnädig auftrat. Die Teilung von 817 ist ein wirkliches Hausgesetz, das, ohne das in den Anschauungen des Volkes festbegründete Erbrecht völlig umzustoßen, doch mit der großen Bevorzugung des ältesten Sohnes, des Mitregenten und Mitkaisers, mit dem Verbot, die Nebenreiche weiter zu teilen, einen gewaltigen Schritt bedeutete. Nur weit entlegene Nebenländer, gleichsam größere Marken, erhielten die jüngeren Brüder, die Oberhoheit des älteren Bruders sollte sich selbst auf die Vermählung erstrecken.[1]) So schien die Einheit des Reiches zum Besten der Kirche hergestellt. Gelehrte Kenner der Vergangenheit des römischen Reiches mochten hoffen, daß die neuen Könige und Kaiser nicht schlechter als einst die Augusti und Cäsares Diokletians die mehrfache Initiative mit der Einheitlichkeit der Verwaltung würden vereinigen können.[2])

Vorderhand unterschied sich freilich das neue römische Reich von dem alten, dessen Rolle es nicht im einzelnen, doch im ganzen und großen aufnahm[3]), durch die Buntscheckigkeit und Verschiedenheit. Die massenhafte Vermischung der Bevölkerung und die Unbequemlichkeit des persönlichen Rechtes[4]) brachte Agobard von Lyon, eines der

[1]) Ranke, Weltgeschichte V, 2, S. 139, sagt, daß die Hofhaltungen Ludwigs und Pipins aus Rücksicht für die Selbständigkeit der Nationalitäten eingerichtet worden seien. Um ihr zu schmeicheln oder ihr entgegenzuwirken?

[2]) Waitz, Verfassungs-Geschichte III, 275 meint, daß gerade wegen der Erinnerung an die Caesares und Augusti die Erneuerung des Kaisertums kein Grund zur Abschaffung des Grundsatzes der Teilung zu sein brauchte.

[3]) Wenn sich auch Waitz III, 239, 240 dagegen ausspricht, daß römische Einrichtungen zur Geltung gekommen wären, so bleibt doch die weltgeschichtliche Lage ähnlich. Wenck, Fränkisches Reich S. 43, spricht auch nur in diesem Sinne von einer auf römischen Erinnerungen fußenden Auffassung des Reichswesens. Nach Guizot hist. 305 war Karl von der Idee der Herstellung des römischen Reiches bewußt oder unbewußt vorwärts getrieben, was freilich Waitz III, 167 A. trotz ähnlicher Darstellung auch nicht zugeben will, aus lauter Vorsicht über die Ausdrücke der Quellen hinaus die Dinge zu bezeichnen.

[4]) Agobard adv. leg. Gundob. c. 4, daß von fünf Leuten, die nebeneinander gehen oder sitzen, jeder sein eigenes Recht habe, als häufiges Vorkommnis behauptet. Vgl. Wenck, Fränk. Reich S. 13. Savigny, Gesch. d. röm. Rechtes I,

Häupter der geistlichen Einheitspartei, auf den Gedanken der Aufhebung der Stammesrechte. Er wurde nicht verwirklicht, aber er bewies doch, wie die Tendenz der Gleichförmigkeit und Centralisierung des Reiches mit allen Besonderheiten nach und nach hätte aufräumen müssen. Jede Stärkung der Einheitsidee des karolingischen Reiches war eine Schwächung des germanischen Elementes, eine weitere Stufe der Romanisierung.

Allerdings nicht so, daß man von einem wirklichen Plane der Romanisierung reden könne. Ebensowenig als in einer der früheren aus der Völkerwanderung hervorgegangenen Herrschaften. Die germanischen Grundlagen der Verfassung oder des Heerwesens wurden nicht ausgewechselt. Eine Verlegung des Herrschersitzes nach Rom kam nicht in Erwägung, trotz des Kaisertitels. Noch entschiedener ward Aachen als die eigentliche Residenz betrachtet.[1])

Auch von einer Abneigung gegen die germanische Sprache findet sich kein direkter Beweis. Allerdings verabscheute Ludwig der Fromme — unter dem Einfluß seiner romanisch-christlichen Verbildung — die alten Lieder des Volkes aus der heidnischen Zeit. Aber die Familiensprache der Karolinger blieb doch die fränkische für den Kreis des täglichen Lebens,[2]) wenn auch die Beherrschung des Lateinischen, als der Sprache der Kirche und der Religion, der Gesetze und des Staates unumgänglich nötig war. Sie bildete auch gerade dadurch das Einheitsband um so viele Völker, die sonst kaum etwas mit einander gemein hatten als die Religion und den Herrscher.

Nicht aus innerer Entwicklung war diese Vereinigung hervorgegangen, es war eine Zwangseinheit. Wenig ist von dem Wollen und Wünschen der Beherrschten im Reiche Karls die Rede. Ein Vor-

118 über die Verhältnisse in Italien. Dümmler, Ostfränk. Reich 2. Aufl. I, 24 u. A. „Mit der Stammeseigentümlichkeit wäre auch die germanische Eigenart der romanischen Gleichförmigkeit gewichen". Nur war diese Gleichförmigkeit zunächst noch mehr Tendenz der Verhältnisse als Wirklichkeit. Über Agobard handelt ein Programm von Marcks, Viersen 1888.

[1]) Waitz III, 256. Karl nur als Gast in Rom, Ludwig d. Fr. nie. Ebert, Gesch. d. Literatur II, 117, Richter, Annalen II, 2, 560, Nithard IV, 1. Aquis palatium, quod tunc sedes prima Frantiae. Ann. Fuld. 839 usw.

[2]) Karl der Große spricht fränkisch über seinen Enkel Ludwig den Deutschen. Mönch v. St. Gallen II, 10. Thegan c. 18 über Ludwig den Frommen latinam (linguam) sicut naturalem aequaliter loqui poterat. Ann. Fuld. 874 erscheint er seinem Sohne Ludwig dem Deutschen im Traume und spricht ihn lateinisch an. Auf dem Totenbett ruft er hutz, hutz, weil er einen bösen Geist sieht. Astronomus c. 64. Karl, Ludwigs des Deutschen Sohn, von Dämonen besessen coepit patria lingua vae clamare. Hincm Ann. Bert. 873 (M. G. S. I. 495).

schreiben und Bevormunden bis ins kleinste, so erscheint seine Herrscherthätigkeit. Was war nun aber der Erfolg? Niemals sind die Völker nur das weiche Wachs, das jeden Eindruck annimmt. Eher könnte man sie, wenn ein Bild überhaupt berechtigt ist, mit den Strömen vergleichen, die ein weitsehender Baumeister durch Dämme leitet und zusammenführt und deren Fluten er wieder über öde Gefilde verteilt. Verwüsten und zerstören kann auch der rohe Eroberer, wenn das Glück ihm günstig ist. Karls des Großen Einheitsbau hat das rollende Rad des Geschickes zertrümmert. Aber es ist entscheidend für seine Würdigung, ob die Völker, sobald die gewaltige Hand gesunken war, mit Frohlocken das Joch zerbrachen, das sie zusammenschmieden sollte oder ob die Einheitsform schon tiefere Spuren hinterlassen hatte im Gemüt der Unterthanen. Glückliche Kriege und große Herrscher können ein Reich aufbauen; in Zeiten der Not entscheiden die Hände, die freiwillig zu seiner Erhaltung sich erheben. Was also hat Karl den Großen überdauert?



III.

Ursprung der deutschen Volkseinheit.



Neun Jahrhunderte liegen zwischen dem ersten Zusammenstoß des römischen Reiches mit den Germanen und dem Zeitpunkt, wo alle festländischen Germanen Unterthanen eines römischen Kaisers fränkischer Abkunft sind. In gewissem Sinne ist so erreicht, was die lange Zeit angestrebt worden ist, die Ausgleichung des Gegensatzes in einer höheren Einheit. Zwar ist es nur die Idee des alten Reiches, die nach langer Unterbrechung neu belebt wird, und von den zahlreichen Germanenstämmen, die nach dem Besitz der fruchtbaren Südländer getrachtet hatten, sind nur noch Reste vorhanden. Aber auf das fränkische Reich ward der ehrwürdige Name nicht ohne tiefere Berechtigung übertragen, als die Macht sie gab, wie denn schon Pipin von Heristal von einem Angelsachsen kaiserliche Machtfülle zugeschrieben wurde.[1])

Die Geschichte des fränkischen Reiches ist ganz anders als die der anderen Herrschaften der Völkerwanderung, zugleich deutsche Geschichte oder wenigstens Vorgeschichte. Für die späteren deutschen Stämme ist die Zeit ihrer Vereinigung mit dem fränkischen Reiche durchaus nicht nur eine Durchgangsstufe, aus der sie ohne weiteres in die unterbrochene Selbständigkeit ihrer Entwicklung hätten zurücktreten können. Durch Jahrhunderte zogen sich die Einwirkungen und die Herrscherthätigkeit Karls des Großen stellte auch darin nur den Abschluß und die Höhe einer Periode dar, die schon mit Chlodwig beginnt, die die aufsteigende Macht der ersten Merowinger mit den Erfolgen der Pipiniden innerlich zusammenknüpft.

Ein spärliches, unsicheres Licht fällt auf die Beziehungen der Franken zu ihren östlichen Nachbarn. Nur der tiefe Ernst des Entscheidungskampfes, in dem Chlodwig mit den Alamannen um den Vorsprung in der Bezwingung Galliens rang, tritt in der halb sagenhaften Überlieferung scharf genug hervor. Die eigentliche Unterwerfung der Alamannen wie der Bayern, ihr Zusammenhang mit dem Untergang der Ostgoten erscheint als einsilbige Thatsache; das Maß des Widerstandes, so wichtig und unerläßlich für die Beur-

[1]) Beda hist. eccles. V, 11.

teilung, entzieht sich der Kenntnis. Ziemlich gleichzeitig ist die Zurückdrängung der Thüringer auf die Mitte ihrer früheren Ausdehnung, der Norden fällt den Sachsen, der Süden den Franken zu, eine folgenreiche Erwerbung.

Sonst ließen zunächst die Merowinger den neu unterworfenen Stämmen weitgehende Selbständigkeit und die Eigenart in Gesetz wie Religion. War es weiser Verzicht, Beschränkung auf das leicht Festzuhaltende oder deutet es auf eine Art der Unterwerfung, die mehr als Bundesgenossenschaft zu fassen wäre? Man vermutet, daß die agilolfingischen Herzöge der Bayern von den Franken erst erhoben worden seien, vielleicht selbst fränkischer Herkunft gewesen wären. In der nächsten Zeit ward das Band des Zusammenhangs bald gelockert, bald straffer angezogen, erst die aufstrebende Macht der Hausmaier aus dem Pipinidenstamm hat die Einheit des Reiches energisch gegen Selbständigkeitsgelüste gewahrt. Die Herzogswürde bei den Alamannen und Thüringern verschwand; die Bayern wurden nach Unterwerfung des Herzogs enger an das fränkische Reich geknüpft.

Von Anfang an hatten die Merowinger die Befestigung ihrer Stellung gegenüber den anderen Stämmen durch ein Mittel verfolgt, dessen weitreichende Folgen freilich auch davon abhängen, daß gerade zu dieser Zeit, im 5. und 6. Jahrhundert, die völlige Ansässigkeit an die Stelle der halbnomadischen Leichtigkeit im Aufsuchen besserer Wohnsitze trat. Die Unterwerfung der Alamannen, die Zerstörung des Thüringerreiches schaffte Raum für eine Stellung des fränkischen Staates, die weit nachdrücklicher als Waffenthaten oder Gesetze Klammern für die Zusammenfügung auseinanderstrebender Bevölkerungen schmiedete, indem zwischen den Thüringern und Sachsen einerseits, den Alamannen und Bayern andrerseits sich ein Ausläufer des herrschenden Stammes verzweigte. Hier bildeten sich vielfache Übergänge durch die Vermengung mit den früheren Einwohnern; im Gebiet des unteren Neckar und an der gegenüberliegenden Seite des Rheines bis nach Weißenburg mit Alamannen und anderwärts wohl auch mit Thüringern und Bayern, doch so, daß das Fränkische durchschlug.[1]) Mit Stolz rühmten sich zur Zeit Karls des Großen die Würzburger ihrer fränkischen Herkunft.[2])

---

[1]) Aus den Ortsnamen bewiesen von Arnold, Ansiedlungen u. Wanderungen deutscher Stämme. Vgl. auch Deutsche Geschichte II, 2 S. 121 flg. Studien 111 flg.

[2]) In Müllenhoff u. Scherers Denkmälern 2. Aufl. N. 64 „In Ostfranken, an Main und Lahn galt salisches Recht, ohne daß eine Verpflanzung nachgewiesen werden kann." Waitz, Verfassungsgeschichte V, 163. Noch 1493 werden in einem Volkslied die Würzburger als die freien Franken angeredet. (Lilienkron II, 332 Vers 86.)

Die wohlthätigen Folgen dieser Verteilung des fränkischen Stammes sind zu augenscheinlich, als daß die Kolonisationen nicht bei anderen Gelegenheiten sich hätten empfehlen müssen. Bei den Alamannen wurden neue Ansiedlungen von Franken nach der Aufhebung der Herzogswürde gegründet, wenigstens auf den bisherigen Besitzungen des herzoglichen Hauses. Überhaupt machte der umfängliche Besitz der Karolinger an Kammergütern auch sonst es möglich, fränkische oder sonst vertrauenswürdige Ansiedler unterzubringen oder auch weniger verlässige Unterthanen ohne Gewaltthätigkeit zu isolieren.[1])

Nach der Analogie einer Militärgrenze sind demnach die beiden Hessengaue in Thüringen und Ostfranken zu beurteilen.[2]) Nur bei den Bayern ist eine eigentlich planmäßige Kolonisation nicht nachgewiesen, doch wurde nördlich der Donau, wo sich das bayerische Gebiet mit dem ostfränkischen berührte, nach der Niederwerfung des alamannischen und bayerischen Aufstandes von den Hausmeiern das Bistum Eichstädt eingerichtet und aus dem westlichen Teil des bayrischen Nordgaus und einem schwäbischen Strich zusammengesetzt.

Nur in der Kolonisation der den Slaven abgewonnenen Alpenländer wurden unter Karl auch Franken und Sachsen herangezogen.[3])

Der Erfolg dieser staatsklugen Maßregeln ist ganz unverkennbar, die schroffen Unterschiede der Stämme sind wenigstens in Grenzgebieten gemildert. Fränkische Parteigänger sind vielenorts vorhanden, die in der Reichseinheit die Sicherung ihres persönlichen Vorteils finden. Der Gedanke eines Abfalls der Alamannen, Thüringer oder Bayern hat zur Zeit Karls keinen Boden mehr gefunden. Gegen die Sachsen werden, wie die Ostfranken, auch die Alamannen aus der Ferne aufgeboten,[4]) während noch zu Anfang des 8. Jahrhunderts die Thüringer im Aufstand des letzten Herzogs in Würzburg mit den Sachsen Einverständnis suchten. Gegen Tassilos von Bayern Streben nach Unabhängigkeit erhob sich die Anklage aus den Reihen des bayerischen Adels,[5]) von einer Teilnahme des Volkes tritt nichts zu tage.

[1]) Liste der Kammergüter bei Chabert, Bruchstück einer Staats- u. Rechtsgeschichte der deutsch-österreichischen Länder. Denkschriften der Wiener Akademie III, 143, 144. 83 in Franken, 50 in Alamannien usw. Wichtiger als die Zahl wäre eine Ermittelung der Größe.

[2]) Nach Arnold, Deutsche Geschichte II, 2 S. 75.

[3]) Büdinger, Österr. Gesch. I, 161.

[4]) Einh. ann. 778.

[5]) Einhards Annalen wie die Lorscher zu 788.

Der sächsische Krieg zeigt alle Mittel der herkömmlichen Politik, nur auf eine kürzere Zeit zusammengedrängt und durch den hinzutretenden Fanatismus verschärft. Von einer gutwilligen Unterwerfung der Sachsen ist am wenigsten die Rede; der Widerstand gegen die fränkische Herrschaft und das Christentum muß planmäßig gebrochen werden. Als der Krieg sich nicht als ausreichend erwies, die Bevölkerung zu lichten, wurden große Scharen von Geiseln und Kriegsgefangenen abgeführt mit Weib und Kind. Schon unter Pipin war dies geschehen,[1]) doch in geringerer Anzahl. Jetzt heißt es, Karl habe eine solche Menge mit sich fortgeführt, wie niemals in den Tagen seines Vaters oder der Frankenkönige.[2]) Den dritten Teil der männlichen Bevölkerung nennt eine andere Quelle zum Jahre 794. Ja die Sachsen nördlich der Elbe, die wegen des Rückhalts an den heidnischen Dänen am zähesten Widerstand leisteten, entfernte er, wie es heißt, vollständig mit Weib und Kind in andere Teile, nach Frankenland, und übergab ihre Sitze den slavischen Abotriten.[3]) Einhard berichtet ausdrücklich, daß sie durch Gallien und Germanien verteilt worden seien.[4])

Die Spuren ihrer Niederlassungen und Ansiedelungen werden wohl nur ausnahmsweise so offen zu tage liegen, wie in Ortsnamen, die mit ihrem Volksnamen zusammengesetzt sind. Im Gebiet des heutigen Königreichs Bayern hat man ihrer 33 gezählt, davon 14 Dörfer und 19 Höfe; in Hessen 1 und 1 bei Frankfurt.[5]) In den Ortsnamen Benterode und Escherode erlaubte die Kombination urkundlicher Erwähnungen das Andenken sächsischer Ansiedler zu finden, die die Heimat verlassen hatten.[6]) Möglich ist dies nur, wo eben Sachsen gruppenweise angesiedelt wurden oder wenigstens nicht schon Ortsnamen vorfanden. Gelegentliche Erwähnungen sächsischer Ansiedler mitten unter anderen gibt es mehrfach, in Alamannien, von der Eifel, aus dem Würzburgischen.[7]) Was von diesen Sachsen unter fremdredende Bevölkerung nach Gallien gebracht wurde, büßte

[1]) Contin. Fredegari c. 118 (vergl. 109).

[2]) Ann. Lauresh. 795. M. G. S. II, 36. Alle bezl. Stellen gesammelt Richthofen, Zur Lex Saxonum S. 104 u. 105.

[3]) Ann. Einh. 804.

[4]) Vita Caroli c. 7.

[5]) Nach v. Inama-Sternegg, Wirtschaftsgeschichte I, 222.

[6]) Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen 12–13.

[7]) Vgl. Inama-Sternegg I, 209, 211. Ob die Nordalbinger im Würzburgischen gerade von Karls Wegführung 804 herrühren, ist nicht ganz sicher, da die betreffenden Urkunden Mon Boica 28, 1, 268 strittig sind.

seine Nationalität völlig ein.[1]) HugoCapet war sächsischer Abstammung, sein Ahne Witichin kam um 800 nach Gallien.[2])

Gleichviel mit welchen Gefühlen der Erbitterung die abgeführten Sachsen ihre Heimat verlassen haben mögen, durch die zerstreute Ansiedlung in fremde Gegenden waren sie unschädlich gemacht. Wer es unter Ludwig dem Frommen durch Bitten durchsetzte, in die Heimat zurückkehren zu dürfen, der kehrte wohl auch mit verwandelter Stimmung zurück und fand sie dort. Ob alle die zahlreichen sächsischen Knaben, die auf Karls Befehl in Klöstern zu Geistlichen und Missionären erzogen wurden,[3]) die Erwartungen so erfüllten, wie z. B. Warin, der spätere Abt zu Neu-Corvei, daran könnte man wohl zweifeln.

Vielfach muß der Heljand, die sächsische Bearbeitung des Lebens Jesu, den Beweis liefern, wie rasch die Sachsen sich mit dem aufgedrängten Christentum ausgesöhnt hätten. Sein Verfasser ist unbekannt geblieben, daß er aber kein sächsischer Bauer gewesen, den die christliche Begeisterung erfaßt hat, — wie die fromme Überlieferung wollte — das hat man längst eingesehen. Es entbehrt auch jeder überzeugenden Kraft, wenn man einen tieferen Zusammenhang darin finden will, daß Westfalen, die Heimat des Heljand, bis auf den heutigen Tag zu den kirchlich erwecktesten Gebieten von Deutschland gehört.[4]) Als ob nicht auch in Sachsen bald darauf der Aufstand der Stellinga sich erhoben hätte, eben nicht nur für das alte Recht und gegen die fränkischen Einrichtungen, sondern auch gegen das Christentum selbst. Befürchteten doch die Zeitgenossen, daß die Normannen und Slaven, mit den Aufständischen verbündet, erobernd ins Reich einfallen und die christliche Religion dort ausrotten würden.[5])

Auch in späterer Zeit fehlt es ja nicht an Zeugen für das schlechte Christentum der Sachsen. Vor Allem aber bezeichnet der gleichbleibende Name der christlichen Religion doch recht verschiedene Erscheinungsformen des religiösen Lebens. Was beweist der Heljand gegenüber der Nachricht, daß Lothar I. von Papst Leo IV. wegen der Gefährdung des christlichen Glaubens in den sächsischen und frän-

[1]) Dehio, Gesch. d. Erzbistums Hamburg I, 21, sagt, daß die sächsischen Ansiedler zum Teil bis ins 11. Jahrhundert Namen und Stammescharakter bewahrten. Es bezieht sich wohl auf die Würzburgischen Urkunden von 996.

[2]) v. Kalckstein, Gesch. d. franz. Königtums I, 1 u. 464.

[3]) Translatio Viti c. 12 (Jaffé. Bibl. I, 7) vgl. Kentzler, Forschungen XII, 319, A. 2.

[4]) Arnold, Deutsche Geschichte II, 2, 298.

[5]) Nithard IV, 2. Prudentius Ann. Bertin 841, 842. Vgl. Dümmler, Ostfränk. Reich I, 161 u. 254 (kein Abfall vom Christentum).

kischen Strichen einige Reliquien sich erbat, deren Wunderkraft sie beim rechten Glauben erhalten sollte.[1])

Die kirchliche Theorie und die Praxis des Lebens standen hierin in unlöslichem Widerspruch; aber der Fetischismus ward doch nicht nur geduldet, sondern geradezu herangezogen. Die Erzählung von der Übertragung des hl. Liborius gibt einen schlagenden Beleg dafür. Der Bischof von Le Mans, woher der Leib geholt wird, spricht ganz vortreffliche Sätze gegen den Aberglauben bei der Verehrung der Reliquien, aber Badurad, der Bischof von Paderborn, der sieht, wie das gemeine Volk sich immer wieder den alten heidnischen Gebräuchen zuwendet, kommt doch zur Einsicht, daß es am leichtesten von dem Unglauben bekehrt werden könnte, wenn ein berühmter Heiliger importiert würde, der durch Wunderzeichen und Heilungen den Eindruck der Macht, der Schutzkraft hervorzurufen hätte.[2]) Das ist zu Ende des 9. Jahrhunderts niedergeschrieben.

Der Heljand bezeichnet eine höhere Stufe der Aneignung des Christentums. Aber die individuelle Leistung erlaubt eben keinen Schluß auf die Empfänglichkeit der Masse. Sie zeigt, wie die Kluft zwischen dem volkstümlichen Geschmack epischer Dichtung und der christlichen Erzählung nicht unüberbrückbar war, wie weit man entgegenkommen konnte; daß nun aber der Heljand gerade an dichterischer Kraft und zugleich an Volkstümlichkeit dem späteren Otfried wenigstens nach unserer Auffassung so weit überlegen ist, deutet auf einen Verfasser, der, mitten in den alten Sitten und Anschaunngen aufgewachsen, auch von der evangelischen Erzählung nur das Erzählende mit Anteil erfassen konnte. Sollte man nicht an eine der jungen Geiseln denken können, die Karl fortführte?

Jedenfalls war es Karls Maßregeln gelungen, den Zusammenhang Sachsens mit dem fränkischen Reich der Volksstimmung tief einzuprägen. Eine Partei unter dem Adel hatte er frühzeitig gewonnen; an die Stelle der abgeführten Sachsen war vielfach fränkische Kolonisation getreten,[3]) die strengen Ausnahmegesetze traten zurück, seit der Widerstand erlosch. Der einst von Pipin geforderte Tribut hatte keinen Sinn mehr, da es sich um Einverleibung der Sachsen handelte und sie eben keine Sonderstellung als Gesamtheit besaßen. Ebensowenig kann von einem förmlichen Friedensschluß, wie man früher annahm, die Rede sein; Rebellen, als was sie galten, haben

[1]) Translatio Alexandri c. 4 (M. G. S. II, 677).

[2]) Translatio Liborii c. 7 u. 17 (M. G. S. IV, 149).

[3]) Ann. Lauresh 799. Nach Arnold sind die Ortsnamen auf „hausen" im Westfälischen die fränkischen Ansiedlungen (Deutsche Gesch. II, 278.)

kein Recht dazu, es handelt sich nur um Unterwerfung auf der einen Seite, Nachsicht auf der anderen. Im politischen Sinne ist es berechtigt, wenn sie als Ziel und Abschluß der Kämpfe bezeichnet wird, daß sie, mit den Franken geeint, ein einiges Volk bildeten.[1])

Inwiefern fühlten nun aber die verschiedenen Stämme und Nationen, die zusammen das Reich bildeten, die als gesamtes katholisches Volk geeint waren, wie sich ein öffentliches Schriftstück 830 ausdrückt, sich wirklich als Einheit?[2])

Von Anfang an war im fränkischen Reich ein kräftigeres Staatsbewußtsein zur Ausbildung gelangt, das die verschiedenen Teile der Bevölkerung vereinigte, das selbst über die Teilungen hinweg wirksam war, wenn sich auch die Könige und Unterthanen mit den Waffen entgegentraten; unter den Karolingern hatte es sich fortentwickelt und bildete ein starkes Band der Einheit noch lange nach Karls des Großen kräftiger Zusammenfassung. Ist doch unter ihm von einem Widerstreben der einzelnen Teile kaum die Rede, mit inneren Aufständen hatte er, wenn man seine Regierung mit den ersten Jahrhunderten des deutschen und französischen Reiches vergleicht, sehr wenig zu thun, abgesehen von den Langobarden und vollends von den Sachsen, die erst einzufügen waren. Die Verschwörungen des ostfränkischen Grafen Hardrad und des buckligen Pipin kamen so wenig zum Ausbruch, wie der Versuch des Tassilo; sie wurden alle im Keim erstickt. Will man es nur der Thatkraft des Herrschers zuschreiben? Aber fast zwei volle Geschlechter nach seinem Hingang berichtet der Mönch von St. Gallen, daß alle Völker des weiten Reiches von Spanien bis Bayern sich des fränkischen Namens rühmten. Gleichfalls nach der bereits eingetretenen Zersetzung bezeichnet eine westfränkische oder französische Aufzeichnung das Reich der Franken mit einem fast unübersetzbaren Ausdruck als einen geschlossenen Körper, aus verschiedenen Nationen zustande gebracht.[3])

In solch an sich vereinzelten und abgerissenen Kundgebungen drückt sich doch genügend der tiefe Eindruck der Gewöhnung an die feste Ordnung des fränkischen Reiches aus, welche in der Erinnerung fortwirkte. Allerdings brauchte und konnte dieses lange gehegte

---

[1]) Nach Einhards Ausdruck vita Caroli c. 7 nt Francis adnnati unns cnm eis populns efficerentnr. Ähnlich poeta Saxo: hoc sunt postremo sociati foedere Francis ut gens et populus fieret concorditer unus. M. G. S. I, 200, freilich erst am Ende des Jahrhunderts geschrieben.

[2]) Divisio 830 M. G. L. I, 357.

[3]) Mon. Sangall. I, 10. Adrevaldi Mirac. Bened. regnum Francorum quod ex diversis nationibus solidum corpus fuerat effectum. M. G. S, XV, 493.

Staats- und Reichsbewußtsein durchaus nicht die Empfindung der lokalen und nationalen Verschiedenheiten unterschiedslos verwischen; selbst eine gegensätzliche Stimmung vertrug sich nicht weniger gut mit dem allgemeinen Reichsbewußtsein, als später die Verschiedenheiten der Stämme und Landschaften im deutschen Reich.

Der römisch gebildete Provinziale hatte stets mit kaum verhehlter Geringschätzung auf den rohen Eroberer geblickt und war ihm gegenüber gleich mit dem Schmähwort barbarus bei der Hand, da er sich mit Stolz als Römer fühlte. Bei Schriftstellern wie Gregor von Tours kann es wohl mehr aus bloßer Nachahmung des römischen Sprachgebrauchs hervorgehen und es ist möglich, daß bei seiner Anwendung auf die Franken kein verächtlicher Sinn damit verbunden wurde,[1]) doch lag der schmähende Nebensinn überall darin, wo es zur Bezeichnung ihrer kriegerischen Handlungen gewählt wurde und war ja an sich zutreffend für den Unterschied der Kulturstufen. So konnte es denn im 6. Jahrhundert den bewußten Gegensatz der ansässigen Romanen gegen die eindringenden Franken bezeichnen. Seitdem die nach Westen vorgeschobenen Franken sich teilweise, wenigstens in den Lebensgenüssen, den Romanen genähert hatten, verlor das Wort den nationalen Begriff und beschränkte sich auf die östlichen, den ursprünglichen Zuständen treugebliebenen Austrasier, bis es dann auf die außerhalb des fränkischen Reiches bleibenden, besonders die östlichen Völker überging. Wenn es auch zunächst den Gegensatz der Sprache bezeichnen sollte und in diesem Sinne des Nicht-lateinischen immer wieder die mundgerechte und schriftgemäße Bezeichnung für die germanischen Sprachen vor dem Aufkommen des Namens deutsch sein mußte, so gewann es doch, seit der katholische Glaube und Kultus mit seiner römischen Kirchensprache die geistige Einheit aller im fränkischen Reich vereinigten Stämme bildete, auch den Sinn von nicht christlich oder schlecht christlich.

Andererseits hielten auch die erobernden Franken mit dem Gefühl kriegerischer Überlegenheit nicht zurück; in naivster Selbstgefälligkeit spricht sich ihr Stolz in der Vorrede zum salischen Gesetz aus: Das erlauchte Volk der Franken, von Gottes Gnaden eingesetzt, tief im Rat, tapfer in Waffen, beständig im Friedensbund, edel von Leib, unversehrt an Glanz, hervorragend an Gestalt, kühn, schnell und hart, zum katholischen Glauben bekehrt, frei von Ketzerei.[2])

[1]) Roths Benefizialwesen S. 102 mit Hinweis auf Löbell, Gregor von Tours S. 100.

[2]) So nach dem Text a bei Hessels und Kern lex Salica. Text b nur kleine Abweichungen.

In einer lateinischen Weltbeschreibung in Versen, deren Verfasser jedenfalls ein Germane ist, aus der Mitte des 7. Jahrhunderts, zeigt sich das gleiche naive Selbstbewußtsein des fränkischen Stammes, die schönen Fürsten, die kriegsbereiten Männer, schrecklich im Kampf, werden rühmend hervorgehoben.[1])

Gegenüber den unkriegerischen Romanen, besonders wenn sie sich noch dazu herausnahmen, an den Germanen etwas zu tadeln, wie Geistliche oder Missionäre, konnte der Stolz auf ein Wort zurückgreifen, das ihnen ebenso wie dem Romanen sein barbarus, alles Fremde mit geringschätziger Nebenbedeutung zusammenfaßte; es ist das Wort Walah oder Wälsch, das die Germanen nach ansprechender Erklärung[2]) von den ehemaligen Nachbarn, den Volcae, auf alle Fremden übertragen hatten und jetzt besonders den Romanen gegenüber gebrauchten. Vielleicht liegt es auch dem herabsetzenden Gebrauch des Wortes Romanus zu Grunde, als der eigentliche Ausdruck der Volkssprache, so, wenn die Leute in der Gegend von Noyons dem Bischof Eligius, der ihre Spiele und Tänze als heidnisch bekämpfte, nach dem Berichte seiner Lebensbeschreibung entgegneten, daß er, der Romane, ihre Gewohnheiten nicht ausrotten könne.[3]) In der Lebensbeschreibung des Gallus machen sich Plünderer seiner Zelle über die Schlauheit der Romanen lustig, die ihre Schätze unter der Totentruhe verbergen; nach dem Zusammenhang der Stelle scheint es sich auf flüchtige Einwohner von Arbon am Bodensee zu beziehen.[4])

Aber am merkwürdigsten ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus der Lebensbeschreibung St. Goars, eines Aquitaniers, der im 6. Jahrhundert am Rhein für das Christentum thätig war, von Wandalbert in Prüm um 850 geschrieben oder überarbeitet. Er erzählt von

---

[1]) Venusti principes ad bellandum viri fortes, pugnando terribiles Pertz, Eine fränk. Kosmographie. Abhandl. Berliner Akademie 1845 S. 259.

[2]) Müllenhoff, Altertumskunde II, 280.

[3]) Nunquam tu Romane quamvis haec frequenter taxes nostras consuetudines evellere poteris. Vita Eligii II, 19. Aus Roth, Benefizialwesen 102; dort auch die beiden folgenden schon angeführt. Die symptomatische Bedeutung dieser Stellen hat natürlich wenig damit zu thun, ob man nun auch die Thatsache für bewiesen halten kann und will; sie beweisen jedenfalls Erfahrungen oder Auffassungen des Schriftstellers. Das Leben des Eligius stammt wohl aus Frankreich, Wattenbach, Geschichtsquellen I, 5. Aufl. 96, A. 2. Das Leben des Gallus aus St. Gallen S. 100, das St. Goars aus Prüm, und auch die Zeilen der Aufzeichnung verteilen sich auf das 7. (?), 8. und 9. Jahrhundert. Wattenbach 5. Aufl. S. 114, über die Autorschaft des Wetti an der Lebensbeschreibung des Gallus.

[4]) Vita Galli M. G. S. II, 19.

einem germanischen Edlen Reginar, daß er alle Leute römischer oder romanischer Herkunft und Sprache mit heidnischem oder barbarischem Hasse verfolgte und nicht einmal ohne Aufregung sehen konnte; um den Anblick des Abtes Asuerus und seiner Begleiter, die eben als Romani bezeichnet sind, sich zu ersparen, läßt er sich von einem Sklaven den Kopf mit einem Mantel verhüllen. Doch trifft ihn dafür die Strafe des Himmels und er stirbt bald darauf. Auch das ist bezeichnend für den geistlichen Schriftsteller; das Christentum und die Geistlichkeit billigte eben, selbst international und Trägerin der Romanisierung, einen nationalen Widerwillen der germanischen Bestandteile durchaus nicht.[1])

Die Geistlichen oder Mönche werden hier kurzweg als Romani bezeichnet. Allerdings war die Kenntnis, der Gebrauch des Lateinischen das eigentliche Standesabzeichen der Geistlichkeit, vor dem die nationalen Unterschiede der Geburt zurücktraten. Besonders für die Klöster gab es keine nationalen Schranken oder sollte es doch keine geben. Iren fanden in St. Gallen so gut Aufnahme, als die römischen Gesangslehrer, die Karl d. Gr. ins Frankenreich kommen ließ. Fulder Mönche gingen zu ihrer Ausbildung nach Tours zu Alkuin und Mönche aus dem romanischen Westen kamen wieder zur Inspektion nach Fulda. Ein internationales Verständigungsmittel war deshalb notwendig, aber es mußte doch mehr oder weniger mühsam erlernt werden. Wie es geschah, zeigen die vielfach erhaltenen Glossen, Wörterverzeichnisse, Übersetzungen zwischen den Zeilen, die sich sklavisch dem lateinischen Text anschließen. Nicht wie eine fremde Sprache, sondern wie heute die Schriftsprache wurde das Lateinische erlernt. Die Unterstützung der Muttersprache ist nur eine Krücke, die man widerwillig gebraucht und möglichst bald wegwirft. So erscheint das Lateinische schlechthin als übergeordnet; der Romane, dem es leichter wurde, rechnete sich dies zum Stolz, wo er mit Brüdern germanischer Abkunft zusammenlebte. Auf solche Sticheleien und Neckereien der Eifersucht, wie sie das Klosterleben im Innern des nach außen hin geschlossenen Standes wohl öfter zeitigen mochte, deutet z. B. ein Zusatz am Schluß der Kasseler Glossen, die, einer ziemlich frühen Zeit angehörend, dorthin, wie es scheint, aus Bayern gekommen sind. Es spricht den Romanen eben das ab, worauf sie gegenüber den Germanen Anspruch zu erheben gewohnt waren, die höhere Bildung, das Wissen, das sich so gern mit der natürlichen

[1]) **Vita S. Goaris lib. II, cap. 10, 11 bei Mabillon Acta S. Ord. Bened. II, 280, M. G. S. XV, 365.**



Befähigung verwechselt. „Toll sind die Wälschen, klug sind die Bayern, wenig ist Klugheit in den Wälschen, mehr Tollheit haben sie als Klugheit.“ [1])

Es ist derselbe Bildungshochmut, gegen den sich Walahfried Strabus, ein geistlicher Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, gelegentlich wendet, der Dünkel, der nur den lateinischen Klang würdevoll, den deutschen lächerlich findet. „Ich will auch“, sagt er, „unserer barbarischen Ausdrucksweise gemäß — nämlich der Deutschen — angeben, mit welchem Namen das Gotteshaus genannt werde, den Lateinern wahrscheinlich zum Lachen, wenn solche vielleicht dies lesen, daß ich ungefüge Affensprößlinge unter vornehmem Nachwuchs in Betracht ziehe.“ [2])

Nur gelegentlich haben sich solche Bekundungen der Empfindung nationalen Gegensatzes durch die literarische Überlieferung erhalten können, so sehr es an sich im Leben häufig zu ähnlichen Ausdrücken Anlaß gegeben haben mag. Andrerseits darf man sie aber auch nicht überschätzen und Äußerungen eines eigentlichen nationalen gemeinsamen Bewußtseins darin sehen wollen. Denn sie beziehen sich nur auf natürliche sinnenfällige Verschiedenheiten; sie sind durchaus partikularistisch, auf Ort und Zeit beschränkt, es fehlt ihnen die bewußte Ausdehnung und Verallgemeinerung auf einen größeren Kreis sprachlich und politisch geeinigter Gruppen oder Stämme zu sehr, als daß von mehr als von einem Stammesgefühl geredet werden könnte. Die deutschen Stämme sind nicht unter sich geeinigt, sondern nur in Bezug auf das fränkische Reich; dieses ist gleichsam der Mittelpunkt des Planetensystems der einzelnen national verschiedenen, durch die Sprache und den Stand der Kultur getrennten Körper.

---

[1]) Tolle sint walhâ
spâhe sint peigirâ
lûzic ist spâhe in walhum
mêra hapent tolaheiti denne spâhi.

W. Grimm, Kleine Schriften III, 389, hat die Vermutung über den Ursprung: „Ein Wälscher wollte bei seinem Aufenthalt in Deutschland, wahrscheinlich in Bayern, für die einfachsten Dinge den deutschen Ausdruck wissen; sein eigentümliches Wesen mochte das deutsche Gefühl verletzt haben.“ W. Wackernagel (Haupts Zeitschrift VII, S. 255) meint, ein Schalk habe, um sich und den Seinen Genugthuung zu verschaffen, in den Glossen dem Ausländer das Sprüchlein verkehrt beigebracht.

[2]) Aus Walahfried Strabus de exordiis et incrementis (abgedruckt Haupts Zeitschr. XXV, 99) dicam tamen etiam secundum nostram barbariem, quae est theotisca, quo nomine eadem domus dei appelletur, ridiculo futurus Latinis, si qui forte haec legerint, qui velim simiarum informes natos inter augustorum liberos computare.

Es gilt dies auch für Otfried von Weißenburg und seine Evangelienharmonie in fränkischer Sprache. Der Stolz auf den Frankennamen, der Preis der Tapferkeit des fränkischen Königs, der Frömmigkeit der Franken erinnert durchaus an die Vorrede zum salischen Gesetzbuch, die Otfried vielleicht im Auge hatte:

59. Rühmet man der Römer Mut,
Gleich kühn wallt der Franken Blut,
Die Griechen vor ihm zagen —
Wer dürfte anders sagen?
Der Franke ist nicht minder klug,
Zu Nutze macht er es genug.
Im Wald und auf dem Plan
Gleich ein Held ist der fränkische Mann.

Gilts die Waffen zu regen,
Jeder ist ein Degen.
Sie siedeln in Behagen
Schon seit alten Tagen.
Das Land sie reichlich nährt,
Ihre Ehre ist unversehrt.

75. Stets sind sie kampfbereit,
Will ein Feind Streit;
Hat der Kampf kaum begonnen,
Ist der Sieg schon gewonnen.
Welch Volk auch die Marken
Angreift der Starken,
Entgeht nicht der Frohne,
Der Tapferkeit zum Lohne.
Was lebt auf Erden,
Unterthan muß werden.
Es ist Gottes Verlangen,
Daß Alle vor ihnen bangen.
Niemand darfs wagen,
Kampf anzusagen.

Hierauf folgt die gelehrte Erfindung von der Abkunft der Franken von den Makedoniern Alexanders, die gleichfalls dazu dient, die Unüberwindlichkeit der Franken in helles Licht zu stellen. Daß aber Otfried hier die Makedonier zu den Vorfahren der Franken macht, die später als die der Sachsen auftreten, während schon zu dieser Zeit die Abstammung der Franken von den Trojanern häufig erscheint, beweist klar, daß diese Hirngespinste einer verkehrten Gelehrsamkeit

haltlos umherschwanken und kaum als Sagen zu bezeichnen sind. Man war sich ja des Zusammenhangs aller Germanen teilweise noch bewußt, wie die Betrachtung des Namens Deutsch belegen wird. Ein dichtender Zeitgenosse Ludwigs des Frommen leitet die Franken geradezu von den Nordmanen ab, ein Anderer alle deutsch redenden.[1]) Ob man dabei an alte Volkslieder denken will oder nur den Ausdruck der Empfindung der Rassengleichheit darin sehen kann, bleibe dahingestellt.

Man hat nun ja vielfach gemeint, daß Otfried unter dem Namen der Franken doch auch die übrigen deutschen Stämme mitbegreife. Aber die Fortsetzung seiner Verherrlichung kann dies nicht rechtfertigen.

93. Nie sie's ertrügen
Einem König sich zu fügen
Aus aller Welt,
Es sei denn ein Frankenheld.
Aus keinem Volk der Erde,
Solcher Wunsch je einem werde,
Ihnen zu gebieten
Ist keinem beschieden.

98. Furcht ist ihnen fern,
So lang sie sich freuen des Herrn,
Überall voran
Ist der edle Mann.,
Hochgemut und klug,
Ihrer haben sie genug.
Der Volksherr mit Kraft
Lenkt manche Völkerschaft
Zu gleichem Frieden,
Der den Franken ist beschieden.
Keiner thut dem was zu leide,
Dem die Franken stehn zur Seite.[2])

---

[1]) Erm. Nigellus in hon. Hlud. IV. 17. 18, von d. Normannen pulcher adest facie vultuque statura decorus unde genus Francis adfore fama refert. M. G. Poetae Carolini II 59. Von Markomanni gleich Nordmanni a quibus originem qui theodiscam loquuntur linguam, trahunt. Hrab. de inventione Goldast Script. rer. Alam. II, 92. Von der Schönheit und Größe gefallener Normannen die Fulder Jahrbücher 884.

[2]) Otfried Buch I Kapitel 1. Der Versuch der Übersetzung ist darnach zu beurteilen, daß hier vor Allem der charakteristische Reim der Halbzeilen festgehalten werden sollte.

Es folgt dann ein Preis der Frömmigkeit, gleichfalls in Übereinstimmung mit der Vorrede zum salischen Gesetz; sie rechtfertigt dann sein Vorhaben, daß auch in der fränkischen Zunge das Lob des Herrn besungen werde.

Die Franken und das fränkische Land, unbekümmert um die Mannigfaltigkeit, die sie selbst schon umschließen, da allein haften die Wurzeln seines durchaus partikularistischen Stammesgefühls. Dieses Gefühl selbst hat aber etwas Übertriebenes, Gezwungenes; es ist eine Berechnung auf das Wohlgefallen des Lesers oder Hörers, eingehüllt in die christlichen Empfindungen und die Betonung der Schwierigkeit seines Unternehmens. Der Mönch durfte sich nur in seinem Kloster wohl fühlen; und eigentlich war nur Weißenburg seine Heimat, nachdem ihn selbst in Fulda das Heimweh verzehrte.[1]) Der beste Kenner Otfrieds sagt von ihm: daß vollends alles Außerfränkische wie das Suabo rihi, das Schwabenland, ihm schon so fremd gewesen sei wie Medien oder Persien.[2])

Otfrieds ausgesprochener Zweck bei seinem mühsamen Unternehmen war aber durchaus kein nationaler, sondern die Bekämpfung der volkstümlichen Dichtung, die er kurzweg nach seinem Standpunkt als obscoena bezeichnet in der lateinischen Vorrede an den Erzbischof Liutbert von Mainz. Soll man mehr an die Liebeslieder, die winileodes denken, die schon Karl d. Gr. den Nonnen verbot, oder doch an die Heldenlieder? Diese waren es noch mehr, an denen die Geistlichkeit den heidnischen Geist verabscheute und bekämpfte. Seit Karls Tod hatte sich ja manches geändert; seine gewaltthätigen Bemühungen, den Laien religiöse Kenntnisse aufzunötigen, sind wohl mit seinem Abgang stillschweigend aufgegeben worden. Hatte doch schon die Kirchenversammlung von Mainz 813 die Aufhebung des Lernzwangs in lateinischer Sprache vorgeschlagen.

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts klagten die Bischöfe des westfränkischen Reiches auf der Synode zu Trosly darüber, daß die einst von Karl aufgestellte Forderung der Kenntnis des Glaubens und des Vater Unsers bei den Laien gar nicht erfüllt werde.[3])

Im ostfränkischen Reich, in germanischen Ländern bedurfte es überhaupt anderer Mittel. Besonders dem Hrabanus Maurus gebührt ein wesentlicher Anteil an dem Ruhm, frühzeitig den Weg der inneren Versöhnung zwischen Volkssprache und Religion beschritten

[1]) I. 18. 25. siehe später.

[2]) Kelle in Otfried I. Einl. S. 16.

[3]) Mansi Concilia XVIII 305.

und gewiesen zu haben. Aus dieser Zeit stammen einige umfängliche Übersetzungsversuche. Unter Hraban als Erzbischof von Mainz wurde auch 847 die Verpflichtung zur Predigt in der Volkssprache wiederholt. In die Reihe dieser Bestrebungen gehört nun eben der Versuch, eine geistliche Dichtung in der Volkssprache zu schaffen. Aber die Geflissentlichkeit seiner Anstrengung war für Otfrieds Erfolge kein Vorteil. Der Mangel an poetischer Gestaltungskraft verurteilte den Wetteifer mit der bekämpften Volksdichtung zum bloßen Wunsch.

Allerdings machte Otfried der volkstümlichen Auffassung nach im Stoff und in der Darstellung Zugeständnisse, er milderte in der evangelischen Erzählung so manches Anstößige und Widerwärtige, er hebt bei Jesus seine Ahnen, seinen Mut und sein Gefolge hervor, suchte den Anschein des Königs vorzuschieben und den Eindruck des leidenden Gottes zurückzuhalten,[1]) wenn nur nicht die Erzählung durch die moralischen und theologischen Verwässerungen in solcher Wirkung gehindert würde. Maria ist ihm eine Edelfrau, Pilatus ein Herzog, der Centurio ein Schultheiß, Jerusalem, Bethlehem und Nazareth Burgen, freilich heißt es dabei aus der Not eine Tugend machen. Die Unvolkstümlichkeit der ganzen Anlage in ihrer breiten Erbaulichkeit, ihren stets durch Betrachtungen unterbrochenen Anläufen geht schon aus dem Vergleich mit dem früheren sächsischen Heljand hervor, der mit der Nationalisierung des fremden Stoffes Ernst macht, weil der Dichter selbst unter dem Einfluß des epischen Stiles steht und auf Anschaulichkeit ausgeht, so daß man daran denken konnte, die deutschen Altertümer daraus zusammenzustellen, weil alle Erzählung auf den Boden der Heimat mit so naiver Sicherheit gestellt ist, wie die Künstler des ausgehenden Mittelalters Christus und die Heiligen in ihre städtische Umgebung mitten hinein versetzten. Nun hat man lange durch das Interesse für die Sprache verführt, in der Thatsache der Erhaltung beider Gedichte den Beweis einer entsprechenden Wirkung gesehen, oder vielmehr diese Frage gar nicht davon getrennt. Die geringe Zahl der Handschriften spricht freilich bei Otfried auch an sich nicht für große Verbreitung, nicht einmal in den Kreisen der Geistlichen; für die unter den Laien fehlen alle Anhaltspunkte. Mit den weltlichen Heldenliedern konnten sie ja, worin die spätere ästhetische Würdigung mit dem volkstümlichen Geschmack jener Zeit wohl übereintreffen dürfte, nicht in Wettbewerb treten. Der Gegensatz zwischen einer in äußeren Handlungen sich bewegenden, Gedanken und Empfindungen als Gemeingut voraus-

[1]) Vgl. Kelle, Otfried I, 77.

setzenden Dichtung mit einer, die fremde Anschauungen im Widerspruch mit der Einkleidung darzustellen versuchte, war für eine conservative Bevölkerung genügend zur Ablehnung, selbst wenn man sich vorstellen will, daß die Geistlichen im Vortrage den Volkssängern die Spitze hätten bieten wollen oder sich sogar solcher zur Verbreitung bedienten. Es bliebe ja eben noch die Frage, ob sich dafür auch die geduldigen Zuhörer finden wollten.

Man hat nun freilich mit Recht gezweifelt, ob er auch den richtigen Weg eingeschlagen hat, wenn er die Regeln der lateinischen Grammatik, denn an eine deutsche hat er nicht gedacht, anzulegen sich bemühte.[1]) Luther wenigstens hat später einen anderen Weg gesucht, um volkstümliche Behandlung und Beherrschung der Sprache zu gewinnen.

Sicher urteilt man falsch, wenn man in diesen Bemühungen, die Volkssprache in den Dienst der Kirche stärker hereinzuziehen, das patriotische Interesse besonders hervorheben möchte.[2]) Vor allem fehlt es an jeder politischen Bethätigung dieses angeblichen Nationalgefühls, in Wirklichkeit nur Stammesgefühl. Hrabanus Maurus und Walahfried waren bei aller Schätzung der Volkssprache hervorragende Parteigänger des Einheitsreiches und Lothars und söhnten sich erst später mit der Herrschaft Ludwigs des Deutschen aus, feiert ihn doch auch Otfried in der oben erwähnten Stelle nur eben als einen der Frankenkönige.

Aber auch bei den Völkern zeigen die nächsten Ereignisse keine Spur von einem Trieb nach nationaler Zersetzung. Hätte nicht Ludwigs Hausgesetz von 817 eine dauernde Verfassung begründen können? Fand doch Ludwig der Fromme, nachdem er selbst durch die Umstoßung der Teilung von 817 zu Gunsten des jüngsten Sohnes die Wirren heraufbeschworen hatte, bei dem ausschlaggebenden Teil gerade der ostrheinischen Stämme eine Stütze gegenüber dem Mißvergnügen, das seine haltlose Staatsleitung bei den Franken und bei der kirchlichen Einheitspartei hervorrief, sowohl auf dem Reichstag von Nymwegen 820 als auf dem Feldzug gegen Pipin. Charakteristisch für die nationalen Zustände sind die Ausdrücke einiger zeitgenössischer Schriftsteller. Den Franken nicht trauend weil sich mehr

[1]) Vgl. Gervinus, Gesch. d. deutschen Dichtung I, 117.

[2]) Was Wenck, das fränkische Reich 369, hevorhebt, hierin wie in seiner gesamten Auffassung der Zeit zu wiederholen, nicht zu übertreffen, berichtigte. Es gilt auch noch für Notker. Vgl. Kelle, Zeitschrift für deutsches Altertum 30. Bd. 303, 4, 7, gegen Übertreibungen seiner Bedeutung.

den Germanen anvertrauend, sagt sein Lebensbeschreiber[1]) bei dieser Gelegenheit von ihm, habe der Kaiser keine Versammlung in Francien gewünscht, und wirklich war ganz Germanien dorthin gekommen, um ihm beizustehen. Es sind nicht nur die Sachsen, die Ludwig durch einen Gnadenakt im Anfang seiner Regierung für sich gewonnen hatte, denn er führte dann auf dem Feldzug gegen Pipin nach Aquitanien auch Thüringer, Baiern und Alemannen, zur Entrüstung der Franken. Nicht nur der Gegensatz des herrschenden Volkes gegen die Unterworfenen, sondern auch der Unterschied der Kultur spricht sich in den Worten des Mönches von Fleury an der Loire aus.[2])

Das Zeugnis ist allerdings nicht gleichzeitig, aber die Auffassung wird wohl zutreffen. Wie wenig die Bevölkerung östlich des Rheines sich an den Gedanken gewöhnen wollte, aus der Einheit des Reiches auszuscheiden und eine Gemeinschaft unter sich zu bilden, bewies auch der mißlungene Versuch Ludwigs des Deutschen, von Baiern aus seine Herrschaft über die anderen Stämme auszudehnen. Das Heranrücken des alten Kaisers genügte zur Wiederherstellung der früheren Ordnung. Die Parteigänger, die Ludwig der Sohn unter Sachsen, Thüringern und Alamannen wirklich fand, waren es nicht aus nationalen Sympathien, denn auch Lothar gewann, als er nach dem Tode des Vaters die Alleinherrschaft in Anspruch nahm,[3]) Anhänger nicht nur bei den Franken und der Geistlichkeit, sondern auch unter den deutschen Stämmen, Alamannen und Sachsen[4]) und er hatte auch nach der Schlacht bei Fontanetum ein Heer aus diesen Völkerschaften bei sich[5]), wie er denn auch den Aufstand der Stellinga unter den nichtadeligen Sachsen gegen Ludwig entzünden konnte.

Am allerwenigsten aber dachten die Fürsten an eine Zerlegung des Reiches in seine nationalen Bestandteile bei ihren Teilungen.

---

[1]) Der Astronomus c. 45. M. G. S. S. II 633. Rankes Weltgesch. VI, 1, 50 dagegen Wenck 378, Dümmler I 59 A. 2.

[2]) Adrevaldi Mirac. S. Bened. M. G. S. S. XV. 491. Imperator suspectos habens Francorum primores Germaniso Aquitaniam profecturus evocat, Saxones videlicet Toringos Baioarios atque Alemannos eisque quos virtute Francorum pater armis subegerat regni statum incomposite committit. Illud quo animo Franci exceperint in promptu est agnoscere. Dann folgt eine Stelle über die Gewaltthätigkeiten des Heeres, vgl. Simson Jahrb. II, 24, A. 7, Dümmler, Ostfränk. Reich I S. 74 (2. Aufl.) Der Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten war eben nicht in erster Reihe ethnographisch.

[3]) Ann. Fuld. 841 Waitz IV 681.

[4]) Der sächsische Adel geteilter Parteistellung Nithard IV 2.

[5]) Nithard III. 3.

838 überließ Lothar und die Seinigen wegen Unkenntnis der Örtlichkeiten dem alten Kaiser die Festsetzung der Teile[1]). Noch vor der Schlacht bei Fontanetum wollten Ludwig und Karl an Lothar entweder ein Stück abtreten oder selbst eine neue Teilung in gleichen Anteil vornehmen und ihm die Macht darunter freistellen.[2])

Man hat sich gewöhnt, die Schlacht bei Fontanetum als die Entscheidung über die Absonderung der Nationalitäten zu betrachten und als Gottesgericht findet sie sich allerdings schon von den Zeitgenossen selbst bezeichnet[3]), aber doch entschied sie nur gegen Lothars Anspruch auf Alleinherrschaft oder Übermacht. Die thatsächliche Teilung ergab sich aus den vielen Möglichkeiten schließlich von selbst, da Langobardien, Aquitanien und Bayern nicht in Betracht kamen. Es handelte sich dann doch nur um die Wahl eines Stückes, das mit dem Vorbehaltenen zusammenhieng, nicht um nationale Gleichartigkeit. Der Straßburger Eid, den Ludwig der Deutsche romanisch ablegte, um von den Kriegern des Bruders verstanden zu werden, Karl umgekehrt, sollte nicht überschätzt werden, als ob die Sprachverschiedenheit einer förmlichen Anerkennung bedurft hätte. Wohl ist es ein feierlicher Augenblick. Aber an bleibende Scheidung der Nationen, an Verknüpfung des sich nahestehenden dachten auch die nächsten Generationen noch nicht, nur die dynastischen Gesichtspunkte entschieden für die Politik[4]). Als der Anteil Lothars wieder geteilt wurde, fand die Nationalität der Unterthanen nur wieder insoweit Beachtung, als sie mit der geographischen Abrundung gegeben war.

Ludwig der Deutsche, wie man ihn später genannt hat, dachte durchaus nicht an nationale Beschränkung auf den ihm gewordenen Anteil, als er in das Reich seines Bruders Karl einfiel. Allerdings ohne Erfolg, während es ihm gelang, durch Stücke aus der Erbschaft Lothars II. seine Herrschaft zu vergrößern, und sie fast über alle deutsch sprechenden Gebiete zu erstrecken. Doch beließ auch der Vertrag von Mersen noch den dritten Teil von Friesland und Toxandrien zwischen den Mündungen der Schelde und Maas beim westlichen Reiche, während Ludwig an der oberen Mosel und in Burgund

[1]) Astronomus c 60. Arin. Bertin 839.

[2]) Nithard II. 10.

[3]) Nithard III. 1. Ann. Fuld 841.

[4]) Zu diesem ganzen Abschnitt vgl. Wenck Ostfränkisches Reich S. 206 und die Anhänge: Über die angebliche Mitwirkung der nationalen Triebe zur Herbeiführung der Reichsteilung. Es bedarf nur der Unterscheidung zwischen der Politik der Herrscher und den natürlichen Unterschieden der Völker, um den Wert der Ereignisse in dieser Richtung bestimmen zu können.

auch romanische Unterthanen erhielt.[1]) Nur ist es müßiger Streit, ob dieser Vertrag oder der von 843 das deutsche Reich begründet habe. Auch nach 870 wirkte der dynastische Gesichtspunkt der Politik noch fort, zugleich mit der Begehrlichkeit nach Land und Leuten und Hoheit. Karl fiel nach Ludwigs des Deutschen Tod in dessen Erbe ein, ward aber von dessen Söhnen geschlagen. Hingegen konnte wieder Ludwig der Jüngere eine Partei finden, die ihn gegen die Enkel Karls zum König in Westfranken setzen wollte; seinem Bruder Karl war der Zufall des Todes zum fünften Male in der Geschichte des Hauses dienstbar zur Wiederherstellung des karolingischen Reiches. Nur hätte eben der dynastische Reichsgedanke kräftiger Vertreter bedurft, die Enttäuschung, die Karl den Völker bereitete, mußten ihn gegenüber der Not der Zeit in den Hintergrund drängen. Schon vorher war er in Widerstreit getreten mit der thatsächlichen Trennung der Herrschaften und dem schlechten Einvernehmen der Herrscher, die zum Ausdruck des persönlichen Urteils der Chronisten herausforderten und je nach der Zugehörigkeit der Verfasser parteiische Auffassungen veranlaßten. So zeigen die sog. Jahrbücher von Xanten, dem Reich Lothars angehörig, abfällige Urteile über Ludwig den Deutschen; die sog. Bertinianischen, westfränkischen Annalen über Ludwig und noch mehr über Lothar; am schärfsten äußern sich die Fulder Jahrbücher über Karl den Kahlen, den Tyrannen von Gallien, wegen seiner Erwerbung des Kaisertums.[2]) Hingegen entspricht es wieder dem fortdauernden Gefühl der Einheit des Herrscherhauses, die sich nicht nur in Karls Berufung zum westfränkischen Reich, sondern selbst noch gegenüber Arnulf zeigte, daß die Jahrbücher von Xanten doch auch den Satz haben können, schon sei es widerwärtig, die Zwietracht unserer Könige und das Unheil, das die Heiden über unsere Reiche brachten, zu erzählen.[3])

Die Zwietracht der Könige hatte ja den Raubfahrten der Nordmänner noch Vorschub geleistet. Von der Schlacht bei Fontanetum an, die die Blüte der Streitmacht dahinraffte, konnten die Grenzen nicht mehr erweitert, nicht einmal mehr beschirmt werden, so urteilt der Chronist Regino. In schmerzlicher Wehmut blickte man auf die Zeiten des gewaltigen Kaisers Karl zurück. Schon 834 begrüßte das Volk mit Jubel die Wiedereinsetzung Ludwigs des Frommen.[4])

[1]) Ann. Bertin 870. Richters Annalen d. deutschen Geschichte II, 2, 422.

[2]) Ann. Xant. 834. 860. 862. Ann. Bertin 839. 840. Ann. Fuld. 875. 877.

[3]) Ann. Xant 862.

[4]) Astronomus c. 62.

Der innere Krieg, den die berittenen Aufgebote des Adels führten, traf mit schweren Schlägen den gemeinen Mann, dessen Lage schon seit langem sich verschlechtert hatte. Er büßte auch für die Schuld seiner Könige.

Die spätere Auffassung sieht in dem Vertrag von Verdun, in der Scheidung der Reiche die Grundlage einer neuen Entwicklung. Die Zeit selbst sah nur den fortschreitenden Verfall vor sich. Eine Prophetin trat 847 auf und verkündete den nahen Untergang der Welt; sie fand Glauben bei Laien und Geistlichen.[1]) Es ist der Ausdruck der Volksstimmung! Und sprachen nicht die Zeichen der Zeit dafür? Die Chronisten werden nicht müde bald von Sturmflut und Überschwemmung zu berichten, die tausende von Menschen dahinraffen[2]), bald von Hungersnot,[3]) die zwingt Erde mit Mehl zu mischen,[4]) Hundefleisch zu essen, ja selbst an Menschenleibern sich zu vergreifen,[5]) von Pest und Seuchen, die die Menschen in Schaaren dahinstrecken,[6]) von Heuschreckenschwärmen, die die Sonne verfinstern und verfaulende Krankheiten erzeugen.[7]) Dazu erschrecken Erdbeben und Wunderzeichen die Menschheit. Es ist ja auch die Zeit, in der das Muspilli aufgezeichnet wird, das in halb heidnischen, halb christlichen Darstellungen das Ende der Welt ausmalt. Scheint es doch Ludwig den Deutschen selbst beschäftigt zu haben, da es in einem ihm gehörigen Buch eingetragen sich erhalten hat.

Solche Zeiten, in denen die Not und Gefahr jeden Einzelnen zunächst an sich denken läßt, in denen tiefe Entmutigung den Wert des Lebens und die Freude daran niederdrückt, erklären sowohl das das reißende Anwachsen des Aberglaubens, der bei den Heiligen und Reliquien Schutz und Hilfe sucht, wie das Haschen nach Macht und Genuß, die sittliche Verwilderung, die ungezügelte Begierde, worin die späteren Karolinger, freilich gerechtfertigt durch das Erbteil ihrer Abstammung, den Großen und Begüterten vorangingen.

---

[1]) Ann. Fuld. 847.

[2]) Ann. Bert. 839. (2437 Menschen ertrunken), Xant. 869, Fuld. 868, 875. Regen bei Frankfurt der 88 Menschen ersäuft, 886, 889. (300 Menschen in Thüringen, ein Wolkenbruch.)

[3]) So 843, 845 Ann. Bert., 850, 852, 853 Xant., 850, 863 Fuld., 869 Xant. 873 Fuld. u. s. w.

[4]) 843 Ann. Bertin.

[5]) Ann. Fuld. 850, Xant. 869.

[6]) 857 Anschwellung der Blasen und Fäulnis Ann. Bertin. 877. Das italienische Fieber, Augenkrankheit, Hustenseuche, Ann. Fuld. ebenso 882. 883. Contin. V 889.

[7]) Regino u. Ann. Fuld. 873.

Aber es ist keine Zeit, in der man einen Aufschwung des Nationalgefühls suchen kann, dem in den neuen staatlichen Gebilden die Bahn gegeben gewesen wäre. Mit dem Einheitsreich schien auch jedes Gefühl für Reich, für Vaterland, ja selbst für Familie oder Ehre zersetzt und verschwunden zu sein, geschweige für Nationalität! Und vor Allem bei den Fürsten selbst. So locker auch das nationale Band sein mag, das sie an das eine oder andere Volkstum knüpft, eine völlige Gleichgültigkeit beweist es, daß Karl der Kahle gegen Ludwig selbst die Bulgaren aufreizte — was doch weit über Lothars verzweifelte Versuche für seine Alleinherrschaft den Aufstand der Sachsen zu benützen hinausgieng, daß das Volk im westfränkischen Reich seinem König die Mittel aufbringen mußte zur Auslösung gefangener dänischer Seeräuber, daß er beim Versuch, sich selbst zu helfen von den eigenen Großen wegen der Verschwörung mit leichter Mühe getötet wurde, wie die westfränkische Chronik gelassen berichtet.[1]) Was Ludwig dem Frommen die Söhne gethan hatten, das wiederholten die Enkel, in denen die zügellose Leidenschaftlichkeit jede andere Erwägung verdrängte. Pipin, der Sohn Pipins, der vom Mönch zum Laien und Apostaten geworden, zu den noch heidnischen Normannen, den Feinden seines Vaterlandes, übergegangen war, wurde durch List gefangen genommen, als „Verräter an Vaterland und Christentum" zum Tode verurteilt. Karls Sohn Ludwig hatte sich zwar gleichfalls des Übergehens zu den Normannen schuldig gemacht, war aber bald wieder zum Vater zurückgekehrt und erhielt Verzeihung.[2]) So hatten auch Ludwigs des Deutschen Söhne Karlmann und Ludwig kein Bedenken, sich mit dem slavischen Fürsten Rastiz gegen den Vater zu verbünden; was für die Königsöhne ohne sonderliche Folgen hingieng, mußte Anderen, Geringeren gleichfalls als nicht ehrenrührig erscheinen, im westfränkischen Reich z. B. verband sich ein Großer mit den Bretonen, um vom König das Lehen seines Vaters zu ertrotzen.[3]) Einen klaren Einblick in die typischen Beweggründe und Anschauungen, die das Handeln bestimmten, gibt die Erzählung der Fulder Annalen über das Ende Gundakars, einst Markgrafen von Kärnten, der zu Rastiz abgefallen und über eine Schaar Slaven gesetzt war. Sie legt ihm bei der Annäherung des deutschen Feldherrn, vor dem Kampf gegen das Vaterland, in dem er nach Weise Katilinas fallen sollte, die Worte in den Mund, sie

---

[1]) Ann. Bertin 853. 858. 866.

[2]) Ann. Bertin 862. 864.

[3]) Regino 860.

sollten tapfer für ihr Vaterland kämpfen, weil ihm der heilige Emmeram und die übrigen Heiligen, auf deren Reliquien er dem König Ludwig und dessen Söhnen Treue geschworen, Schild und Speer fassend, die Arme niederdrückten und am Kampf hinderten. So viel man davon auf die kirchliche Befangenheit des Schriftstellers abrechnen will, bleibt doch trotz der klassischen Reminiscenz an Katilina, das Hervorheben der persönlichen Treue, deren Bruch wieder aufs Gewissen fällt und die Furcht vor der Macht der Heiligen, die über die Einhaltung des Schwurs zu Zeugen und Wahrern eingesetzt sind, gegenüber dem Mangel jeder patriotischen Empfindung, jedes nationalen Stolzes bemerkenswert, der gleiche Mangel, der sich eben auch in den Handlungen der Königssöhne selbst oder in denen der Grafen Erbo und seines Sohnes Isanrich kundgibt, von dessen landesverräterischem Bunde mit den Slaven dieselbe Chronik berichtet.[1])

Gerade der Rückfall in die rein individualistischen Beweggründe des Handelns, das Zurücktreten jedes höheren überpersönlichen Antriebes, die dadurch bedingte Abgerissenheit der Ereignisse, prägt diesem ganzen Zeitraum den Charakter einer bloßen Übergangszeit auf und läßt die handelnden Personen wie wirre unsichere Schattenbilder erscheinen. Das ideale Ziel, das die Regierung der ersten Generationen der Karolinger vorwärts zu treiben scheint, ist verschwunden in den Wechselfällen einer rein persönlichen Gestaltung der Hofhaltungen und Teilherrschaften. Aber mit dem Wegfall eines höheren Zielen nachstrebenden Willens ist die natürliche Entwicklung in ihre Rechte eingetreten, die Bedürfnisse der Stämme schaffen sich allmählich Befriedigung.

Daß die Zersetzung Halt macht und die Herrschaft Ludwigs des Deutschen elf Jahre nach seinem Tode wieder als Einheit besteht, ist zwar nicht zunächst Folge eines gemeinsamen nationalen Gefühles, sondern Nachwirkung seiner jahrzehntelangen vereinigenden Regierung; es war ja das unter diesem Einfluß aufgewachsene Geschlecht, das die Erhebung Arnulfs sah. Doch ist es zugleich ein Rückfall der deutschen Stämme in die Anschauungen und Zustände, zu denen das fränkische Reich im Widerspruch gestanden hatte; die kirchliche Berichterstattung läßt die verschiedenen einander widerstrebenden Anschauungsweisen erkennen, die eigentlich der ganzen nachfolgenden deutschen Kaisergeschichte als überpersönliche Kräfte zu Grunde liegen, weil sie die Handlungen bestimmen und rein indivi-

[1]) Ann Fuld. III. Teil. 869. 884. 899.

duelle Erfolge immer wieder auf das Maß der gegebenen Mächte und Zustände herabstimmen. Unläugbar ist die Analogie von Arnulfs Erhebung zum Throne anstatt des unkriegerischen Karl mit der altgermanischen Art der Aufstellung von Herzogen, mit der Wahl des Vitiges zum Ostgotenkönig und so manchem Anderen. Ein Bastard war auch Geiserich gewesen, oder Karl Martell, und so konnte es scheinen, daß man nur zum besten Mann des gleichen Geschlechtes gegriffen habe.[1]) Solche Anschauungen sind ja nicht bloß von der erlebten Geschichte bestimmt, sondern auch von den alten volkstümlichen Überlieferungen in Sage und Lied. So steht die Wahl am Anfang der deutschen Geschichte, wie sie in der germanischen Vorgeschichte waltet.

In der geschichtlichen Berichterstattung wiegt die Betonung des Revolutionären vor, und der innere Widerspruch zu den kirchlichen Wünschen. Die Fulder Annalen loben Karl wegen seiner Frömmigkeit und sprechen mißbilligend von den Ränken zu seiner Absetzung, die doch nur die eine Seite sind und wie jede Revolution durch ihr Gelingen sich rechtfertigen. Hierin ist nach Regino die Auflösung des Reiches vollzogen; „jeder Teil sucht sich aus seinen Eingeweiden einen König zu wählen". Trifft dieß nun gerade für die westlichen Länder völlig zu, so trat doch anderenteils der genealogische Zusammenhang Arnulfs mit dem legitimen Hause nach seiner Wahl in Deutschland bald so überwiegend hervor, daß vielleicht in Reginos Worten von dem natürlichen Herrn der Gedanke an Arnulfs Erbrecht auf alle Länder durchschimmert.[2]) Waren doch auch westfränkische Große bereit, sich Arnulf zu unterwerfen, ja selbst der erwählte König der Westfranken erkannte schließlich eine Art ideeller Oberhoheit Arnulfs an. Trotzdem so Arnulf in mancher Beziehung als Fortsetzer des Alten erscheint, ist doch das Wachsen des Partikularismus stärker als die alte Einheitsidee, die deutschen Stämme sonderten sich zusehends von einander, was dann mit einem Male an die Oberfläche trat. Man muß fragen, durch welche Bande sie zusammengehalten wurden, wenn die persönliche Fortsetzung des Karolingischen Hauses aufhörte. Bedeutete die Königswürde an sich, die seit Arnulf doch immerhin

---

[1]) Waitz, Verf.-G. V. 25, sagt, „es entsprach altgermanischen Anschauungen, daß durch gänzliche Unfähigheit das Recht der Herrschaft verwirkt werden könne." Soll dieß ein zufälliges Übereinstimmen oder mehr ein Rückkommen auf unvergessene Anschauungen sein?

[2]) Dümmler, Ostfränk. Reich III. 310. A. 2.

an eine Art Anerkennung der mächtigen Großen geknüpft schien, selbst schon ein so mächtiges Band der politischen Vereinigung?

Ein mächtigeres Gegengewicht, weil auf Einrichtungen beruhend, die vom Wechsel der Personen unabhängig waren, bildete die Geistlichkeit. Ganz abgesehen davon, in welchem Umfang sie unter dem Schutz des karolingischen Reiches es durchgesetzt, fremde, christlich-kirchliche Anschauungen und Ideale an die Stelle der volkstümlichen einzubürgern, stellte sie durch politischen Einfluß auf die Großen, durch Reichtum und Grundbesitz ein Macht dar, die der der weltlichen Großen nicht zu weichen brauchte. Sie bildete zunächst schon dadurch die wichtigste Nachwirkung der jetzt abgelaufenen Periode der fränkisch-christlichen Universalmonarchie und hauptsächlich wieder Karls des Großen, durch den die Bistümer erst ihre bleibenden Grenzen erhalten hatten. Daß die Bistumsgrenzen so mannigfach mit den Grenzen der Stämme sich kreuzten, das läßt doch nur an Absicht und Berechnung denken.[1]) Jetzt diente es nicht mehr dem internationalen Universalreich, sondern einer veränderten Gestaltung.

So umfaßte Mainz fränkische, alamanische, sächsische, thüringische und bairische Gebiete, später in Böhmen und Mähren auch slavische, Köln fränkische, sächsische und friesische, Trier allerdings nur fränkische, Salzburg bairische und slavische. Nicht einmal die Diözesen enthielten immer Angehörige des gleichen Stammes. Köln z. B. lothringische und sächsische, Mainz fränkische, thüringische und sächsische Gebiete; Friesland war verteilt unter Bremen, Münster und Utrecht, von denen wieder die beiden ersten auch sächsische, letzteres auch fränkische und lothringische Bevölkerung hatten. Ihr Reichtum brachte nun die Geistlichkeit notwendig in Gegensatz zu den Vasallen, die ihre Begehrlichkeit ungescheut auch auf geistliche Güter richtete. Jedes Übergewicht der weltlichen Großen schien den Geistlichen bedrohlich.

Heftige Klage rief es im westfränkischen Reich bei dem Chronisten Prudentius von Troyes hervor, als die Bischöfe seiner Meinung nach geringschätzig behandelt wurden[2]).

Nach der Erhebung Arnulfs ordnete die Provinzialsynode von Trier besondere Gebote zum Schutz des Himmels für die bedrohte Kirche an; das heißt doch, sie fürchtete Säkularisationen.

Die Geistlichkeit hatte am längsten an der Idee des Einheitsreiches festgehalten; ja sie hatte sie eigentlich noch nicht ganz fallen gelassen und hoffte bald von Arnulf dessen Neubelebung. Aber zu-

[1]) Vgl. Usinger, Hist. Zeitschr. Bd. 27, 387, Waitz, D.-G. VI, 176.

[2]) Ann. Bertin 846.

nächst war es ihr Interesse jedem weiteren Zerfall des ostfränkischen Reiches in Stammesgebiete entgegenzuwirken. Denn sie bedurfte eines Schutzes für ihren Besitz an Land, Leuten und Einkünften und konnte ihn nur beim Königtum finden. Es war die Interessengemeinschaft, die sie zusammenführte. Das enge Verhältnis der Geistlichkeit zur Königsmacht ward bald angeknüpft, dann auf der Synode von Tribur förmlich ausgesprochen; es steigerte Arnulfs Macht, wie sich in der Erwerbung der Kaiserkrone zeigte, es vermochte auch den Übergang der Krone an das Kind Ludwig durchzusetzen, hauptsächlich durch den Einfluß und die Thätigkeit Hattos von Mainz. Denn an sich widersprach es den volkstümlichen Anschauungen und den Forderungen der Zeit, ein Kind auf den Thron zu setzen, für das Andere die Regierungsgeschäfte führen mußten.

Insofern ist es richtig, wenn man die bleibende politische Vereinigung der im Reich Ludwigs des Deutschen zuerst enger verknüpften Stämme zum großen Teil den Geistlichen zuschreibt.[1]) Nur war es nicht Vaterlandsliebe oder Nationalgefühl für eine Nation, die vorläufig erst in ihren Teilen da war.

Die Absonderung der Stämme, das Anwachsen des Partikularismus vermochten die Geistlichen nicht aufzuhalten, nur ein Gegengewicht konnten sie in die Wagschale werfen. Auch hierin ist Konrads I. Regierung nur eine Fortsetzung der vorhergegangenen. Es ist die Zeit der Neubildung der herzoglichen Macht, im Gegensatz gegen Königtum und Geistlichkeit, aber im Einklang mit der Volksstimmung.

Wie viel oder wie wenig Konrad der Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause als Erbanspruch verdanken mochte, wie viel der Wahl oder Anerkennung, und zwar nach der einzigen gleichzeitigen

---

[1]) Besonders betont von Gfrörer Kirchen-Geschichte III 1165, dann 1189. „Daß im 10. Jahrhundert ein deutsches Reich entstand, ist größtenteils ein Werk der Geistlichen aus der Schule Karls des Großen." Nur darf man daraus kein Werk patriotischer Hingebung machen wollen. Z. B. Leos überschwängliche Auffassung der Mainzer Synode von 888 als inneren geistigen und geistlichen Anfangs einer deutschen Nation (Dümmler, Ostfränk. Reich III, 309), als ob eine einzelne Handlung oder wie hier Absicht etwas Anderes sein könne, als eine Hemmung oder eine Förderung der natürlichen Bedingungen der Volksentwicklung.

Über die Thatsachen, das Eintreten der Geistlichen für Ludwigs Erbrecht, besteht ja Übereinstimmung. Waitz, Verf.-G. VI, 135. Ranke, Weltgeschichte VI 2.70. Maurenbrecher Königswahl S. 29. Dümmler, Ostfränk. Reich III 495 A. 2. (Huldigung zu Forchheim, keine wirkliche Wahl trotz Reginos Ausdruck creant.)

Nachricht durch alle Stämme,[1] ihrer weitgediehenen Selbständigkeit gegenüber konnte er die überkommenen Ansprüche des Königtums nicht behaupten. Auch das Eintreten der Geistlichkeit zu Hohenaltheim konnte den Mangel thatsächlicher Macht nicht ersetzen.[2] Allerdings ist durch die neue Stellung des Königtums auch jede Teilung unmöglich geworden. Denn schon handelte es sich bei dem Überwiegen des Stammesgefühls nicht mehr um die Personen. Die Abwesenheit der sächsischen Bischöfe auf der Synode von Hohenaltheim, die Unmöglichkeit, Bayern zu unterwerfen, machte Konrads Sache zu einer verlorenen.

War das sächsische Herzogtum auf dem Wege, sich völlig selbständig zu machen? Lothringen hatte sich trotz seiner Zusammensetzung aus germanischen und romanischen Landesteilen, wobei die ersteren noch überwogen, bereits von dem östlichen Reiche gesondert und neigte sich zum Anschluß an's Westfrankenreich. Konnten nicht die vier oder fünf Stammesherzogtümer ohne Königsmacht fortbestehen? Der Gedanke der Legitimität, des Erbrechtes der Karolinger war rechts des Rheines allmählich abgestorben; die Ansprüche der westfränkischen Herrscher, die daraus geschöpft werden konnten und geschöpft worden sind, haben rechts des Rheines keine Beachtung gefunden. Das westfränkische Königtum der letzten Karolinger war zu machtlos und hatte genug im eigenen Hause zu thun, um sich gegenüber den großen Vasallen zu halten.

Unverkennbar wirkt der nationale Gegensatz dabei mit. Aber die Machtfrage des Königtums gegenüber dem Herzogtum bleibt davon unberührt. Es sind Beziehungen, die sich in der späteren Geschichte Deutschlands immer wieder ausbilden, aber zu sehr verschiedenen Folgen geführt haben.

Das Herzogtum hatte sich im ostfränkischen Reich gerade dadurch neu erhoben, daß das Königtum die Aufgabe, Schutz nach außen, Ordnung nach innen zu gewähren, nicht mehr erfüllte. So verlor es den Einfluß auf die Gemüter, die sich den kühn aufstrebenden Geschlechtern zuwandten. Mit einer inneren Notwendigkeit tritt die Idee des Herzogtums hervor. Die Volksstimmung ergreift entschieden

---

[1] Ranke, W.-G. VI, 1, 84, betont die Verwandtschaft, Dümmler, Ostfränk. Reich III, 575, noch mehr die Stellung an der Spitze des fränkischen Stammes, Giesebrecht, I, 5. Aufl. 808, die Wahl von allen Stämmen und die anfängliche Anerkennung bei Schwaben und Bayern.

[2] Waitz, Jahrbücher Heinrichs I, S. 31. Verf.-G. V, 64 betont das eigene Interesse der Geistlichkeit bei dem Anschluß.

Partei gegen das, wie es scheint, nutzlose Königtum. Was an volkstümlicher Überlieferung in Sagen und Gedichten sich erhalten hat, spricht für diese partikularistische Wendung der öffentlichen Meinung. Sie richtet sich auch gegen die Bischöfe und Geistlichen, die in der Sache des Königtums den eigenen Vorteil vertreten; es ist zum Teil die altgermanische Mißachtung der Waffenlosen, sehr erklärlich in einer Zeit, die Kriegshelden brauchte. So ward der tapfere Bayernherzog Arnulf besungen; so feierte das Volkslied den Sieg Heinrichs von Sachsen über die Franken und fragte, wo die Hölle sei, groß genug, um die Scharen der Erschlagenen aufzunehmen. Vor allem erregte Hatto von Mainz das Volksgemüt gegen sich. Im Untergang Adalberts des Babenbergers sah es nur den Sieg schnöder List; mit Befriedigung erzählte man, wie sein arger Plan, auch Herzog Heinrich zu verderben, scheiterte. Auch die Sage vom Tode Hattos im Mäuseturm beweist, wie die Abneigung des Volkes gegen ihn sich fortsetzte und Anlaß gab zu neuen Sagenbildungen im gleichen Sinne.[1])

Das Verhältnis der Franken und Sachsen war seit längerer Zeit schon gespannt. Die Art, wie Ludwig dem Aufstand der Stellinga gegenüber seine Herrschaft durchgesetzt hatte, muß sich wohl auf lange Zeit dem Gedächtnis eingeprägt haben. Hundertvierzig der Rädelsführer ließ er enthaupten, vierzehn aufhängen, eine ungeheure Menge verstümmeln[2].)

Auf dem Reichstag zu Tribur 875, noch unter Ludwig dem Deutschen, gerieten Sachsen und Franken so hart aneinander, daß Ludwig, des Königs Sohn, sie nur durch sein Dazwischentreten vom offenen Kampf abhielt.[3]) Das wenigstens hat die Herrschaft der ostfränkischen Karolinger nicht gehindert, daß der Zusammenhang der Sachsen mit ihren alten Stammverwandten jenseits des Meeres in mancher Hinsicht lebhafter gewahrt blieb, als mit den Reichsgenossen. Der Heliand wirkte leichter auf die angelsächsische geistliche Dichtung als

[1]) Vgl. Zusammenstellung aller Spuren von Volksliedern bei Grimm, Deutsche Sagen II, Vorrede X, Gödeke, Grundriß I, 25. Übersehen ist der Ritter Heriward, der die Normannen in den Sumpf führt. Adam v. Bremen II, 30, Schol. 24 perenni laude celebratur. Das meiste ist ja verloren. Widukinds Ausdruck I, 23 ubi ille infernus esset ist mit Hölle freilich nur irreführend zu übersetzen. Allerdings kommen (Müllenhoff, Altertumskunde V, 115) in Deutschland auch die Helden zu „Hel“, ihr Reich ist aber nicht lichtlos und schauerlich, wie bei den Skandinaviern.

[2]) Prudent. Ann. Bertin 842.

[3]) Ann. Fuld. M. S. I. 388.

auf Otfried, der keine Kenntnis von ihm verrät.[1]) Die Wende des Jahrhunderts, als die Sachsen sich auf ihre Sonderstellung zurückzogen, sieht auch die Blüte der Angelsachsen unter König Alfred. Der Anspruch des fränkischen Stammes auf einen Vorrang auch im ostfränkischen Reich war verblichen. In nichts mehr glaubten die Sachsen zurückzustehen, seit Sachsen in dem hl. Veit einen mächtigen Schutzherrn erhalten hatte, der noch unter Ludwig den Frommen nach Neu-Corvey gebracht worden war. Ihn preist Widukind, der Geschichtschreiber seines Stammes; durch seinen Schutz sei Sachsen aus einem unterjochten Land ein freies, aus einem zinspflichtigen Herrscher über viele Völker geworden.[2])

Dieß ist erst zu einer Zeit niedergeschrieben, als der Vorrang schon von den Franken auf die Sachsen übergegangen war. Dazwischen liegt die Begründung eines eigentlich deutschen Königtums durch Heinrich I. Die spärliche Überlieferung berichtet über die Umstände weniger, als man wissen möchte. Es ist eine fast dramatische Wendung. Auf dem Sterbelager gibt Konrad seinem Bruder Eberhard, der dem Königsreif am nächsten steht, den Rat, die Krone ihrem bisherigen unbezwungenen Gegner, Heinrich von Sachsen, anzutragen. Ist es die Idee des deutschen Königtums, das Ideal einer politischen Einheit der Stämme, das ihm aufgieng, dessen Verwirklichung er ersehnte? Und noch wichtiger ist dann Eberhards Verzicht auf eigenen Anspruch. Oder zeigte ihm das Beispiel des Bruders, wie wenig eine machtlose Krone wert sei? Traute er sich nicht die Fähigkeit zu, die streitenden Ansprüche des Königtums und der Herzoge auszugleichen? Wollte er dann lieber Herzog sein als König heißen?

Es ist doch eine Art Abtretung des Königtums an den Sachsenherzog, wenn es auch fortfuhr, das fränkische Reich zu heißen, und der gewählte König selbst nach lange dauernder Vorstellung zum Franken wurde.

Was Heinrich als sein Recht verteidigt hatte, konnte er als König auch den andern Herzogen nicht nehmen wollen. Seiner Erhebung in Fritzlar giengen doch sicher Verhandlungen mit Eberhard voraus, in denen dieser seine Forderungen stellte. Denn daß Konrads Sinnes-

---

[1]) Nach Sievers der Heljand und die angelsächsische Genesis 1875 (vgl. Müllenhoff Haupts-Zeitschr. XVI. 141, Schröder, Anzeiger XII. 181). Die ags. Genesis ist teilweise aus einem altsächsischen Original übersetzt, die praefatio zum Heljand enthält die Nachricht, daß auch das alte Testament übersetzt worden sei. Das Wessobrunner Gebet als Anfang davon vermutet von Scherer Zeitschrift f. österr. Gymn. 1868, S. 851.

[2]) Widuk. I. 34.

änderung wie Eberhards' Verzicht, weder Alles noch auch unberührt von epischer und sagenhafter Ausschmückung und Zuspitzung sein kann, das läßt die Art der Überlieferung mit Wahrscheinlichkeit annehmen.

Daß die Baiern und Alamannen bei der Erhebung Heinrichs nicht anwesend waren, daß aber die Geistlichen auch bei ihnen wieder für die Fortsetzung der Königswürde Sympathien haben mußten, muß man ebenso fast mehr erraten.[1])

Die Salbung und Krönung durch den Erzbischof von Mainz lehnte Heinrich ab; in Widukinds Erzählung erscheint das nur aber persönliche Bescheidenheit;[2]) aber es bezeichnet eben den Unterschied seines Königtums von dem bisherigen.

Es ist müßig, zu streiten, ob unter Heinrich das Reich mehr als ein Staatenbund, eine lockere Vereinigung der Stämme gewesen sei.[3]) Zunächst mußte er sich die Anerkennung seiner Königswürde durch kriegerischen Angriff und Zugeständnisse erst erwerben. Lothringen konnte erst nach wiederholten Bemühung dazu gebracht werden, sich wieder dem ostfränkischen Reich anzuschließen. Burkhard von Schwaben nannte sich auch später noch, zur Betonung seiner Selbständigkeit, von Gottes Gnaden Herzog der Alamannen. Von Arnulf berichtet der etwas jüngere Liutprand, daß er selbst gewünscht habe, König zu werden und seine Untertanen ihn dazu aufgefordert hätten. Man hat dieß auf die ostfränkische oder deutsche Königswürde beziehen wollen;[4]) aber das liegt doch weder im Ausdruck, noch scheint es recht zu den Zeitumständen zu passen. Bei dem ausgeprägten Partikularismus des bairischen Stammes, wie er sich dann dem König Heinrich gegenüber ausspricht,[5]) er habe als Feind ein Land betreten, in dem keiner seiner Vorfahren einen Fuß breit Erde besessen, scheint doch die Vermutung nahe zu liegen, daß Arnulf und seine Baiern an den Königstitel in der Weise dachten, wie er schon unter den Karolingern mit Beschränkung der Macht auf Baiern von Karlmann geführt worden war. Heinrich gestand ihm für die Anerkennung als König die Besetzung der Bistümer zu, er ver-

---

[1]) Giesebrecht I, 810 A. für Abwesenheit der Baiern und Alemannen. Spuren geistlicher Parteiergreifung für Heinrich Gfrörer III 1198; nur kann man darin kein unbefangenes Interesse für die Reichseinheit sehen.

[2]) Widukind I. 26.

[3]) Waitz, Jahrbücher Heinrichs I. Excurs III. gegen Phillips (Karoling. Verfassung 131) Ausdruck „Conföderation von fünf Völkern".

[4]) Waitz, Jahrb. 45. Liutprand II. 21.

[5]) Fragmentum de Arnulfo duce M. G. S. 17, 510.

zichtete also auf die stärkste Stütze der Königsmacht zu gunsten der territorialen Abschließung des bairischen Stammes.

Auch in der äußeren Politik zeigt sich eine weitgehende Selbstständigkeit. Heinrich beschränkt sich auf die Verteidigung seines eigenen Herzogtums Sachsen mit Thüringen gegen die Magyaren und die Slaven. Arnulf von Baiern und Burkhard von Schwaben machen selbständige Züge nach Italien. Burkhard tritt bei der Vermählung seiner Tochter mit Rudolf von Burgund einen Teil Alemanniens ab oder erkennt wenigstens dessen Zugehörigkeit zu Burgund an.

Allerdings bedurfte er dazu der Einwilligung Heinrichs oder er holte sie doch ein und Heinrich kam bei dieser Gelegenheit in den Besitz der heiligen Lanze, vorher im Besitz Rudolfs, die fortan eine hohe Bedeutung als Abzeichen der Königswürde erhielt. Der Bericht Liutprands, der unter Otto dem Großen schrieb, gewährt einen Einblick in die Auffassung der Zeit, in eine uns entfremdete Gefühls- und Gedankenwelt. Ihm ist die heilige Lanze schon die Hauptsache; um sie zu erlangen, spart Heinrich weder Angebote noch Drohungen, schließlich erhält er sie, nicht nur gegen Geschenke an Gold und Silber, sondern auch eines ansehnlichen Teiles des schwäbischen Landes.[1] Es ist die Zeit, da Otto vor ihr, vor den siegreichen Nägeln, die einst Christi Hände durchbohrten, und in die Lanze eingefügt sind, mit Thränen betet, Schutz und Hilfe gegen seine Widersacher sucht und findet. Es ist also die Reliquie geradezu die Bürgschaft des Königtums, dem Widukind steht sie schon in erster Stelle unter den Insignien der Königswürde, die Konrad an Heinrich übersendet;[2] über ihr Herkommen macht er sich keine Gedanken. Man könnte wohl zweifeln, wie viel man von dieser rasch aufschießenden Geltung der heiligen Lanze auf Heinrich selbst zurückführen darf. Aber jedenfalls war auch ihm schon die Reliquie wertvoll, ein Pfand göttlichen Schutzes für sein Königtum, wenn er auch auf die religiöse Weihe der Salbung verzichtet hatte. Ein Gefühl aber dafür, daß die Abtretung eines alemannischen Striches der Idee des Reiches, der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme widerspreche, wird man nicht erwarten. Nicht auf der Einheit und Unteilbarkeit des Landes beruhte sein Königtum, ebensowenig wie das der Karolinger oder Merowinger; es war aber auch kein Hausgut. Die Bedeutung des Königs als

---

[1]) Liutprand Antap. II. 24. 25.

[2]) Widukind I, 25 (u. 2?). Nach Waitz Verf.-Gesch. VI. 227 die Lanze hier zu früh genannt.

obersten Gewährleisters von Recht und Ordnung, die Willkür ausschließt, tritt in Heinrich wieder hervor, sie verträgt sich als germanische Auffassung sowohl mit der Wahl als mit der Erblichkeit. Die Erwerbung religiöser Machtmittel, wie hier der Lanze, konnte deshalb als Gewinn gelten. Den Herzogen oder Stämmen gegenüber, wie überhaupt Allem zu Recht bestehenden, bleibt so das Königtum, bei aller gelegentlichen Ausübung von Rechten und Pflichten eine fast ideelle Oberhoheit.[1])

So ging aus der Zersetzung des karolingischen internationalen Gesamtreiches die politische Einheit der deutschen Stämme hervor unter einem Königtum, das nicht mehr das karolingische ist, sondern eine Neuschöpfung.[2]) Eine Zusammenkunft Heinrichs mit dem westfränkischen Könige besiegelt die endgültige Trennung der beiden Hälften. Aber nicht das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit hat sie hervorgerufen. Nur langsam hat sich dieses aus den neuen Gruppierungen ergeben. Weder für das politische Gebäude, noch für das Gemeinsame der vereinigten Stämme hatte sich ein zusammenfassender Name bisher emporgearbeitet.

Wenn auch in den Teilungszwisten ein Gegensatz gelegentlich hervortrat zwischen dem Volk der Franken, das dem Reich den Namen gab und sich selbst als das herrschende betrachtete, und den übrigen germanischen Stämmen, so hatte doch eben dieser Gegensatz keinen Einfluß auf die Teilung gehabt.

Der fränkische Name ist ja auf alle drei Reiche übergegangen. Mit dem meisten Unrecht auf das Mittelreich Lothars, da in ihm die Hauptmasse des fränkischen Stammes sich zusammenfand, mit dem wenigsten auf das westfränkische, das aber doch schließlich den Namen des fränkischen Reiches, wenn schon in jüngerer Form des Volksnamens, behauptet hat. Es ist derselbe Widerspruch zwischen der Abstammung und der Sprache, wie in der späteren Zeit der Westgoten und der Langobarden.

Zwar hat auch die germanische Sprache sich noch längere Zeit gefristet. Noch in den letzten Jahren Karls des Großen scheint selbst für die inneren Striche ihre Geltung erwiesen durch die Forderung

---

[1]) Waitz, Verf.-Gesch. V. 90. betont die Königsrechte, vermutet, daß Sachsen Lehen außerhalb Sachsens erhielten nach Widukind II. 10. und vita Math. M. G. S. S. X. 576. Doch ist daraus wenig zu beweisen.

[2]) „Heinrich I. gründete mit seinem guten Schwerte ein neues Reich, das ihm durchaus nicht als juristische Fortsetzung des früheren galt.“ Phillips Königswahl (Kl. Schriften 3, 217).

der Synode von Tours 813, daß die Homilien in die rustica romana oder theodisca übertragen werden sollten.[1]) Unter Karl dem Kahlen finden sich mehrfach fränkische Ausdrücke nicht nur in den Kapitularien, in der Gesetzessprache angeführt, sondern auch in den gewissermaßen offiziellen, sog. westfränkischen Annalen.[2]) In den östlichen Strichen ist noch bis ins 10. Jahrhundert hinein die Fortdauer der germanischen Sprache bezeugt.[3])

Wenn aber Karl dem Kahlen zu Attigny 854 seine Vasallen Treue zu halten schwören, „wie der fränkische Mann seinem Könige soll“, und unter den Unterschriften Namen sind wie Angelinus, Ozias, Amblinus, Isaak, so ist deren Anspruch auf fränkische Abkunft doch zweifelhaft.[4]) Sonst finden sich die germanischen Personennamen gerade bei den Vornehmen massenhaft und sind wohl als Kennzeichen des Blutes zu betrachten.

Es liegt darin der Anfang der Verschmelzung der verschiedensten Bevölkerungsteile, wobei der stolze Name der Franken sich auf allerlei Stämme ausdehnte; aber auch nur der Anfang. Von nationaler Einigung ist hier zunächst wenig zu verspüren. Das alte keltische Element der Bretonen, durch Sprache und Sitte schroff geschieden, wollte noch lange vom westfränkischen Reich kaum etwas wissen. Die Provenzalen, die Aquitanier, die Burgunder sind Stämme von gleich ausgeprägter Eigenart wie die germanischen, obgleich durch mannigfache Mischungen entstanden; die Burgunder bilden bald wieder ein eigenes Staatswesen; dazu kam durch die Festsetzung der Normannen eine weitere Sonderbildung, die zwar sehr bald aufhörte, eine sprachlich selbständige Nationalität zu sein,[5]) deren Folgen noch Jahr-

---

[1]) Synode von Tours 813, can. 17. Labbé concilia VII. 1263.

[2]) Heriszuph. (Leges I, 424 u. 482) scaftlegi ebenda 497 haistald Hincmari Ann. Bertin 869. Bei Waitz, Verf.-Gesch. IV, 342, A. 2 (nach der Glosse Graff Diutisca IV, 762 hagastalt, mercenarius) „vielleicht freie Taglöhner, die einen kleinen Grundbesitz für sich haben“. Liegt aber nicht die alte Bedeutung von Hagestolz näher, also hier ein alleinstehender, für Sold dienender Kämpfer? Ann. Bert. 876 navibus quas nostrates barcas vocant spricht für Barke als germanisches Wort.

[3]) Vgl. Sicker, Kaiserreich 28—31. Aber aus dem Zufall, daß die beste Handschrift der fränkischen Übersetzung des Isidor aus Orleans stammt, mit Wackernagel, Deutsche Literaturgeschichte § 21, A. 11 a., den Schluß auf Pflege des Fränkischen zu ziehen, wird man doch Bedenken haben dürfen.

[4]) M. G. Leges I, 428. Überwiegend sind die fränkischen Namen, z. B. bei Hinkmar, Ann. Bertin.

[5]) K. Maurer in Zachers Zeitschrift II, 449 führt die Nachricht an, daß schon Wilhelm Longaspada (Langschwert), † 942, seinen Sohn nach Bayeux

hunderte später der nationalen Geschlossenheit Frankreichs entgegenwirken. Aber trotz aller Hindernisse, die der Entwicklung zur nationalen Einheit entgegenstehen, hatte doch das westfränkische Reich vor Deutschland etwas voraus: den nationalen Schwerpunkt einer Hauptstadt. Schon zu Ende des 9. Jahrhunderts tritt diese Bedeutung von Paris hervor,[1]) und von hier, von der Insel Francien aus, im Gegensatz zu den letzten Karolingern erhebt sich ein nationales Königtum.

Mit größerem Recht wurde der Frankenname für das östliche Reich fortgeführt, besonders seit der Aufteilung von Lothars Reich, als die Hauptmasse des fränkischen Stammes und damit Aachen, das fortdauernd als die eigentliche Hauptstadt des gesamten fränkischen Reiches galt, Ludwig zugefallen war. Das Bedürfnis der Unterscheidungen rief Bezeichnungen hervor, wie das alte Francien, das östliche und westliche, die oberen und die unteren Franken.[2]) Einen nationalen Gegensatz können sie aber nicht ausdrücken. Dafür bestand zunächst kein Anlaß. Allerdings ist der Sprachgebrauch der lateinisch schreibenden Chronisten nicht allein entscheidend; aber am allerwenigsten sollte Ludwigs üblicher Beiname der Deutsche im nationalen Sinne genommen werden. Er ist erst seit dem 18. Jahrhundert aufgekommen, und durch seine Politik kaum gerechtfertigt. Den Zeitgenossen war er nicht geläufig. Von ihnen wurde er als östlicher König,[3]) als König der Baiern,[4]) sein Gebiet teils nach geographischen Grenzen,[5]) teils mit Aufzählung der einzelnen Stämme bezeichnet.[6]) Die gelegentliche Anwendung des Wortes Germania auf seinen Anteil kann aber nach dem Sprachgebrauch der Zeit nicht die Gesamtheit der deutschredenden Stämme bezeichnen, es ist kein ethnographischer, sondern ein rein geographischer Begriff, zu vergleichen etwa dem Worte sarmatisch für osteuropäisch, und wird entweder im strengen Sinn des römischen Sprachgebrauchs mit Rhein und Donau als Grenzen, oder in mehr unbestimmter Bedeutung gebraucht. Eine gelehrte Reminiscenz aus der Lektüre der lateinischen

---

gesandt zur Erlernung der nordischen Sprache, die also um Rouen bereits verklungen war. Leider ist unerörtert, ob es sich noch um die früher dort wohnenden Sachsen handelt oder um Normannen, die an ihre Stelle getreten wären.

[1]) Ebert, Geschichte der Literatur III, 129, über Abbos Bellum Parisiacum.

[2]) Antiqua Francia Mon. San. Gall. II. c. 11; inferiores Franci heißen die westlichen Ann. Vedast. 887. M. S. S. I. 525 Francia superior im gleichen Sinne Contin. Regin. (ebenda 615).

[3]) Häufig in den Ann. Xantenses.

[4]) Waitz Verf.-G. V, 9. 10. A.

[5]) Viele Stellen bei Wenck, Ostfränk. Reich 208–9.

[6]) Wenck 373 flg. Dümmler I. 216. Waitz V. 126. III. 298.

Schriftsteller, hat es in der früheren Zeit meist die erstere Bedeutung und schließt gegen Osten auch die slavischen Völker ein, es findet sich dann in diesem Sinne auch in viel spätere Schriftsteller übernommenen. Wie in der Zeit Ludwigs des Frommen die Germanen den Franken gegenübergestellt werden, um in schonender Weise dasselbe zu bezeichnen, was man sonst mit dem Wort die unterworfenen Völker ausdrücken konnte, so durfte für Ludwigs Anteil unmittelbar nach der Teilung von Verdun der Ausdruck ganz entsprechend scheinen nach dem Hauptteil seines Gebietes, wie in einem Schreiben des Papstes Nikolaus in korrekter Anwendung des Wortes.[1])

Eine niederdeutsche Glosse übersetzt Germania mit thiudisca liudi, es ist das ebenso ein Notbehelf, wie eine Erklärung als Franchôno land im weiteren Sinne. An römischen Sprachgebrauch späterer Jahrhunderte streift die engere Bedeutung für die Franken allein, im Gegensatz zu anderen Stämmen, besonders den Sachsen.[2])

Dieser schwankende Gebrauch des Wortes, verschieden nicht nur in der Zeit sondern fast auch bei jedem Schriftsteller, beweist jedenfalls soviel, daß es eben keine feste Bedeutung gewinnen konnte, kein Wort der Volkssprache deckte. So hatte sich auch noch kein fester Begriff für die politische Einheit der zuerst durch Ludwig d. Deutschen zusammengebrachten Gebiete gebildet, noch standen die Teilungen im Gesichtskreis, als der Mönch von St. Gallen den Umfang seiner Herrschaft umschrieb: der König oder Kaiser ganz Germaniens, der Rhätien und des alten Frankens, Sachsens, Thüringens, Norikums, der Pannonien und aller nördlichen Völker.[3])

Wie wenig ist hier der Gedanke an eine gemeinsame Nationalität des ostfränkischen Reiches erfaßt. Noch Liutprand umschreibt in gleicher Weise das Reich Arnulfs, er herrschte, sagte er, über die Baiern, die Schwaben, die deutschen Franken, die Lothringer und die kühnen Sachsen, und ähnlich benennt er [4]) das Reich Heinrichs I.

So gab es also keinen Ausdruck für die aus dem Gesamtreich hervorgegangenen nationalen Gruppen und der aus dem Altertum

---

[1]) Ann. Fuld. 863, Wenck S. 208.

[2]) Waitz V. 127 führt hiefür drei ausländische Schriftsteller an und die Stelle d. Fuld. Jahrb. 5 Forts. 882 in der Beschränkung auf die Rheingegenden ist wohl Reminiscenz. Dasselbe bedeutet die Angabe des Lebens Eigils, der Nachfolger Styrmis sei Baugulf gewesen, ein Germane und Mönch desselben Klosters. Eigil selbst ist als Noriker und Verwandter Styrmis bezeichnet. c. 3. (M. G. SS. XV. 223.)

[3]) Mon. S. Gall. II. 11.

[4]) Antap I, 12, II, 21.

überlieferten Germanenname konnte nicht in diese Stelle eintreten. Nur für den Unterschied der Sprache hatte sich eine Bezeichnung gebildet und Geltung verschafft, das Wort Deutsch, theodiscus, tiutiscus, und andere Schreibungen, aus der Volkssprache selbst in den schriftlichen lateinischen Ausdruck übernommen zur Zeit Karls des Großen. Ob es nun anfänglich bedeutet, was dem Volke verständlich oder dem Volke zugehörig, volkstümlich[1]) ist, bald vereinigte es beide Bedeutungen und gewann, da die Sprache zunächst das Kennzeichen der Nationalität war, gegenüber dem Lateinischen und Romanischen, die sich selbst erst wie Schriftsprache und Mundart der Ungebildeten unterschieden, dann allerdings eine Art nationaler Nebenbedeutung. Daß aber die verschiedenen germanischen Mundarten unter sich näher verwandt waren, als alle zusammen dem Romanischen, konnte sich der Beobachtung nicht entziehen; so diente es einerseits als synonymer Ausdruck für die Namen der Stammessprachen, also im fränkischen Gebiet für das fränkische, wie in den Akten der Synode von Tours und später bei Otfried, wo es denn auch mit franzisce wechselt,[2]) im Alemannischen für alamannisch,[3]) im Langobardischen für das Langobardische, in England für das Angelsächsische,[4]) andrerseits konnte es aber für jede andere germanische Sprache gebraucht werden, um die Ähnlichkeit mit der eigenen zu bezeichnen, ein Ausdruck von sprachlichem Pangermanismus. So sagt Walahfried von den Gothen, daß sie „unsere, d. h. die deutsche Sprache" hatten und in noch schärfer absichtlich umfassendem Sinn Hrabanus, daß von den Markomannen oder Normannen die den Ursprnng ableiten, die die deutsche Sprache sprechen.[5])

---

[1]) Müllenhoff, Altertumskunde II. 113 A.: angelehut an githiuti, nicht vulgaris, popularis, sondern dem Volke verständlich wäre. Luik, Anzeiger für deutsches Altertum XV. 135. Deutsch im IX. Jahrh. schou = zu unserm Volk gehörig, aber in welchem Umfang gilt das Volk? Schon bei Ulfilas II. Gal. 14. thiudisk aber gleich ἐθνικός.

[2]) In der praefatio einmal theodisce, einmal franzisce, im Gedicht frangisca genannt — wohl weil vornehmer.

[3]) Mon. S. Gall. I, c. 10 nos qui theutonica sive teutisca (tintisca eine Handschrift) lingua loquimur.

[4]) Lingua todesca quod olim Langobardi loqnebantur Chron. Salern. M. S. SS. III. 489. Es könnte allerdings Übertragung aus der Zeit des Schriftstellers sein. Von einer angelsächsischen Synode 786 Jaffé Bibl. VI. 160 capitula perlecta sunt haec latine quam teutonice.

[5]) Walahfried de exordiis c. 7 (Haupt, Zeilschrift 25, S. 99 Dümmler). Getas . . . nostrum id est theotiscum sermonem habuerunt. Hraban de inventione Goldast. Script. II. 90 Marcomanni quos nos Nortmannos vocamus . . . . a quibus originem, qui theudiscam loquuntur linguam, trahunt.

Daß aber thiudisc schon im 9. Jahrhundert im späteren Sinne des Wortes Deutsch für die mittlere Stufe zwischen den Stämmen und dem allgemeinen Begriff des Germanischen gebraucht worden sei, um die sprachliche Einheit der im Reich Ludwigs des Deutschen vereinigten Stämme auszudrücken, ist nicht anzunehmen; aus der ursprünglich rein adjektivischen Bedeutung konnte diese erst durch das allmähliche Verschieben nach der Seite hervorgehen, für die man ein Wort am meisten brauchte. Zuerst ist selbst der Gebrauch als Adjektiv selten; Einhard gebraucht lieber andere Ausdrücke, die dem lateinischen Wortschatz entnommen waren. Später gebraucht nur Walahfried das Wort gelegentlich substantivisch, um einen gleich kurzen Namen wie den der Griechen und Lateiner zu setzen, also aus stilistischer Not. In den geschichtlichen Berichten aus dem ostfränkischen Reiche selbst erscheint ein solch zusammenfassender Ausdruck nicht; sonst wurde allenfalls in einer Glosse wohl der Ausdruck thiudisca liuti gebraucht[1]) oder der Frankenname wurde mit Einschluß anderer, in stellvertretender Weise gesetzt.[2]) Eine merkwürdige Anwendung aber findet das Substantiv Teutisci in einem Placitum von Trient aus dem Jahre 845,[3]) wo sie von den Langobarden unterschieden werden. Bezeichnet es den Unterschied der Sprache gegenüber den romanisierten Langobarden? Geht es auf deutschsprechende Franken und andere durch die fränkische Herrschaft nach Italien gekommene Angehörige germanisch gebliebener Stämme? Oder dürfte man darin einen zusammenfassenden Ausdruck für die Überreste der verschiedenen germanischen Ansiedlungen sehen, die besonders in Oberitalien zahlreichen Splitter aus den Zeiten der Völkerwanderung,[4]) die sich mit diesem allgemeinen nur die Sprache bezeichnenden, entweder selbst gebildeten oder ihnen zugetragenen Namen selbst bezeichnet hätten? Sie wären dann ihrer nationalen Zusammengehörigkeit mit den Stämmen jenseits der Alpen sich bewußt geblieben und hätten sich jetzt mit ihnen in dem gleichen, langsam aufkommenden neuen Gesamtnamen zusammengefunden. Diese Annahme scheint etwas gewagt; aber jedenfalls empfand man zuerst in Italien das Bedürfnis, die neuen Völkergruppen, die sich aus der Teilung bildeten, auseinanderzuhalten; schon 909 werden in einer Urkunde Langobarden,

[1]) Wenck 210 A. 3, Graff, Diutisca I, 194.

[2]) Bei Otfried: Kelle I. S. 4. Über den Mönch von St. Gallen oben S. 109.

[3]) Muratori Antiqu. II, 971. Vgl. Dümmler, Ostfränk. Reich II, 8 A. 18. Giesebrecht, Kaiserzeit I, 866 Anm.

[4]) v. Czörnig, Deutsche Sprachinseln (Vortrag) S. 20.

Franken und Teutonen als Zeugen unterschieden. Die eigentliche Form der Volkssprache diutisc war eben dem lateinisch gewohnten Ohre stets nicht ganz gerecht und blieb bald dem mündlichen Gebrauch überlassen. Die lateinisierte Form teutonicus gebrauchte man auch im ostfränkischen Reich selbst für die Sprache, sowohl die Fulder Jahrbücher, wo sie von dem Eid der drei Söhne Ludwigs des Deutschen reden, als der Mönch von St. Gallen, dieser neben der eigentlichen Form. Eine Erinnerung an das Gedächtnis der Teutonen bei den Römern[1]) lag in der früher ausschließlich gebrauchten adjektivischen Form wohl kaum. Erst in einer späteren Zeit wurde „Teutonen" der gelehrte schriftgemäße Ausdruck für die Bevölkerung des deutschen Reiches.

Unstreitig konnte sie den Ausländern von Anfang an auch in der Sprache als eine nationale gleichartige Masse erscheinen. Für sie überwog den verschiedenen Mundarten gegenüber das Gemeinsame.

Aber erscheinen nun auch die deutschen Stämme so sich selbst? Fühlten sie sich durch eine gemeinsame Sprache verbunden? Das einigende Band war freilich bisher die lateinische Sprache der Gesetze und Kapitularien gewesen; mit dieser umfangreichen schriftlichen Gesetzgebung fiel auch die Pflege des Lateinischen oder sie beschränkte sich ausschließlich auf die Geistlichen. Andrerseits aber hatte Karl auch die Pflege des Fränkischen angeregt und die Anfänge einer Schriftsprache gefördert nicht nur durch die Aufzeichnung der alten Heldenlieder, sondern auch durch die den Geistlichen gebotene Verwendung der Volkssprachen zu religiösen Belehrungen. Aus mehrfachen schriftlichen Aufzeichnungen, wie der Überlieferung der Straßburger Eide durch Nithard, aus der Form der Namen bei Hofe und in Urkunden hat man die Geltung des Rheinfränkischen als Familiensprache des Herrscherhauses als Hofsprache der Karolinger, und ihrer fränkischen Umgebung darthun wollen; durch die Vereinigung der deutschen Stämme hätte sich die Sprache zu größerer Einheitlichkeit ausbilden müssen; das Bedürfnis des Reiches hätte daraufgeführt und die fränkischen Mundarten am Main und Mittelrhein hätten hervorragende Bedeutung als Bindeglied zwischen Norden und Süden gewonnen. Durch die Wirkung des Fränkischen im 8. und 9. Jahrhundert hätte das Hochdeutsche in den mitteldeutschen Landschaften wenigstens in den höheren Kreisen festen Fuß gefaßt; ja am Hofe der sächsischen Kaiser wäre hochdeutsch gesprochen worden;[2]) dies soll nicht nur

[1]) Wie Rettberg, Kirchengeschichte I, 14, annehmen möchte. Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Grammatik I, 13, Hattemer, Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Namens Teutsch (thiudisk dasselbe wie teutonicus in jüngerer Form).

[2]) Müllenhoff, Dkm. IX flg., XXVI.

durch ein Lied auf die Aussöhnung zwischen Otto und seinem Bruder Heinrich, sondern auch durch die nicht sächsische Schreibung des Namens Otto und anderer bewiesen sein.[1]) So sei, wenn es auch nicht gelang, eine feste sprachliche Norm zu begründen, doch das Zurückweichen des Niederdeutschen vor dem Hochdeutschen, z. B. in Kassel, schließlich die Nachwirkung von Karls Bemühungen.

Aber gegen diese Theorie sind gewichtige sachliche und methodische Einwendungen vorgebracht worden.[2])

Daß auf den Sieg des westfränkischen Königs Ludwig über die Normannen ein Lied im rheinfränkischen Dialekt verfaßt wurde, läßt so weit gehende Schlüsse auf die am Hofe gesprochene Sprache ebensowenig zu, als das von irgend einem Geistlichen am sächsischen Hofe verfaßte Lied auf die Aussöhnung der Brüder, das halb lateinisch, halb deutsch ist, auf die dort herrschende geläufige Sprache. Daß sich Leute der verschiedensten Mundarten und Sprachen sowohl am Hofe Karls des Großen als seiner Nachfolger und auch am sächsischen Hofe befunden haben müssen, ergibt sich aus den allgemeinen Verhältnissen, und ebenso sicher ist, daß die Entwicklung der Sprachen in diesen bewegten Zeiten von anderen Mächten und Einflüssen beherrscht wurde, als sie in den spärlichen, unzusammenhängenden literarischen Aufzeichnungen vorliegen, die sich wesentlich auf die Geistlichen beschränken. Die Schreibung der Namen in Urkunden war wohl im wesentlichen dem Herkommen oder der Übung der allein schriftkundigen Geistlichen überlassen; wenn alamannische oder fränkische Geistliche in die Kanzlei der sächsischen Könige übertraten, so konnte sich hier eine Norm einbürgern, die von der Aussprache der meisten Hofleute abwich, ohne daß diese deshalb ihre gewohnte Mundart aufgaben. Die Frage nach der Anerkennung einer vornehmeren Umgangssprache läßt sich aus solchen Anhaltspunkten wohl nicht lösen.

Davon abgesehen, ob die sprachliche Entwicklung nur durch solche Hypothesen erklärlich ist, kommt noch die Frage in Betracht, inwieweit auch ohne Bestand einer höheren oder Gemeinsprache die einzelnen Mundarten sich gegenseitig verständlich gewesen seien. Denn mit dieser Frage hängt auch die nach der Stärke des Partikularismus zusammen. Doch hat sie nichts mit der Thatsache zu thun, daß

---

[1]) Scherer, Zeitschrift für deutsches Altertum Bd. 21, S. 477.

[2]) Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache I, 42. Nörrenberg ebenda IV, 371.



zwischen den einzelnen Klöstern zu dieser Zeit ein starker Verkehr bestand, dergestalt, daß der Fundort einer Niederschrift durchaus nichts vorwegnimmt für die mundartliche Färbung derselben, daß etwa die Kasseler Glossen aus Fulda stammen und im bayerischen Dialekt geschrieben sind, daß auch sonst bei Abschriften solcher die Umsetzungen aus einer Mundart in die andere sehr häufig vorgenommen wurden.[1]) Schon das Nebeneinanderleben von Mönchen aus verschiedenen Gegenden mußte zu solchen Abschleifungen und Störungen ihrer Mundarten führen, und wenn sie Urkunden abfaßten, konnten sie auch ohne jede Absicht ihnen geläufige Namensformen und Schreibungen einmischen,[2]) aus denen man durchaus keinen Schluß auf die Mundart des Ausstellungsortes ziehen kann. Auch wandernde Sänger, die von einem Stamm zum anderen zogen und die Lieder verbreiteten, können nicht beweisen, daß die Sprachen sich so nahe standen, wie man aus den Umschreibungen literarischer Produkte schließen will. Die Voraussetzung ihrer Wirksamkeit, ihres Eindrucks ist eben ein Eingehen auf die Fassungskraft und die sprachlichen Gewohnheiten ihrer Hörer, sobald man nur zugibt, daß die Anlage zur Beherrschung und Nachahmung mundartlicher Verschiedenheiten damals wie heute individuell war und durch das wandernde Leben und die Übung des Ohres am leichtesten ausgebildet werden konnte. Hat ja zu dieser Zeit auch der Bischof Bernald von Straßburg, ein geborener Sachse, die Volkssprache zur Unterweisung des Volkes gebraucht.[3]) Demnach ist die Übertragung der Gudrunsage aus dem friesischen Norden noch kein Beweis, daß nun in Bayern ein Friese hätte auf Verständnis rechnen dürfen, der sich seiner ungemilderten Mundart hätte bedienen wollen. Die lateinische Vorrede zum Heljand erhebt freilich den Anspruch, der gesamten Ludwig dem Frommen untergebenen deutschen Bevölkerung die heilige Schrift zugänglich gemacht zu haben, was mit dem Unterschied gerade der sächsischen Mundart von den oberen süddeutschen im Widerspruch steht. (Die Ächtheit ist jedoch nicht über allen Zweifel erhaben.) Und die Verbreitung hat solchem Anspruch nicht Recht gegeben, wenigstens nicht nach der Zahl der überlieferten Handschriften und selbst Otfried scheint ihn nicht gekannt zu haben und glaubte oder

---

[1]) Beispiele und Verantwortung für die Richtigkeit solcher Beobachtungen bei Piper, Älteste Literatur Deutschlands S. 68, Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftsprache I, 78.

[2]) Arnolds Studien zur deutschen Kulturgeschichte S. 59.

[3]) Dümmler, Ostfränk. Reich I. 306.

stellte sich, als ob er glaube, den Anfang einer geistlichen Poesie in der Volkssprache zu bilden.[1] Wenn man aber dem Anspruch der Vorrede zu liebe den Unterschied zwischen dem fränkischen des Isidor oder Tatian und dem sächsischen des Heljand abschätzen will, so wird der Maßstab wohl stets subjektiv bleiben, in Bezug auf den Wortschatz, dessen Verschiedenheiten jedenfalls als beträchtlich zugestanden werden müssen, beträchtlicher als der Unterschied der lutherischen Bibelübersetzungen von den süddeutschen Volksmundarten seiner Zeit nach Jahrhunderte langem ununterbrochenem Verkehr, wie in Bezug auf die Leichtigkeit, sächsische Laute in fränkische oder alamannische umzusetzen. Was aber ein Vorleser daraus machen konnte, um ihn Zuhörern verständlich zu machen, kam eben auf den Vorleser an.

Daß benachbarte Mundarten gegenseitiger Verständigung geringere Schwierigkeiten bereiteten, ist von vornherein anzunehmen. Nur kann diese Frage gar nicht nach den schriftlichen Überbleibseln allein beurteilt werden, das Abschreiben und Umschreiben der Glossen oder einzelner prosaischer Stücke ist etwas ganz anderes als die Auffassung fremder, ungewohnter Laute und Worte durch das Ohr; die Vergleichung der erhaltenen Stücke und Proben der Mundarten, z. B. eines sächsischen und fränkischen Taufgelöbnisses, bietet übrigens fast in jedem Worte Verschiedenheiten dar, obgleich es sich um den ganz gleichen Inhalt handelt, wobei sich die fast gleichen Worte von selbst ergeben, da sie schon durch das ausgleichende Medium der christlichen, fremden, der Sprache doch einige Gewalt anthuenden Anschauungsweisen hindurch gegangen sind.[2])

Die gleiche Schreibung ist noch gar kein Beweis für die gleiche Aussprache, bei der Möglichkeit einer Menge von Abstufungen und Abtonungen, die sich eben mit den wenigen Schriftzeichen nicht erschöpfend darstellen ließen. Eine Combination der verschiedenen lautphysiologischen Möglichkeiten würde ganz verschiedene Lautbilder ergeben; die Schreibung der althochdeutschen Mundarten liefert den Beweis für die Unbehülflichkeit, der Aussprache gerecht zu werden.

---

[1]) Vgl. W. Scherer, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1868, S. 848, H. Rückert Gesch. d. nhd. Schriftspr. I, 78.

[2]) Dies bezieht sich auf Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler Nr. 51 u. 52. Die sächsische Formel, (in Fulda von fuldischen Mönchen die dort verwendete 772 oder wenig später ins Sächsische umgeschrieben, später die Namen der sächsischen Götter zugefügt.) Die fränkische Formel nach Müllenhoffs Beweise nach der Zeit der Einführung des römischen Taufrituals 789 (cap. ecclesiast. c. 69 cap. generale c. 7), nach Mainz und in die Zeit Riculfs 787–813 gehörig — also durchaus nahestehend!

Und noch wichtiger ist der Teil der Aussprache, der sich schriftlich überhaupt nicht fixieren läßt, der Tonfall, die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Sprechens. Aber auch in ihrem Wortschatz weichen zu dieser Zeit die Mundarten gewiß viel stärker von einander ab als jetzt, nachdem viele Wörter aus allen Dialekten teils erloschen, teils auch in die Gemeinsprache übergegangen sind. Dazu kommt die Verschiedenheit der Bilder, Redensarten, Idiotismen, die, sobald eine Gemeinsprache besteht, im Verkehr mit Fernerstehenden unterdrückt werden, aber im engeren Kreise vorwiegen, auch jetzt noch in abgelegenen Orten die Verständigung erschweren. Geht ja doch in jener Zeit die Verschiedenheit bis an den Gebrauch der Namen der Personen, was wohl leichter aufzufassen als zu belegen ist.[1])

Es ist deshalb anzunehmen, daß dem wachsenden Partikularismus der Stämme in den politischen Beziehungen auf dem Gebiet der Sprache die Analogie nicht gefehlt habe. Wie die erneute Abschließung der Stämme zu Herzogtümern auf dem Vortreten der noch ungebrochenen Stammeseigentümlichkeit wesentlich mit beruhte, so mußte sie auch wieder auf deren Verstärkung hinwirken, denn noch gab es ja keine gemeinsamen geistigen Interessen wie in späteren Zeiten, die hierin ein Gegengewicht gegen die politische Entfremdung fanden.

[1]) Dieß im Einzelnen zu thun, kann hier nicht versucht werden. Manche Übertragungen von Namen in spätere Zeit können durch Heiraten zwischen den Stämmen erklärt werden, z. B. der Name Boto bei den Aribonen von Kärnten, die mütterlicherseits aus Sachsen stammten. Sonst dürfte der Name außerhalb Sachsens ungewöhnlich sein. In dem Verzeichnis der sächsischen Geiseln Capitul. R. Franc. I. 238 unterscheiden sich deutlich die sächsischen Namen von den fränkischen. Hisi (Isi Quedlinb. Jahrb. 1005), Hetti, Megi, sind nie allgemein geworden, so wenig als Maincia, Hosed bei Widekind, Sisu bei Thietmar und viele andere; bei anderen Stämmen mochte Entlehnung und teilweise Ausgleichung früher eintreten.



IV.

Königtum und Kaiserreich als Hort des Einheitsgefühles.



Heinrich I. hat das deutsche Reich gegründet; Otto I. hat ihm auf Jahrhunderte die Form aufgeprägt. Von Anfang an war der Nachfolger nicht gewillt, sich der Beschränkung der Königsmacht zu fügen, wie sie Heinrich sich gerne gefallen ließ, um die Hauptsache festzuhalten. Nach allen Richtungen ist Otto über die Stellung seines Vaters hinausgeschritten.

Der Gegensatz zwischen Heinrich und Otto ist so tief begründet, daß ein Jahrhundert von Nachfolgern auf dem Throne wie bloße Wiederholungen und Abwandlungen erscheint, daß es selbst unter ganz veränderten Verhältnissen sich fortsetzt: auf der einen Seite der realistische Staatsmann, der Schritt für Schritt berechnet und seines Erfolges sicher ist, weil er nur mit Menschen und Dingen zu thun hat, die er übersieht, — auf der andern der Idealist, der in sich oder in die Höhe blickt und ein schimmerndes Ziel erstrebt, kaum der Gefahren achtend oder der Menschen, ob sie seinem Gedankenfluge auch folgen wollen oder können, und leicht bereiten sie ihm Enttäuschungen. Die Herrscherkraft, die das Glück meistert, rechtfertigt auch Otto. Aber als sein Sohn und sein Enkel, seine Übertreibung und Überspannung, — denn schwerer war es zu erhalten, als die Kraft mangelte — die Gefahren heraufbeschworen hatten, war der zweite Heinrich wieder auf die klug berechnende, an sich haltende Politik seines Ahns zurückzugreifen genötigt, um die Geltung des Königsnamens im Widerstreit der Interessen und die Sicherung vor äußeren Feinden zu erreichen. So auch Konrad II., der germanische König epischen Stiles nach Wipos Zeichnung. Den Gegensatz vertritt wieder sein Sohn Heinrich III., denn Konrads Erwerbung Burgunds ist so wenig wie die Lothringens gedankenlose barbarische Vergrößerungssucht. Eine Verbindung germanischer und romanischer Elemente, ein Übergangsland wie Lothringen, war es im Besitz einer fremden Macht eine Drohung. Der Anspruch darauf ist freilich nur dynastisch und durchaus nicht national, denn dieser Gesichtspunkt trat für die Zeit zurück; aber es lag doch schließlich die Frage zu grunde, ob der deutsche König den über-

kommenen Anspruch auf das burgundische Reich gegen andere Bewerber verteidigen wolle und könne.[1])

In dem Bruch mit den karolingischen Traditionen lag auch ein Erstarken der Volkstümlichkeit, ein Zurücktreten der lateinischen Sprache mit ihrem Anspruch auf allgemeine Geltung, und gerade aus dem Wegfall der Gesetzgebung entsprang eine höhere Wertschätzung der Volkssprache. Beifällig erzählt Widukind, wenn schon nicht ohne Widerspruch mit der Sprache der Erzählung, daß Otto zwar der romanischen und slavischen Sprache mächtig sei, doch sie selten des Gebrauches würdige.[2]) Zu den immerhin spärlichen Nachrichten, die ein Streiflicht auf die Verhältnisse sprachlichen Verkehrs werfen, gehört die zuverlässige Nachricht eines westfränkischen Berichtes, daß auf der Synode von Ingelheim 948, der auch der westfränkische König anwohnte und eine Rede hielt, der Vortrag des päpstlichen Legaten in deutscher Sprache wiederholt worden sei.[3]) Die Rücksicht auf die Volkssprache erscheint hier als eine Folge der nationalen Gestaltung des ostfränkischen oder deutschen Reiches. Was im besonderen unter der deutschen Sprache zu verstehen ist, bleibt zweifelhaft; bei einer anderen Gelegenheit bezeichnet Liutprand von Vercelli Ottos Sprache als sächsisch, die des Herzogs Burkhard von Schwaben als deutsch.[4])

Wichtiger aber ist die Beobachtung, wie der nationale Unterschied des ostfränkischen vom westfränkischen Reich auf dem Gebiet der Sprache sich immermehr geltend macht. In dem Waltharius Ekkehards I. von St. Gallen fällt gelegentlich ein leichtes ironisches Wort über die Franzosen; „die keltische Sprache verriet den Angehörigen des Volkes, das von Natur den Vorrang in tändelndem Spiel erhalten hat.“[5]) Widukind erzählt, wie in der Schlacht bei Birten 937 das Heer des Lothringerherzogs durch gallische Zurufe zur Flucht gebracht wird, „einige von den Unseren konnten die gallische Sprache einigermaßen sprechen“.[6]) Die Zusammensetzung Lothringens aus romanisch und deutsch sprechenden Landschaften bleibt dabei außer Betracht, sie begründet zwar die Sonderstellung, die sich in Thatsachen wie in der Auffassung langehin verfolgen läßt, doch überwiegt das provinzielle Zusammengehörigkeitsgefühl wenigstens nach außen hin die nationalen Unterschiede. Es ist ähnlich dem, wie Böhmen später

[1]) Vgl. Sicher, Königtum und Kaisertum S. 54.
[2]) Lib. II, c. 36.
[3]) Flodoardi annales 948. M. G. S. III, 396.
[4]) Liutprandi hist. Ottonis c. 11. Antap. III, 14.
[5]) Vers 765, 766.
[6]) Lib. II, c. 17.

und vielfach noch jetzt der volkstümlichen Auffassung erscheint; die von Stockböhmen redet im Gegensatz zu den deutsch verstehenden Nachbarn. Der Ausdruck Lothringen und Lothringer läßt ja ebenso die nationalen Unterschiede auf sich beruhen; die lateinisch schreibenden Chronisten gebrauchen gerne die Ausdrücke Gallier, Belgier und besonders charakteristisch Muselaner.

Scharf aber tritt der nationale Gegensatz des ost- und westfränkischen Reiches hervor in dem Bericht des westfränkischen Mönches Richer über die Zusammenkunft Heinrichs I. mit Karl, dem König von Frankreich 920. Es spiegelt gewiß mehr die Auffassung des Schriftstellers vom Ende des Jahrhunderts ab als die Zeit, von der er mitteilt. „Die Jünglinge der Germanen und Gallier — d. h. der Deutschen und Franzosen —, durch die Eigenart ihrer Sprachen gegenseitig abgestoßen, begannen, wie es bei ihnen herkömmlich ist, mit vieler Gereiztheit sich durch Schmähreden zu reizen; in Haufen gingen sie mit den Schwertern gegeneinander und es kam zu tötlichen Verwundungen.“[1])

Es ist das schon die Stimmung der Zeit, als die Franzosen die Vormachtstellung des deutschen Reiches, wie sie Heinrich I. und Otto begründet hatten, sich nicht mehr gefallen lassen wollten. Allerdings war Lothars Versuch, Aachen, den alten Sitz des Reiches, und damit Lothringen durch Überfall zu Frankreich zu bringen, völlig unglücklich ausgefallen.

Denn durchaus behaupteten die deutschen Stämme ein kriegerisches Übergewicht schon seit Arnulf. Am höchsten gesteigert war der Stolz der Sachsen, die sich auf ihre Heldenthaten unter Heinrich und Otto viel zu gute thun durften. Unter der Regierung ihres Königs mit Ruhm bedeckt, sagt Widukind,[2]) verschmähten es die Sachsen, andern Völkern zu dienen, was freilich dann nur als Erklärung einer inneren Fehde dient.

Widukind ist selbst von diesem Stolz des sächsischen Stammes erfüllt, der seine heidnische Vorzeit sich nicht verdunkeln lassen wollte, sondern sich ihrer erfreute. Schon früher hatte der Mönch Rudolf von Fulda die Stelle des Tacitus über die Germanen, daß sie die Ehe mit anderen Völkern der Reinheit des Blutes wegen verschmähten, auf die Sachsen übertragen, doch wohl im guten Glauben, das Richtige getroffen zu haben.[3]) Noch ausführlicher als Rudolf geht

[1]) Richeri hist. I, 20.

[2]) II, c. 6.

[3]) Translatio Alexandri c. 1, M. G. SS. II, 675.

Widukind auf die sächsische Stammsage ein. Mit der Unterwerfung unter die Franken weiß sich der Mönch abzufinden, im Christenglauben seien Franken und Sachsen Brüder und gleichsam ein Volk geworden. Der Hauptglanz fällt auf die jüngste Vergangenheit, die siegreichen Kämpfe gegen die Slaven und Ungarn. Das Wort barbari, vor nicht langer Zeit noch auf die Sachsen selbst angewendet, gilt ihm für die Slaven und wohl nicht blos im Sinne von Nichtchristen, sondern auch in geringschätziger Bedeutung. Dies stimmt wenigstens zu der erbarmungslosen Wildheit des Rassenkrieges, wie ihn Heinrich gegen die östlichen Grenznachbarn führte; gegen sie gab es kein Kriegs- oder Völkerrecht, wie bei den Römern die Besiegung der Barbaren zugleich ihre Vernichtung bezeichnet. Nach der Schlacht bei Lenzen, in der 100 000 gefallen sein sollen, wurden die Gefangenen enthauptet, Weiber, Kinder und Knechte als Beute fortgeführt. Bei der Eroberung der Stadt Gana wurden alle Erwachsenen niedergemacht, die Kinder für die Knechtschaft bewahrt. Später einmal nach einem Siege über einen slavischen Fürsten wurden dessen Ratgebern Augen und Zunge ausgerissen, 700 Gefangenen der Kopf abgeschlagen. Markgraf Gero ließ bei einem Gastmahl eine Anzahl geladener Slaven niederhauen, um einem Angriff zuvorzukommen. Freilich kamen auch sonst im Kriege Dinge vor, die jedem Kriegsrecht widersprachen; auch griechische Gefangene aus den Kämpfen in Unteritalien wurden mit abgeschnittenen Nasen fortgeschickt.[1]) Sie brauchten in Konstantinopel deshalb nicht aufzufallen; dort war diese Strafe für die Unterliegenden in den dogmatischen Streitigkeiten sehr beliebt; von dort war diese orientalische Übung wohl erst zu den westeuropäischen Völkern gedrungen.

Aber kennzeichnend für das Verhältnis zwischen Deutschen und Slaven war eben die Verachtung, die die Deutschen hegten. Sturmi trifft einst unterwegs Slaven, die in der Fulda baden; sein Lebensbeschreiber gibt der nationalen Abneigung den schärfsten Ausdruck: Sturmi verabscheut ihren Gestank.[2]) Schon der Mönch von St. Gallen erzählt von einem Recken aus dem Thurgau, Eisheri, daß er die Slaven Fröschlein und Würmer geheißen und sie wie solche an seinen Spieß gesteckt habe.[3]) Im Deutschen wie im Englischen ward wohl in gleicher Weise durch Vermittlung der Sachsen der Name der

[1]) Widukind I, 35, 36, III, 55, 72 usw.

[2]) Eigili vita Sturmi c. 7. M. G. S. II, 369. Vgl. Richard Andree, Völkergeruch (ethnographische Parabeln und Vergleiche N. F. 313—222.), Globus Bd. 61, S. 239, 383.

[3]) Mon. S. Gall. II, 12. Jaffé, Bibl. IV, 686.

Slaven zu dem der Sklaven. Aus späterer Zeit überliefert ist der hochfahrende Einspruch des sächsischen Markgrafen Theodorich, als ein slavischer Häuptling um die Nichte des Herzogs Bernhard warb; die Blutsverwandte eines Herzogs solle keinem Hunde gegeben werden.[1])

Wie dies Beispiele des sächsischen Stolzes sind, so wird das ähnliche Verhältnis der Bayern zu den südöstlichen Slaven wohl nicht freundlicher gewesen sein, wenn sie gleich keinen Widukind gefunden haben. Aber auch gegen die Italiener hatten sie Gelegenheit auf ihre kriegerische Überlegenheit zu pochen. Wenigstens erzählt Liutprand zum Jahre 893 vom Zug Arnulfs nach Oberitalien, daß ein Bayer die Italiener Feiglinge und schlechte Reiter gescholten habe, bis Hukbald, Vater des Bonifatius, seinen Landsleuten durch dessen Besiegung wieder Mut einflößte. Von Burkhard von Schwaben, der auch auf eigene Faust eine Unternehmung nach Oberitalien versuchte, berichtet derselbe Liutprand Äußerungen höchsten Selbstgefühles, wie er die Italiener zwingen wolle, mit einem Sporn sich zu begnügen und schlechte Mähren zu reiten.[2])

Aber es wäre nicht gerechtfertigt, dieses Gefühl kriegerischer Überlegenheit zu verallgemeinern und ein ausgeprägtes Nationalgefühl darin zu sehen. Es ist rein partikularistisch, die Eigenart der deutschen Stämme stellt noch fast nur das Königtum dar.

Und diese Einheit entwickelt ihre Kraft mehr nach außen als innen. Das sächsisch-deutsche Königtum Ottos, obgleich er sich als König der Franken bezeichnet, was doch die Anknüpfung an die karolingische Herrschaft in sich schließen soll, ist in allem Wesentlichen von ihr unterschieden. Germanischen Ursprungs ist ja auch diese und ihren Formen nach keine absolute Gewalt des Herrschers; aber schließlich ist doch der Wille des Königs Gesetz geworden, Reichsversammlung der Großen und Maifeld sind nur Beratung und Zustimmung, die die wunderlichsten Experimente nicht ausschließen. Allerdings zeigt auch Ottos des Großen Regierung durchaus die persönliche Initiative. Aber auf eigentliche Gesetzgebung hat dieses deutsche Königtum verzichtet, das nur die höchste Instanz des Rechts, nicht seine Quelle ist. Ob es zum Vorteil der nationalen Entwicklung war, das steht dahin. Kennzeichnend für den beschränkten Einfluß des Königtums in der starken Hand eines Otto des Großen ist, was Widukind berichtet,[3])

---

[1]) Adam v. Bremen II, 42. Schol. 30 (100 Jahre später, doch wohl nach alter Quelle).

[2]) Liutprand Antap. I, 21, III, 14.

[3]) Widukind II, 10. Das Hauptgewicht ist hier auf die Fechter zu legen, vgl. Thietmar VIII, 36, 37. Simson, Forschungen 25, 369.

daß die rechtliche Streitfrage, ob die Enkel nach ihres Vaters Tod mit dessen Brüdern erben sollten, durch gottesgerichtlichen Zweikampf entschieden wurde und zwar nach Ottos Willen zwischen gewerbsmäßigen Fechtern. Heinrich II. wendet dies Beweisverfahren auch gegenüber Straßenräubern und Dieben an; sie werden erst aufgeknüpft, nachdem sie im Zweikampf mit Fechtern unterlegen sind.[1])

Was vor allem wichtig für den Wert des Königtums als Träger der Staatseinheit ist: die Erbfolge gehört nicht zu seiner Idee. Aus der Wahl ist es hervorgegangen, und so wenig diese die thatsächliche Vererbung ausschloß, ist es doch nicht nur Schuld mißlicher Zufälle, daß das deutsche Reich keine Erbmonarchie geworden ist — freilich unstreitig zum Nachteil für die Befestigung der Einheit.

Otto selbst war ja keineswegs für den unzweifelhaften Nachfolger seines Vaters gehalten worden.[2])

Die Anerkennung der Herzoge, wenn man es nicht wirkliche Wahl nennen will, die ihm wohl auch, wie der Vater, den Preis der Tüchtigkeit gaben, wog aber schwerer als dynastischer Mystizismus, der die Königswürde als Steigerung der Persönlichkeit faßte und deshalb durch Zeugung vererblich glaubte. Denn darauf stützte sich Heinrich, daß er dem Vater erst geboren wurde, als er schon König war.

Otto stand dem Gedanken nicht so fern, daß die Wahl auch zu einem anderen Geschlecht greifen könne, er trug Sorge, daß sein Sohn Otto II. unbestritten nachfolge.[3]) Daß nach dessen frühem Tode für sein dreijähriges Kind der Anspruch auf die Krone durchgesetzt ward, darin, als dem Siege des Erbrechtes, hat man den Sieg der Idee der deutschen Nationalität, eines einigen deutschen Reiches über die Sonderinteressen der Personen Stämme und Stände gefunden,[4]) weil für die politische Anschauung, daß die Nachfolge Otto III. gebühre, mit geistigen Waffen gestritten und gesiegt worden wäre. — Aber wenn wir auch die Rücksicht auf die deutsche Nationalität ganz außer Rechnung setzen, so waren es sicher näherliegende Erwägungen als prinzipielle, die Heinrich dem Zänker in den Weg traten. Er suchte zwar durch Bündnisse selbst mit slavischen Fürsten und dem westfränkischen Könige sich zu verstärken, aber die Witwe Ottos II.

[1]) Thietmar VII, 36–37.

[2]) Ranke VI, 2, 143, „möglich, daß Mathilde von der Paryfatis gehört", das wäre gewiß bedeutungslos. Selbst die Möglichkeit einer Teilung soll noch bestanden haben.

[3]) Urk. v. 13. Sept. 936. M. G. Dipl. I, 90.

[4]) Giesebrecht I, 628.

und Ottos I., der Hof hielt an der Gewalt fest und behauptete sich im Zusammenhang trotz offenen und versteckten Gegenstrebens. Immerhin war es schon eine Bürgschaft der Reichseinheit, daß ein Vorzug des sächsischen Hauses für die Erhebung zum Throne galt, wenn auch innerhalb der stirps regia nicht das bestand, was heutzutage Erbrecht heißt. Wenn man diesen Ausdruck des Tacitus in Rheims noch wenige Jahre zuvor gekannt hatte und ebenso die altgermanische Sitte, aus dem Königshaus den König zu kiesen, [1]) so wird die uralte Anschauung im Stammland, wo Volksüberlieferung und Heldensage doch sicher lebendiger fortwirkten, wohl noch länger von Einfluß gewesen sein.

Übrigens zeigte Heinrichs II. Erhebung zum Throne, daß zur Begründung einer dynastischen Erbfolge noch ein weiter Weg hätte zurückgelegt werden müssen. Die Abstammung von Ottos I. Tochter als consanguinitas [2]) mit der ausgegangenen männlichen Nachkommenschaft, gab Otto von Kärnthen näheres Anrecht. Erst als dieser ablehnte und auf Heinrich als den geeigneteren und jüngeren verwies, gelangte er schrittweise zur Anerkennung. Weder der Besitz der heiligen Lanze, auf den er ganz besonderen Wert legte, noch die Krönung durch Erzbischof Willigis zu Mainz konnte ihm ersparen, daß er trotz der für ihn günstigen Stimmung [3]) die Anerkennung des sächsischen Stammes als politischer Körperschaft nur gegen erneuerte förmliche Wahl und gegen das Versprechen, ihr Gesetz zu belassen, erlangte. Man hat dies Abkommen mit der Magna Charta Englands verglichen; [4]) nur fehlt die Charta und die Gemeinsamkeit und Gemeingültigkeit. Andrerseits ist es auch mehr als die sächsische Auffassung, daß bisher die Sachsen über die anderen Stämme geherrscht hätten, wie z. B. das (jüngere) Leben der Königin Mathilde die Bayern neben Slaven, Dänen und Böhmen als Unterworfene stellt. [5]) So galt Heinrich den Sachsen wohl gar schon wenigstens teilweise als Bayer, ähnlich wie der Billunger als Franke trotz sächsischer Abkunft; einen Bayern nennt Heinrich II. z. B. später Lambert und Otto von Freising. [6])

---

[1]) Flodoardi hist. eccl. Rem. IV, 5, M. G. SS. XIII, 563. Es geht auf Arnulf, ist aber erst zur Zeit Ottos niedergeschrieben.

[2]) Thietmar V, 16. Heinrich II. in der Straßburger Urkunde parentelae et consanguinitatis affinitas, (Giesebrecht II, 594) widerspricht nicht.

[3]) Bernwardi vita c. 38. M. G. S. IV, 775.

[4]) Ranke, W.-G. VIII, 95.

[5]) Vita Mathildis c. 4. M. S. SS. IV, 286.

[6]) Lambert 1002. M. G. S. III, 92. Otto v. Freising Chron. VI, 27.

Es handelte sich hauptsächlich um eine förmlich verfassungsmäßige Beschränkung des Königtums, das die Ansprüche der übrigen Kräfte und Gewalten achten soll. Heinrich II. hat dies auch gethan und sein Königtum mit Vorsicht als Amt und Pflicht verwaltet; es ist selbst zweifelhaft, ob er nur die geringste Sorge um seinen Nachfolger gehabt. Seinen leiblichen Bruder beraubte er der Möglichkeit, den Stamm fortzusetzen oder ließ es zum mindesten zu, daß er Geistlicher wurde. Die Salier, das fränkische Haus allerdings zeigt von dem ersten Könige Konrad II. an das Bemühen, die Nachfolge frühzeitig zu sichern; dreimal folgte der Sohn dem Vater. Da sie selbst von jenem Otto von Kärnthen stammten, so erscheint der genealogische und politische Zusammenhang in Deutschland, wenn nicht so fest als in Frankreich, doch fester als in England. Es liegt also nicht darin, daß das deutsche Königtum nicht die gleiche Kraft anhäufte und die Staatseinheit wie dort unwiderruflich machen konnte.

Die Forderung förmlicher Wahl oder wenigstens Anerkennung bildet ein Moment der Schwäche, aber doch entspringt daraus zugleich ein Vorteil für die staatliche Einheit der deutschen Stämme.

Eine Teilung der höchsten Gewalt war undenkbar, seit dem Übergang von den letzten Karolingern auf Heinrich und Otto I. Teilen hätte Heinrich I. nur Sachsen und seine Hausgüter können, nicht die mehr ideale als thatsächliche Oberherrschaft über die vertragsmäßig geeinten deutschen Stammesgebiete; die Unteilbarkeit des Wahlkönigtums ist die Kehrseite seiner Schwäche an wirklicher Regierungsgewalt. Es schließt die politische Einheit der Stämme in sich, die sich eben durch die Wahl oder Anerkennung ausdrückt. Daß mehrere Bewerber um das Königtum auftreten konnten, war nicht ausgeschlossen; aber jeder mußte Anspruch auf allgemeine Anerkennung machen; die Zeit nach Ottos II. Tod zeigte, daß der von Otto dem Großen ausgeprägte Begriff des Königtums unabhängig vom Wechsel der Herrscher fortdauerte; wenn auch die thatsächliche Macht stets eine Sache der persönlichen Bemühungen war. Denn eine mehr oder weniger weitgehende Selbständigkeit der Teile widersprach noch nicht dem Königtum. In den Worten eines mönchischen Chronisten, daß Herzog Hermann von Schwaben versucht habe, das Reich zu teilen und nach einem Stück zu trachten,[1]) hat man den förmlichen Plan und

[1]) Ann. S. Gall. maj. 1002 M. G. S. I. 87. Von Giesebrecht II 23 wird aus den Worten regnum forte dividere et parti aspirare der Vorschlag, zu teilen, herausgelesen. Noch weiter geht Gfrörer Kirchengesch. IV. 1. 19. Dagegen Waitz Verf.-G. V. 106, für das selbständige Herzogtum. Vgl. Maurenbrecher Königswahlen 80, Ranke V. 93.

Vorschlag einer Reichsteilung gesehen; aber Heinrich, der sein Königtum von der einträchtigen Erwählung der Völker und Fürsten und dem Erbanspruch ableitete, war ihm eben dadurch überlegen, daß er die Idee des Königtums und der Unteilbarkeit festhielt. Die Parteiung war ja auch durchaus nicht geographisch gruppiert.

Dieses deutsche Königtum schwebte vermöge seiner Idee, seiner Berechtigung, seiner Aufgaben gleichsam über den Stämmen; es mußte überall da sein, wo man es brauchte. Otto der Große durfte sich so sicher fühlen, daß er sogar das sächsische Herzogtum aus der Hand gab, wie ja der König als solcher als Franke galt. Das Wanderkönigtum das beständig unterwegs war, um seine Aufgabe durch persönliches Eingreifen allenthalben zu erfüllen, ist der entsprechende Ausdruck der Eigentümlichkeit der deutschen Entwicklung. Die letzten Karolinger hatten wohl eine Art Residenz in Regensburg gehabt. Die Auflösung in die Stammesherzogtümer und die Umbildung in einen föderativen Reichsverband schloß das Heranwachsen einer Hauptstadt von vornherein aus. Die andern Staaten des Altertums und des Mittelalters erwuchsen wesentlich von einem Mittelpunkt aus; Rom war von der Landstadt zur Welthauptstadt fortgeschritten; um Paris und London haben sich Frankreich und England gebildet.

Nun hat allerdings Aachen oder besser der Thronstuhl in der dortigen Marienkirche eine Art Anerkennung als idealer Sitz der Herrschaft behauptet, die doch als Erbe Karls des Großen betrachtet wurde trotz aller Wandlungen. Otto der Große ward dort feierlich gekrönt; Urkunden von ihm sprechen davon, daß Karl die Marienkirche zu einem des kaiserlichen Sitzes würdigen Ort erhoben habe;[1] der westfränkische König wendet sich bei seinem Einfall gleichfalls nach Aachen. Otto III. suchte Karl im Grabe auf und spricht gleichfalls in einer Urkunde von dem Sitze des Reiches. Wipo redet bei Konrads II. Krönung vom Erzstuhl des Reiches und bezeugt die fortdauernde Erinnerung des Volkes an Karl durch das angeführte Sprichwort: Konrads Thron habe die Stufen Karls.[2] Und wieder verwahrt später Heinrich IV. Aachen gegen einen befürchteten Handstreich Wilhelms des Eroberers.

Aber dieß alles ist weit entfernt von dem Gedanken an eine wirkliche Residenz. Dafür wäre auch Aachen vielzusehr an der Grenze gelegen gewesen. Und schon die Art des Volkes und des Königtums

---

[1] Karolus . . . sedibus imperatoriis locum eundem dignum extulisset. Urk. Ottos I. M. G. Dipl. I. 569 regia sedes ebenda 429.

[2] Wiponis vita Chuonradi c. 6 M. G. SS. XI. 262.

widerstrebte der Regierung von einem Mittelpunkte aus. Es ist kein Widerspruch zur idealen Geltung des Königtums, daß die Deutschen den König sehen wollten, dem sie gehorchen sollten, nicht bloß von ihm hören. Ja noch mehr, sie verlangten von ihm, daß er zu ihnen kommen sollte, und daß er dann auch nicht zu lange an einem Ort bleiben sollte. Das Versäumnis des ersteren Wunsches und Bedürfnisses wurde schon Otto I., noch mehr Otto II., am meisten Otto III. verdacht; das zweite sahen die Sachsen mit Mißtrauen an Heinrich III.; seinem Sohne wurde es als Trägheit offen zum Vorwurfe gemacht.[1])

Aber auch schon der weite Umfang des Reiches, selbst abgesehen von der Zugehörigkeit Böhmens und der Marken östlich der Elbe, größer als irgend ein Land des damaligen Europas und schlechter für den Verkehr kultiviert, nötigte die Könige zu beschwerlichen und langsamen Reisen von Ort zu Ort; diese mögen mit ein Grund sein zu der verhältnismäßig kurzen Lebens- und Regierungsdauer der deutschen Könige; aber der beständige Ortswechsel, das persönliche Eingreifen friedlicher und kriegerischer Art hat anderseits das Einleben des Königtums, die Gewöhnung an staatliche Einheit, das Kennenlernen abweichender Stammesart unterstützt. Der Umzug Heinrichs II., der Königsritt Konrads II. dienten ausgesprochener Weise diesem politischen Zweck.

Aber auch sonst mußten sich die Könige bemühen, die mehr oder weniger bloß zugestandene Existenz ihrer die Einheit darstellenden Gewalt immer wieder aufrecht zu erhalten gegenüber dem Sondertum der Stämme in Sprache und Sitte, dem die Mannigfaltigkeit der Landesgestaltung nach Boden, Flüssen und Gebirgen damals bei der Unentwickeltheit ausgleichenden Verkehrs kräftigen Vorschub leistete. Nun wird man von dem, was noch in späte Jahrhunderte sich fortgesetzt, keinen förmlichen Beweis führen wollen aus den lateinisch geschriebenen Berichten, die nur ausnahmsweise solchen Stimmungen Raum gaben. Wenige Belege mögen also genügen. Sie beziehen sich eben auf Vorfälle, die der Beobachtung sich nicht entziehen konnten. Beim Aufenthalt Heinrichs II. und seiner Gemahlin in Sachsen 1002 entstanden zwischen ihrem bairischen Gefolge und den Einheimischen Zwistigkeiten, deren Schuld Thietmar von Merseburg der unersättlichen Habsucht der Baiern zuschreibt. Daheim seien sie mit Wenigem zufriedengestellt, auswärts aber fast unersättlich. Sie vergreifen sich an den Früchten, den Bauern, die sich wehren, und es kommt zu förmlichem Kampfe, der mit Mühe geschlichtet wird.[2]) Ein anderer

[1]) Lambert 1073 M. G. SS. V. 196.

[2]) Thietmar V cap. 11 (bei Kurze 19).

Bericht hat den Satz, es sei Sitte der Baiern in fremdem Land zu wollen, was sie im eignen nicht wollen.[1]) Ebenso kam es beim Königsritt Konrads II. in Hildesheim zu Tumult zwischen seiner Begleitung und den Einheimischen.[2])

Dieses Sonderwesen der Stämme hatte sich in der Erhebung der Herzoge den schärfsten politischen Ausdruck gegeben. Nach dem Aufstand gegen Otto den Großen führte er den nachdrücklichsten Streich, indem er die eingebornen Stammesherzoge durch Anverwandte des Herrscherhauses oder andere Stammfremde ersetzte. Der Erfolg entsprach freilich ebenso wenig seinen Erwartungen als die Einsetzung von Pfalzgrafen zur Überwachung der Herzoge in Baiern.[3]) Aber es war dabei doch nötig den Anschein der Willkür zu vermeiden, der nur erbittern konnte; die neuen Herzoge traten deshalb gern durch Vermählung in Beziehung zu den Vorgängern. Heinrich II. hielt einen ungestümen Ansprecher der Herzogswürde in Baiern durch den Hinweis auf das Wahlrecht der Großen zurück.[5]) Konrad II. scheint den Plan verfolgt zu haben, die Herzogtümer durch mehrfache Übertragung auf seinen Sohn in eine Art Personalunion mit dem Königtum zu bringen.[6]) Als Heinrich III. von diesem Gedanken abgehend, die von ihm innegehabten Herzogtümer wieder ausgab, da hielt er wenigstens den Grundsatz fest, nur Stammesfremde zu erheben, damit ihre Macht nicht zu hoch steige. Wenn dieß nur eine Politik des Mißtrauens war, so war es auch gerechtfertigt. Dem Herzogtum wohnte die unüberwindliche Neigung inne, aus einem Amt, wozu Otto der Große es gemacht hatte, immer wieder ein Besitztum zu werden, und im Gegensatz zum Königtum eigene Interessen zu verfechten.

Andrerseits gewöhnte man sich nur sehr langsam daran, die Würde des Königtums von der Person seines Trägers zu unterscheiden. Otto der Große ist ja von dieser Auffassung durchdrungen: ihm gilt die Herrschaft als ein verantwortungsvolles, von Gott selbst übertragenes Amt; nie, heißt es von ihm, setzte er die Krone auf, ohne vorher gebetet zu haben. Aber die Zeit ist doch weit davon entfernt, diese Auffassung zu teilen. Gerade seine nächsten Verwandten sind am leichtesten versucht, die Hand gegen den gesalbten Träger

---

[1]) Adalboldi vita Heinrici c. 12. M. G. SS. IV. 686.

[2]) Vita Godehardi c. 26, M. G. SS. XI, 187.

[3]) Giesebrecht I. 818.

[4]) Waitz VII. 110. 114.

[5]) Thietmar V. 8.

[6]) Giesebrecht II. 289. Ganz anders Waitz VIII. 421.

der Krone zu erheben. Altgermanischer Auffassung gilt die Familie als die innigste Friedensgemeinschaft, der Bruch gilt als schwerstes Vergehen, ja als Auflösung der Weltordnung. Alle für einen, einer für alle, ist der Leitspruch der Blutrache. Hat das Christentum diesen Pfeiler nationaler Sittlichkeit befestigt oder gelockert durch die Lossagung von Familienbanden, die es vom Mönch und Geistlichen forderte? Otto dem Großen trachten zwei Brüder nach dem Leben, der Schwager erhebt sich gegen ihn, und als er die höchsten Würden nächst der Krone seinen Angehörigen verlieh und das Interesse gemeinsam schien, konnten doch wieder Sohn und Eidam die Waffen gegen ihn tragen. Sein Nachfolger hat im Vetter den bittersten Feind gehabt. Ebenso muß Heinrich II. Bruder und Schwager im Aufstand sehen, auch den späteren König Konrad II. Dieser wieder hatte mit Vetter und Stiefsohn zu kämpfen; der eigene Sohn widersetzte sich offen seinen Plänen. Auch Heinrich III. fand keine Stütze an seinen nächsten Verwandten, die ihm nach Krone und Leben trachteten.

Wo die Person des Königs so wenig durch ehrfürchtige Scheu gesichert ist, kann auch die Idee des Staates nicht hoch genug stehen, um vor der Verbindung mit auswärtigen Feinden abzuschrecken. Ottos Sohn und voraussichtlicher Nachfolger Ludolf und Konrad, der Eidam, wird des Einverständnisses mit den Ungarn bezichtigt, die sächsischen Großen, Wichmann und Ekbert, des mit den Slaven, Wichmann führt selbst die Feinde ins Vaterland; obgleich nach Widukinds klassischem Ausdruck als Feinde des Vaterlandes erklärt, fanden sie wieder Begnadigung; trotzdem schlug sich Wichmann wiederholt zu den Slaven. Mit gleicher Skrupellosigkeit trat später Heinrich der Zänker in hochverräterisches Einverständnis mit den Fürsten der Böhmen, Polen und Abotriten, ja dem westfränkischen König Lothar zur Durchsetzung seiner Ansprüche auf den Königsthron; erst der späte Lambert findet scharfe Worte der Verurteilung hiefür.[1]) Ein sächsischer Graf Kiza, Überläufer zu den Liutizen, trat davon wieder zu den Landsleuten zurück. Über die bedenklichen Einverständnisse der Reichsfürsten unter Heinrich II. mit dem Polenfürsten verbreitet sich Thietmar von Merseburg, ohne seine tiefe Mißbilligung zurückzuhalten. Auch unter Konrad II. hatten sich diese Gesinnungen des höchsten Adels nicht geändert; bei der ersten Verschwörung gegen ihn fanden sich deutsche Große zusammen mit dem König von Frankreich, dem Herzog von Aquitanien, dem Grafen von Champagne und dem Markgrafen von Flandern; bei einer späteren auch der Herzog

[1]) Pravum consilium . . tali nefando comperto consilio Lambert ad 974.

oder König von Polen; gelegentlich diente bei dessen Einfall in Deutschland 1030 ein entsprungener deutscher Mönch, der Sohn des Markgrafen Udo, als Führer.[1]) Nur Konrads II. Glück und Thatkraft bewahrte seine Regierung von schlimmen Störungen. Dieselben Beobachtungen bieten sich unter Heinrich III. dar.

Ein umbildender Einfluß auf die Beweggründe des Handelns wäre zunächst von der Kirche zu erwarten; aber anders als im karolingischen Reich blieb es im wesentlichen der Geistlichkeit überlassen, die Einwirkung auf die Laien selbst durchzusetzen; das Verbot unkanonischer Ehen, des Verkaufs von Christen an Heiden, wie es Heinrich II. durch eine Synode erließ, wurde auch später noch übertreten. Noch lange standen die altüberlieferten Gewohnheiten und volkstümlich heidnischen Anschauungen fest, trotz der christlichen Hülle des gesamten Lebens. Der Ruf Kyrie eleison war freilich so gewöhnlich geworden, daß er nicht nur im Gottesdienst, sondern auch als Schlachtruf diente,[2]) wie ja auch das geistliche Lied des Notker von St. Gallen media in vita als Schlachtgesang in der Meinung gebraucht wurde, den Feinden dadurch den Untergang ansingen zu können.[3]) Obgleich die Belehrung und Predigt der Geistlichen bei den lange fortgesetzten Bemühungen, den christlichen Begriffen ein deutsches Gewand zurecht zu machen, leichter und häufiger werden mußten, so erwähnt doch nicht nur Thietmar von seinen Sachsen der slavischen Grenze, wie wenig sie sich um das Christentum kümmerten, ja noch eigene Hausgötter hätten,[4]) sondern selbst der Bischof Burkhard von Worms unter Heinrich II. konnte davon sprechen, daß sich heidnische Gebräuche wie nach Erbrecht vom Vater auf den Sohn übergehend fortgepflanzt hätten, denen er entgegen trat.[5])

Einen merkwürdigen Beleg gibt ein Vorfall auf dem Feldzug Konrads II. gegen die Slaven 1034. Es waren Friedensbrüche durch Verschulden der Sachsen vorhergegangen; zum Beweis ihrer Schuldlosigkeit erboten sich die Slaven zu einem Zweikampf; der christlichen Auffassung des Gottesgerichtes, wie sie Wipo in seiner Erzählung[6])

---

[1]) Annalista Saxo 1030 M. S. SS. VI. 678.

[2]) Hoffmann, Kirchenlied S. 14.

[3]) Uhland, Schriften II, 427. Hoffmann S. 43 beschränkt es auf die Geistlichen in den Heeren.

[4]) VII, 50, vgl. Grimm, Deutsche Mythologie 496, 699.

[5]) Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern S. 83. (Canones lib. 19, c. 5.) Traditiones paganorum quas quasi hereditario jure diabolo subministrante patres filiis reliquerunt. Auch Anno von Köln findet noch homines fidei aa religiones totos ignaros, solo nomine christianos. Vita M. G. SS. XIII, 470.

[6]) Wipo vita Chnonr. c. 33. M. G. SS. XI, 271.

vertritt, widerspricht es nun, daß der sächsische Kämpfer ohne Bedenken sich stellt; ist es Verachtung der christlichen Anschauung oder die Meinung, daß der Christengott gegenüber dem Gott des Slaven unter allen Umständen beistehen müsse? Allerdings darf man nicht übersehen, daß die kirchliche Autorität sich wiederholt gegen die ganze Einrichtung erklärt hat.

Im übrigen hat auch das deutsche Königtum seit Otto dem Großen die engste Verbindung mit der Kirche festgehalten; diese Verquickung staatlicher und kirchlicher Angelegenheiten ist eben keine Politik der freien Wahl. Auch der deutsche König nahm an den kirchlichen Versammlungen Teil; kirchliche Forderungen traten zugleich als solche der weltlichen Autorität auf; kirchlicher Zwang ward zu gunsten des Königtums geübt. Es kam ja auch noch vor, daß unbequeme und eigensüchtige Verwandte zum Eintritt in den geistlichen Stand genötigt wurden; so wahrscheinlich Heinrichs II. Bruder Bruno, von dessen Haß gegen den König Wipo wie von einer offenkundigen Thatsache spricht, und sicher Heinrichs III. Stiefbruder Gebhard.

Die Vermengung religiöser und weltlicher Dinge ist ja auch noch in späteren Zeiten oft schwer lösbar; aber soll man es nur der Einseitigkeit der Geschichtsschreiber dieser Zeiten zumessen, was an Verständnis der Dinge und Menschen unlösbarer Rest bleibt? Bei den ottonischen Gründungen von Bistümern fällt ja das weltliche und geistliche an Interesse der Unterwerfung und Bekehrung des slavischen Ostens zusammen. Aber die Wichtigkeit, mit der die schriftstellernden Mönche und Geistlichen die Aufhebung von Merseburg, den Gandersheimer Streit, die Stiftung von Bamberg als Gegenstände von höchster Bedeutung behandeln, kann doch nicht allgemeine Stimmung sein. Jeder Einblick ist uns versagt, aus welchen Beweggründen Heinrich II. die Stiftung des Bistums Bamberg mit so beträchtlichen Opfern durchzusetzen trachtete, nicht nur an Geld und Gut, sondern auch, wie es den Anschein hat, mit dem der Fortsetzung der Dynastie durch seinen Bruder Bruno, ja auf Kosten persönlicher Würde, so daß er sich auf einer Synode wiederholt vor den Bischöfen zu Boden warf, um ihre Einwilligung zu erlangen.[1]) Weil er keine Hoffnung auf Nachkommenschaft habe, läßt ihn Thietmar sagen. Ist es der Gedanke an lange fortdauerndes Andenken? oder staatsmännische Fürsorge für die Germanisierung der Slaven im Regnitzgebiet? oder eine egoistische Frömmigkeit, die Verdienst im Himmel sich sichert? Zur Zeit wie

---

[1]) Thietmar VI, 23.

zur Persönlichkeit Heinrichs stimmt wohl nur das letzte und auch die Quellen deuten auf nichts anderes.

Diente doch im Ganzen und Großen die Geistlichkeit mehr der Königsmacht als diese ihrerseits den christlich kirchlichen Interessen. Trotz persönlicher Frömmigkeit war Heinrich II. weit entfernt für die Ausbreitung des Christentums unter den Slaven im Sinne seiner Vorgänger thätig zu sein; er benützte die heidnischen Liutizen als Bundesgenossen wie gegen Polen so auch im Reiche selbst und ließ sich herbei für die Verletzung eines Feldzeichens mit heidnischer Darstellung ihnen Entschädigung zu gewähren, trotz der unvermeidlichen Mißbilligung der Geistlichkeit.[1])

Auch zur Bekämpfung der politischen Folgen der Stammesgegensätze gab die Kirche die Mittel. Die Bischöfe und teilweise die Äbte standen stets durch ihre Standesinteressen und auch die Erstreckung ihrer Besitzungen und Güter im Gegensatz zu den weltlichen Großen. Dieses Gegenwicht verstärkte schon Otto der Große nach dem Grundsatze divide et impera. Hier war es noch leichter Stammesfremde einzuschieben, wie denn Otto der Große Sachsen auf lothringische Bistümer beförderte. Es war ja nichts Neues, eine Art Internationalität des geistlichen Standes hatte im karolingischen Reich bestanden, sei es nun berechnete Absicht oder selbstverständliche Consequenz des prinzipiellen Verzichtes der Geistlichen auf Nationalität gewesen. Einem engeren politischen Zweck diente es im deutschen Reich, daß besonders Heinrich II. nach dem Vorgang Ottos des Großen nicht nur die hohen Geistlichen reich mit Gütern ausstattete und ihnen dafür Leistungen für den Königs- und Reichsdienst auferlegte, sondern auch Geistliche zur Würde von Bischöfen und Äbten beförderte, deren bisherige Thätigkeit außerhalb der neuen Amtssitze verlaufen war. Daß sie demnach ihren nunmehrigen Untergebenen fremd gegenüberstehend auf den Rückhalt des Königs angewiesen waren, ergeben und dankbare Parteigänger sein mußten, gehörte zur Berechnung der Politik. Als einen Fremden, der durch die Gnade des Königs erhoben worden sei, läßt Thietmar den aus Baiern stammenden Erzbischof Tagino von Magdeburg sich dem König Heinrich II. gegenüber selbst bezeichnen.[2]) Manche von den auf diese Weise angeknüpften Verbindungen weit entfernter Gegenden gelangten zu größerer Festigkeit und Dauer, so läßt sich die Nachwirkung der Thätigkeit Godehards, Abtes von Altaich und seit 1022 Bischofs von Hildesheim, lange verfolgen.

---

[1]) Thietmar VII, 47.

[2]) Ebenda VI, 41.

Der Weg zum Bistum ging häufig durch den Dienst am Hofe und in der Kanzlei; die hohe Geburt und angesehene Verwandtschaft mußte für diese politische Bedeutung der hohen Geistlichkeit von Vorteil sein.[1]) Sie läßt sich auch deshalb mit der Stellung der karolingischen Missi oder Sendgrafen mit einiger Berechtigung vergleichen.

Von jenem Tagino erzählt Thietmar den bezeichnenden Zug, daß er solche, die den Adel der Geburt und feinen Sitte besaßen, gerne gesehen, die niederen hingegen zwar nicht verachtet, doch von seinem Umgange ausgeschlossen habe.[2]) Es ist ähnlich wie etwa im 18. Jahrhundert, der goldenen Zeit des Stiftsadels. Nur konnte Heinrich II. auch nicht verhindern, daß die Begünstigung, die er den Bischöfen zu teil werden ließ, wieder die weltlichen Großen zu erbitterten Widersachern der Geistlichen machte; die Ausbrüche ihrer Abneigung konnten nur durch die friedengebietende Macht des Herrschers zurückgehalten werden.[3])

So mußte das Königtum sich dadurch behaupten, daß es den einen Teil der Großen gegen den andern ausspielte, ein bedenkliches System, das von Gefälligkeiten und Zugeständnissen sich fristete. Und auch bei den Bischöfen konnte Heinrich II. nicht auf unbedingte Ergebenheit rechnen, an Begehrlichkeit standen die geistlichen Großen den weltlichen nicht nach, beide strebten gemäß der Ausbildung des Lehenswesens darnach, das Königtum immer mehr von jeder unmittelbaren Berührung mit dem Volke abzulösen, es auf die luftige Höhe der Spitze eines Lehensstaates zu verweisen. Das Lehenswesen war schon an sich der Neigung des germanischen Wesens zur Absonderung entsprungen, sie war die psychologische Triebkraft; jetzt vermehrte die Verdichtung der Bevölkerung, Folge des fortschreitenden Anbaues, und der Ausrodung der Wälder, den Anlaß, zu kleineren Interessengemeinschaften sich zusammenzuschließen, deren Mittelpunkt der Großgrundbesitzer bildete. Auch dieses wirtschaftliche Aufblühen ist eine Folge der Siege Heinrichs und Ottos über die äußeren Feinde; die späteren Mißerfolge hatten doch nur die Grenzstriche betroffen. Die nachteiligen Folgen für die Königsmacht konnten der Beobachtung nicht entgehen. Die großen Aufstände waren nur dadurch gefährlich, daß zahlreiche Vasallen nicht nur durch persönliche Anhänglichkeit, sondern auch durch ihren Vorteil an die Herzoge und Grafen geknüpft waren und, dem Könige und Reiche gleichgiltig gegenüberstehend, ihren Herren blindlings nachfolgten.

---

[1]) Sloto, Heinrich IV, 1, 65, Waitz VIII, 288.

[2]) Thietmar IV, 43.

[3]) Thietmar III. 4. Das ganze 8. Buch ist Zeugnis.

Ebenso wie Otto I. dem deutschen Königtum seine Bahn gewiesen, die deutsche Verfassung begründet hat, hat er auch die Kaiserpolitik dauernd mit ihm verknüpft.

Es ist das Gefühl der Macht, der Überlegenheit, das ihn vorwärts treibt trotz innerer Gefahren, trotz der Unfertigkeit der Königsmacht. Den König der Franken hat sich Otto selbst vorzugsweise genannt; nach den Erfolgen seines Vaters und seiner eigenen Stellung durfte er sich mit Recht für den mächtigsten der Fürsten halten, die innerhalb des ehemaligen karolingischen Machtbereiches herrschten. So gebührte ihm auch als wahrem Nachfolger Karls des Großen die Herrschaft über Italien und die Kaiserkrone. Noch bei Bonizo in den Tagen Heinrichs IV. erscheint dieser Zusammenhang seiner Macht und des Kaisertums in der richtigen historischen Beleuchtung; er nennt ihn den ersten aller germanischen d. h. deutschen Könige, der Kaiser genannt wurde.[1] Daß auch machtlose kleine Fürsten sich mit dem Kaisertitel geschmückt hatten, das hatte seiner eigentlichen Bedeutung noch keinen Abtrag gethan, wie sie eben durch Karl den Großen festgestellt war.

Allerdings rankte sich um diese realpolitische Auffassung des Kaisertums auch schon die religiösmystische Ausschmückung der Idee des römischen Reiches, wie sie Augustinus festgehalten hat, als der Weltordnung, die mit der Zeitlichkeit zusammenfällt. Die Welt und mit ihr das Kaisertum dauert bis zum jüngsten Gericht, dessen Vorläufer der Antichrist ist, und dessen Erscheinen steht bevor, wenn einst der letzte römische Kaiser seine Krone niedergelegt hat. Die Ausspinnung dieses Gedankens, der so ganz den Stempel des greisenhaften status quo ante des byzantinischen Reiches trägt, findet sich nun schon in der Zeit Ottos des Großen. Der westfränkische Mönch Adso hat auf den Wunsch der Königin Gerbirg, der Schwester Ottos, ein Schriftchen über diesen Gegenstand abgefaßt. Mit den scharfen Ecken der Wirklichkeit weiß sich ja eine Geistesrichtung stets abzufinden, die, von der Autorität überlieferter Vorstellungen beherrscht, im leeren Gedankenspiel sich umhertreibt; die Unklarheit und das Dunkel erscheint ihr reicher und tiefer als das nüchterne Licht des Tages. Adso verschließt sich freilich nicht der Beobachtung, daß das römische Reich zum größten Teile schon zerstört sei, doch meint er dann: „so lange Könige von Franken fortdauern, denen das römische Kaisertum gebührt, wird seine Würde nicht gänzlich vergehen, weil es in seinen Königen bestand haben wird. Es überliefern unsere Gewährsmänner,

[1] Bonizo liber ad amicum M. G. Libelli de lite I. 581.

daß einer von den fränkischen Königen das römische Kaisertum in seinem ganzen Umfang haben wird in den letzten Zeiten. Er wird dann die Krone niederlegen und der Antichrist wird kommen."[1])

Wie viel Adso von seiner Weisheit in die Überlieferung hineingetragen hat, ist nicht zu erkennen; seine Gewährsmänner hat er nicht genannt; daß er Otto den fränkischen Königstitel absprechen und damit den Anspruch auf das Kaisertum den westfränkischen Königen allein habe vorbehalten wollen, geht wenigstens daraus nicht unmittelbar hervor, obgleich die Leser dies hineinlesen konnten. Und solche Leser hat er allerdings gefunden; sein Büchlein erlangte eine gewisse Fortentwicklung und ward später sogar auf den heiligen Augustin zurückgeführt, ein Zuwachs an Ansehen. Diese Phantasmagorien der letzten Dinge tauchten in bewegten Zeiten immer wieder auf, wenn man sich von der Kaiseridee abzuwenden schien, allerdings ohne je ersichtlichen Einfluß auf andere als ängstliche Gemüter zu üben.

Es ist gewiß, daß Otto nicht der Mann war, um von solchen Vorstellungen sich leiten zu lassen, die mit lebendiger Thätigkeit sich nicht vertragen.

Anders als Karl der Große dachte er über die bleibende Verknüpfung der Kaiserwürde mit dem Königtum; noch bei seinen Lebzeiten hat er seinen Sohn Otto II. zum Teilhaber an beiden gemacht. Und fortan blieb die Kaiserkrönung der Wunsch jedes deutschen Königs, ja schon bei der Königskrönung betete der Erzbischof, Gott möge ihn des Gipfels des Kaisertums würdigen. Die Könige hielten es für eine Bekräftigung ihrer Würde, in Rom aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone zu erhalten; die Mühen und Kämpfe darum bilden einen wesentlichen Teil der deutschen Geschichte, längere oder kürzere Zeit hielten sich fast alle Könige und Kaiser in Italien auf, dessen Herrschaft sie beanspruchten; der Nation erwuchsen bedeutende Opfer an Menschenblut und Geldmitteln.[2])

---

[1]) Adso libellus de Antichristo (Migne Patrologia t. 161, S. 1295). Vgl. Ebert, Gesch. d. Literatur im Mittelalter III, 479 flg., v. Zezschwitz, Drama vom Ende des Kaisertums S. 18, v. Gutschmid in Sybel, Hist. Zeitschrift N. F. V, 149.

[2]) Eine Zusammenstellung der Römerzüge und ihrer Dauer im Verhältnis zur gesamten Regierung von Otto I. bis Heinrich VI. in Böhmers Regesta Imperii 1198—1254. I. Aufl. S. 81 Anm. Da sie nicht ohne Wichtigkeit ist, mag ihre Aufnahme gerechtfertigt erscheinen:

Otto I.	regierte	36 J.	9 M.,	verweilte in Italien auf	3 Zügen	9 J.	6 M.
Otto II.	„	10 „	7 „	„ „ „ „	1 „	3 „	1 „
Otto III.	„	18 „	1 „	„ „ „ „	3 „	4 „	0 „
Heinrich II.	„	22 „	1 „	„ „ „ „	3 „	2 „	5 „

Waren sie ganz vergeblich? Floß das edle deutsche Blut ganz umsonst?

Diese Frage ist schon vielfach gestellt worden, nicht erst in unserm Jahrhundert an einem Scheidepunkt der Geschichte und der nationalen Gewissensprüfung, auch schon im vorigen Jahrhundert hat man gemeint mit neidischem Hinblick auf den Vorsprung Frankreichs oder Englands an nationalem Zusammenschluß, daß ohne Ottos Schritt über den Rubikon Deutschland der unglückliche spätere Konflikt mit dem Papsttum wegen der Herrschaft über Italien erspart geblieben wäre.[1])

Und die schließliche Erfolglosigkeit der italienischen Politik, der Sturz des Kaisertums, in den auch das deutsche Königtum verwickelt worden ist, liegt ja deutlich vor Augen. Wer könnte auch leugnen, daß dieselbe Kraft, die in Italien nichts dauerndes erreicht hat, wenn planmäßig und konsequent in der von Heinrich I. eröffneten Richtung verwendet, bei den noch bestimmbaren Verhältnissen an der Ostgrenze ein Deutschland hätte schaffen können und müssen, das über die ursprünglichen Sitze der germanischen Völker beim Eintritt in die Geschichte sich ausdehnend für Jahrhunderte die ersprießlichste Thätigkeit geboten hätte.[2])

Mit solchen Möglichkeiten und verlorenen Aussichten sich zu beschäftigen ist freilich nicht Aufgabe der historischen Betrachtung und schließlich nicht besser als der fromme Wunsch, daß doch die ostgermanischen Stämme an Ort und Stelle hätten bleiben mögen; oder wenigstens in ihren späteren Sitzen ihre Sprache und Volkstümlichkeit hätten bewahren sollen, wie Jakob Grimm von den Westgoten in Spanien meinte.

Denn jedem Volk messen die Umstände seines Lebens und die Folgen seines Wollens in steter Wechselwirkung sein Geschick zu und nur

Konrad II.	regierte	14	J.	9	M.,	verweilte	in	Italien	auf	2	Zügen	2 J.	11 M.
Heinrich III.	„	17	„	5	„	„	„	„	„	2	„	1 „	4 „
Heinrich IV.	„	49	„	10	„	„	„	„	„	3	„	9 „	7 „
Heinrich V.	„	19	„	5	„	„	„	„	„	2	„	3 „	3 „
Lothar	„	12	„	3	„	„	„	„	„	1	„	2 „	3 „
Konrad III.	„	14	„	0	„	„	„	„	„	0	„	0 „	0 „
Friedrich I.	„	38	„	3	„	„	„	„	„	6	„	13 „	4 „
Heinrich VI.	„	7	„	4	„	„	„	„	„	3	„	3 „	4 „

„Von 12 Kaisern starben 4 in Italien, auf 2 folgten Minderjährigkeiten, mit 2 erlosch der Mannesstamm."

[1]) Vgl. Bryce holy roman empire 56 über Pütter de instauratione Romani imperii.

[2]) Ähnlich schon Phillips Königswahl, Kl. Schr. III, 218.

selten sind die vorausgesehenen oder erstrebten Folgen das Beherrschende in diesem Strom der Zeit. So hat der dunkle Trieb nach dem Süden, der sich in der Völkerwanderung wie in der italienischen Politik der Kaiser auslebt, zu ganz anderen Ergebnissen geführt, als die Völker und Fürsten erstrebten, die von ihm beherrscht waren. Auch die Kreuzzüge sind in diesem Sinne ein erfolgloses Unternehmen gewesen, der Paroxysmus, der sie hervorrief und nährte, hat sich darin erschöpft. Man wird solchen Beweggründen nur gerecht, wenn man erwägt, daß der Mensch im einzelnen wie in der Masse nur zum kleinsten Teile ein denkendes Wesen ist, daß jede Zeit nach ihrem Maße gemessen werden muß, das in ihrer Vorstellungswelt und deren Einwirkung auf das Wünschen und Verschmähen gegeben ist. So gehört allerdings auch die Kaiserpolitik schließlich zu den welthistorischen Irrtümern, die man verstehen kann, wenn man sie auch bedauern darf. Aber sie sind es doch nicht eher, als bis ihre Folgen dies ergeben, nicht nur durch reflektierende Betrachtung, sondern durch die Mächte und Erfahrungen des geschichtlichen Lebens. Der Schiffer sucht den Hafen, wenn der Sturm droht, aber sollte er deshalb nicht ausfahren?

Zunächst sind die Folgen der Kaiserpolitik für die Entwicklung des deutschen Nationalgefühles zu würdigen.

War es in dieser Hinsicht ein Vorteil, daß die Könige und Kaiser sich so viel mit äußeren Angelegenheiten beschäftigten?

Eine Folge, zum Nachteil für das deutsche Volkstum, tritt doch schon unter Otto hervor. Die Verbindung Deutschlands mit dem romanischen Süden durch das Kaisertum, der gestiegene Einfluß der Geistlichkeit, die ausländischen Kaiserinnen mußten darauf hinwirken, die lateinische internationale Sprache vorzuziehen, durch deren Beherrschung der Zugang zur fremden Bildung geistlich-kirchlicher und weltlicher Art eröffnet wurde. Nicht einmal das geringe Maß fruchtbaren Interesses an der Volkssprache, das sich Karl der Große wahrte, findet sich am Hofe Ottos oder seiner Nachfolger vertreten trotz Widukinds Rühmen von der Geringschätzung fremder Sprachen. Otto I. Gruß soll hon man gewesen sein, eben wohl seit sich durch Adelheid das romanische Element am Hofe fortsetzte. Denn die erste Gemahlin war eine Angelsächsin von jenseits des Meeres gewesen, die zweite aber eine romanische Burgunderin, die zur Italienerin geworden war. Er selbst bemühte sich noch lateinische Bücher lesen zu lernen; sein Sohn Otto II. erhielt ganz gelehrte Erziehung. Thietmar hebt hervor, daß er 983 nach dem Reichstag von Verona dem Papst und den Bischöfen lateinisch gebeichtet habe.[1]) Die Tradition von

[1]) Thietmar III, 15.

seiner Bildung hat sich erhalten, noch Ekkehard von St. Gallen im 11. Jahrhundert erzählt davon, wie er einen Brief des Abtes von St. Gallen dem Vater und der Mutter ins sächsische übersetzt.[1])

Warum schrieb man nun Briefe ausschließlich lateinisch, ohne Rücksicht, daß oft der Empfänger auch das Vorgelesene noch nicht verstand? Daß man ebensogut z. B. sächsisch schreiben konnte, war bewiesen. Das Angelsächsische hatte doch schon einen Anfang von Literatur, der Ottos Gemahlin Edith wohl bekannt sein konnte! Es ist ja anders als zu Karls des Großen Zeit. Wäre vielleicht ein alamannisch geschriebener Brief von Ottos Hof oder ein sächsischer in Bayern nicht verstanden worden? Oder wollte man eben nicht in der Volkssprache schreiben? Das ist doch wohl der ausschlaggebende Grund! Das Lateinische ist die höhere und feinere Sprache, die Geistlichkeit fühlte sich durch ihre Standesbildung als etwas hoch über dem Volksleben Erhabenes. Es ist doch ein Riß, der mitten durch die Volkseinheit ging, und das noch lange Zeit hindurch, eine Einbuße an nationalem Gefühl, wie sie die klassischen Völker, Griechen und Römer, gar nicht, die romanischen Völker viel weniger zu überwinden hatten, wie sie sich nur etwa bei den Tschechen oder Magyaren ähnlich als Hemmnis der nationalen Entwicklung beobachten läßt. Die nationale Existenz hat es ja dem deutschen Volk noch weniger abgeschnitten als diesen sekundären Nationen, aber eine Schwäche der Entwicklung ist es doch, und das Kaisertum ist nicht schuldlos daran!

Otto der Große selbst berief Gelehrte wie Gunzo und Stephan an seinen Hof, wo durch den Einfluß seines Bruders Bruno, der selbst der kirchlichen lateinischen Bildung völlig hingegeben war, auch wieder eine Hofschule sich befand.[2]) Besonders waren es die Frauen, zunächst die vornehmen, die unter dem Einfluß der kirchlichen Anschauungen und der lateinischen Bildung sich vom Volkstümlichen abkehrten. Von der Königin Mathilde erzählt die jüngere Lebensbeschreibung, daß sie später gar nichts von weltlichen Liedern oder Schauspielern wissen wollte, das sind die fahrenden Sänger, die Träger des volksmäßigen Heldengedichts.[3]) Diese geistliche Mißachtung der Volkstümlichkeit, der Einfluß der lateinischen Sprache und Bildung fand Vertretung zunächst in den Klöstern; die lateinische Dichtungen einer Hrotswitha von Gandersheim sind ein Beleg der Fremdartigkeit, Zwecklosigkeit, Unfruchtbarkeit, der Zusammenhangslosigkeit dieser ge-

---

[1]) Ekkehardi cas. S. Galli ed. Meyer v. Knonau c. 130 und die Anm.

[2]) Wattenbach, Geschichtsquellen I, 225 flg.

[3]) Vita cap. 16. M G SS. IV, 294. Vgl. Ebert III, 347.

lehrten Bildung mit dem Leben und der Zeit; nur wenn man sich denkt, daß der geistliche Stand in seinen Klöstern sich absperrend, künstlich gleichsam eine geistige Atmosphäre schuf, wie z. B. Bruno im Leben des Missionärs Adalbert erzählt, daß in der Schule zu Magdeburg nur lateinisch geredet werden durfte,[1]) wird die Seltsamkeit einer lateinischen Dichtung für den geistlichen Stand und die Frauen, die ähnliche Bildung aufnahmen, in das rechte Verhältnis gerückt.

Die angebliche Aufzeichnung der alten Heldenlieder auf Karls des Großen Befehl taucht zu dieser Zeit noch einmal aus dem Dunkel der Verschollenheit auf; der Rheimser Flodoard berichtet, ein Erzbischof habe den König Arnulf durch das Beispiel des Hermanrich an seine Pflicht erinnert, aus deutschen Büchern; ob es aber Erinnerung an Einhard ist oder der Schriftsteller wirklich auch sonst Kunde von der Aufzeichnung hatte, wird nicht auszumachen sein.[2]) Niedergeschrieben ist diese Nachricht über die Zeit Arnulfs ja erst um 950.

Das Interesse an den alten Stoffen der Heldensage und der Tierfabel blieb allerdings bestehen, darin sind die Mönche und Geistlichen dieser Zeiten volkstümlicher und vorurteilsfreier als die der karolingischen, wenigstens ein Teil davon. Doch dauerte, wie nicht anders zu erwarten, der Kampf gegen das eigentlich Heidnische fort; der eine oder andere Zug der Überlieferung mußte verschwinden oder eine Umbildung sich gefallen lassen, was dann später sich zeigt. Charakteristisch für diese Zeiten ist die Verbindung der fremden Sprache mit einheimischen Stoffen, wie in der Einkleidung eines Stückes der Heldensage in die Sprache Virgils: es ist der Waltharius des St. Galler Mönchs Ekkehard I., vermutlich niedergeschrieben in den ersten Jahren Ottos des Großen. Er steht nicht allein, aber es genüge der Hinweis. Sein späterer Verbesserer im 11. Jahrhundert zeigt schon den nachteiligen Einfluß des wachsenden Übergewichts der fremden Bildungssprache; die barbarische Volkssprache und ihre Eigentümlichkeiten erlauben dem, der noch den Deutschen zur Schau trägt, nicht auf einmal zum Lateiner zu werden,[3]) sagt er, stolz auf sein besseres Latein, das freilich eher den künstelnden Pedanten verrät, als den Meister der Sprache. Sonst war allerdings die lateinische Sprache weiten Kreisen der höheren Gesellschaft geläufig geworden; dem blos schriftlichen,

---

[1]) MG. SS. IV, 597 (c. 5). Vgl. Specht, Unterrichtswesen S. 76.

[2]) Flodoardi hist. eccl. Rem. IV, 5. W. Grimm, Heldensage (3. Aufl.) S. 34.

[3]) Barbaries enim et idiomata ejus Teutonem adhuc affectantem repente Latinum fieri non patiuntur. Ekkeh. c. S. Galli 80 vgl. Bächtold, Deutsche Literatur in der Schweiz S. 53.

anfangs mühsamen und ängstlichen Gebrauch ist der mündliche zur Seite getreten als „gewöhnlicher Sprache aller geschäftlichen Verhandlungen, aller Wissenschaft und Kunst, als der Sprache des feineren geselligen Verkehrs,"[1]) denn noch war eben das Lateinische keine tote Sprache, deren erstarrte Wendungen wie heute, sich nur zu mosaikartigen Wiederholungen und Verbindungen geschickt hätten; sie besaß noch die Fähigkeit, den gesamten Gedankenkreis der Zeit in individueller Ausprägung darzustellen.

Eben deswegen muß dies erneuerte Leben der fremden Sprache doch zugleich als Einbuße der heimischen gelten, der dadurch die Pflege entging, die sie zu höherem Gebrauch hätte befähigen können. Denn es ist eben die echte Barbarei und Geschmacklosigkeit, das Lateinische und das Deutsche durcheinander zu mischen oder nebeneinander zu stellen, wie das Lied auf die Aussöhnung Ottos mit seinem Bruder Heinrich es thut.

Allerdings fehlt es nicht ganz an Versuchen, die Volkssprache auch in achtungsvollerer Weise für ihre Eigenart zu schreiben. Notker in St. Gallen zu Anfang des 11. Jahrhunderts hatte den glücklichen Gedanken, daß die reichen Bildungs- und Wissensschätze der klassischen Völker doch erst durch die Übertragung in die deutsche Sprache völlig verstanden und aufgenommen werden können. Das Deutsche ist dabei allerdings zunächst nur Mittel zu einem anderen Zweck,[2]) aber doch ein Mittel, dem er selbst große Sorgfalt zuwandte, das er durchaus nicht, wie die übrigen bildungsstolzen Geistlichen als roh und ungefüge und nur für die niedere Sphäre des praktischen Lebens brauchbar geringschätzte. Es ist derselbe Weg, auf dem auch die älteren Humanisten später ersprießlich wirkten. Notker fand aber nicht das Verständnis, das nötig gewesen wäre, um seine Bestrebungen fortzusetzen. Schon der Beiname teutonicus zeigt, daß seine Bemühungen doch mehr als eine persönliche Liebhaberei genommen wurden. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß sein Schüler Ekkehard (IV.), der Fortsetzer der St. Galler Klosterchronik, seine Geringschätzung der barbarischen Sprache in einer Weise zur Schau trägt, die von einem Einfluß der Bestrebungen Notkers nichts bemerken läßt.[3]) Rühmt er doch auch, daß unter Ekkehard II. als Schulmeister nur die allerkleinsten Knaben anders als lateinisch gesprochen hätten.[4])

---

[1]) So nach Wattenbach, Quellen II, Eingang.

[2]) Vgl. Kelle in Haupts Zeitschrift 30, 303.

[3]) So Bächtold gegen Gödeke, Grundriß § 20.

[4]) Cas. S. G. 89.

So blieb denn die Fortbildung der Volkssprache völlig den Mächten des Volkslebens überlassen. Die bunte Mannigfaltigkeit der Mundarten fand kein Gegengewicht dadurch, daß etwa eine von ihnen einen gewissen Vorrang erlangte, wie es bei einer festen Residenz wohl hätte der Fall sein können. Ottos I. Sprache bezeichnet der Lombarde Liutprand und ein allerdings späterer bayerischer Geschichtsschreiber[1]) als sächsisch, derselbe Liutprand nennt aber Burkhards von Schwaben Sprache die deutsche.[2]) Die Absicht, das Deutsche dem Sächsischen gegenüberzustellen, ist dahinter nicht zu suchen trotz des Gegensatzes zwischen den oberdeutschen Mundarten einerseits, dem Niederdeutschen andererseits. Am Hofe trafen ja Leute aus allen Gegenden zusammen, das Oberdeutsche war, wie es scheint, unter den Geistlichen der Kanzlei vorherrschend, die Namensform Otto statt des sächsischen Oddo, die Hrotswitha, wie Widukind, gebraucht, ist gewissermaßen die offizielle zu nennen.[3]) Man kann darin die Anfänge einer Abschleifung und Ausgleichung der Mundarten sehen, aber man braucht sie nicht zu überschätzen. In der Entwicklung der deutschen Sprache fehlt nichts so sehr als eben der Zusammenhang zwischen den einzelnen Stufen und Ansätzen einer Schriftsprache. Ein rein deutsches Königtum, das sich auf die engeren Interessen der deutschen Stämme beschränkt hätte, wäre wohl kaum so völlig außer Zusammenhang mit der Entwicklung der Sprache geblieben. Was bei den Angelsachsen Wirklichkeit geworden, kann man bei den deutschen Stämmen nicht für unmöglich halten.

Es ist das nur eine negative Seite des Verhältnisses der Kaiserpolitik zur nationalen Entwicklung; wenn diese Unfruchtbarkeit ihm allein zur Last gelegt werden darf — was ja nicht bewiesen werden kann — so hat es vielleicht auf andere Weise Vorteile gebracht. Und das ist vor allem nach den Anschauungen der Zeit zu beurteilen.

So lange das Königtum fast allein die politische Einheit der deutschen Stämme darstellte, mußte jeder Zuwachs an Ansehen und Glanz selbst von rein idealer Bedeutung auch die Einheit stärken. Daß aber die Vereinigung der deutschen Königswürde mit der Kaiserkrone in den Augen der Zeitgenossen eine Steigerung, die höchste irdische Würde bedeutete, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Auch für die Unterthanen war es eine Ehre, wenn der König zum Kaiser erhoben ward. Von Germanien, einst unter anderer Völker

[1]) Hist. Ottonis c. 11. Arnold v. Emmeram MG. S. IV, 552, 571.

[2]) Liutprand, Antap. III, 14.

[3]) Scherer in Haupts Zeitschrift XXI, 474, 479.

Joch gebeugt, jetzt durch kaiserlichen Schmuck erhöht, spricht die Lebensbeschreibung der Königin Mathilde.[1]) Durch die kriegerischen Erfolge, wie sie den sächsischen Königen ein halbes Jahrhundert lang treu blieben, mußte auch den verbundenen Stämmen ein Gefühl des Stolzes, das mächtigste Reich der Christenheit zu bilden, gemeinsam werden. Der äußerliche Ausdruck der Machtstellung konnte diesem Stolz nur förderlich sein.

Da aber gerade auf den Römerzügen das kriegerische Aufgebot aller Stämme als einheitlicher Körper auftrat, so mußte auch ein gemeinsamer zusammenfassender Name häufigere Anwendung finden. Die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme war den Ausländern früher klar als ihnen selbst, wie es auch beim Namen der Germanen der Fall gewesen war. Die adjektivische Nebenform theutonicus neben theodiscus für die Sprache hat freilich schon der Mönch von St. Gallen unter Karl dem Dicken angewandt.[2]) Die substantivische Form Teutoni und Teutones, die als Volksname der lateinischen Sprache angehörte, wenn sie auch nicht aus der Erinnerung an die Thaten dieses Volkes wieder hervorgeholt zu sein braucht, findet sich zuerst in Italien 909, in Deutschland seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Urkunden und dann bei Geschichtsschreibern[3]), — eher als Herübernahme aus dem Sprachgebrauch Italiens, denn als Folge der inneren Entwicklung der deutschen Stämme zur Volkseinheit.

Wie aber gerade die Züge nach Italien durch die sich aufdrängenden Beobachtungen und Erfahrungen, durch die Verschiedenheit der Landes- und Volksart und Kultur geeignet waren, die innere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme zur Empfindung zu bringen, dafür mag wohl eine Stelle des Thietmar einen Beleg liefern.[4]) Mit größtem Glück und Ruhm, sagt er, überwand Heinrich II. die Mühseligkeiten der Alpen und gelangte zu der Traulichkeit unserer Gegend; denn die Beschaffenheit des dortigen Klimas und der Bevölkerung stimmt nicht zu unsern Ländern. Viele Nachstellungen leider gibt es in Romanien und Langobardien; allen, die dorthin kommen, ist wenig Milde bereit; alles, was die Fremden fordern, ist zu kaufen und das unter Trug, und viele gehen am gereichten Gift zu grunde. Wenn man auch in dieser Äußerung des tapfern Bischofs nicht mehr als das Heimatsgefühl sehen wollte, das

[1]) Vita Antiquior c. 4. M. G. S. X, 576.

[2]) Mon. S. Gall. I. 10.

[3]) Dümmler, Ostfränk. Reich II, 8, A. 2. Jahrbücher Otto I., Anhang. Giesebrecht I, 866. Waitz V, 117, 124 usw.

[4]) Thietmar VII, 4.

ihn wie so viele andere zu jener Zeit und später in dem fremden Lande beschlich, welcher Unterschied von dem weichherzigen Heimweh eines Otfried von Fulda nach Weißenburg:[1])

Aufenthalt im fremden Land —
Hart bist du, überhart!
Schwer bist du zu ertragen,
Fürwahr, ich kann es sagen,
Mühsal beseufzt und Last,
Wer heimatfern und Gast.
Ich mußte es erleben,
Nichts frohes kannst Du geben,
Nichts fand ich an dir Gutes,
Als Beschwer des Mutes,
Wund und weh das Herz,
Ein volles Maß an Schmerz.
Und kommts uns in den Sinn,
Daß nach dem Lande hin
Der Heimat der Gedanke schweift,
Heimweh uns jäh ergreift.

Von ihm hat man behauptet, daß ihm das Schwäbische schon so fern gelegen sei, als ob es Medien und Persien wäre. Es braucht ja nicht jeder Zeitgenosse Otfrieds empfunden zu haben wie er. Aber Thietmar war auch nach Übersteigung der Berge noch weit genug von seiner engeren Heimat entfernt; gerade die Klage über die wälsche Tücke beweist aber, daß der Gegensatz der nationalen Charaktere für ihn überwog. Den vorschwebenden Begriff des gesamten Deutschland hatte — in der erhaltenen Literatur zum erstenmal — ein anderer geistlicher Schriftsteller wenige Jahre früher niedergeschrieben, Teutonum tellus, gleichgiltig, ob in Italien, wo er längere Zeit sich aufgehalten, oder sonst im Ausland.[2]) Es war fast anderthalb Jahrhunderte nach Otfried.

Also haben die Römerzüge unstreitig das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme gefördert, denn gemeinsame Unternehmungen waren sie unter Otto I. doch in höherem Grade als wenigstens der Krieg gegen die Slaven. Trotzdem wird man aus den Worten Thietmars nicht gerade Begeisterung heraushören, es ist eher eine Art Befriedigung, die Pflicht der Repräsentation

[1]) Otfried v. Kelle I, 18, 25 - 30. Zur Erklärung 1, 4, 16.

[2]) In Italien nach Giesebrecht, in Ungarn nach Wattenbach I, 288. Brunonis vita Adalberti c. 9. M. G. SS. IV, 598.

hinter sich zu haben. Es lag eben auch schon ein Teil der geschichtlichen Belehrungen vor Augen, die späterer Kritik erlauben die gesamte Kaiserpolitik in Bausch und Bogen zu tadeln und für den eingeschlagenen Irrweg die Verantwortung zum guten Teil auf Otto den Großen zu laden. Noch größer wäre freilich die Berechtigung dazu, wenn deren Unverträglichkeit mit den wahren Interessen der Nation auch schon damals Mißstimmung und Widerstand hervorgerufen hätte.

Man hat so für den Aufstand, den Ottos Sohn erster Ehe, Ludolf, Herzog von Schwaben, in Verbindung mit dem Erzbischof Friedrich von Mainz und seinem Schwager Konrad von Lothringen erhob, die Abneigung gegen alle Verflechtung in die italienischen Angelegenheiten als Grund angenommen.[1]) Wenn man aber diese Vermutung bloß deshalb ablehnen wollte, weil dieser Grund, wenn er überhaupt vorhanden gewesen, von den vielfachen Quellen nicht hätte verschwiegen werden können, so müßte man eine sehr hohe Meinung von der Einsicht und dem Mut der mönchischen Chronisten haben. Ein ebensowenig schlagender Gegenbeweis ist es, daß gerade die Fürsten, welche bei der ersten Unternehmung sich beteiligten, später aufständisch geworden seien, denn die Erfahrungen und Erwägungen auf dem ersten Zuge hätten sie ja zur Überzeugung von der Unersprießlichkeit bringen können. Aber schwerer fällt es in die Wagschale, wenn man beweisen kann, daß von den Persönlichkeiten, ihren Eigenschaften und ihrer Denkweise eine solche Auffassung und Vertretung von Prinzipien nicht angenommen werden kann, daß ein aufstrebendes Geschlecht, von Leidenschaften und Empfindungen über jedes Maß hinausgerissen, des kühl erwogenen Verzichtes auf das Erreichbare kaum fähig gewesen wäre. Ludolfs Verbindung mit den Magyaren spricht am wenigsten dafür, daß die Rücksicht auf das Wohl des Reiches, dessen Krone ihm in Aussicht stand, ihn zu seinem Aufstand gestachelt hätte.

Aber wenn auch die zeitgenössischen Berichterstatter uns sehr selten in die Beweggründe und Antriebe der handelnden und einflußreichen Personen einen klaren Einblick verschaffen können oder wollen, so gibt es gleichwohl einige Spuren und Anhaltspunkte dafür, daß die italienische Politik Ottos I. Schwierigkeiten in der Volksstimmung begegnete. So erzählt Widukind,[2]) daß Kaiser Otto auf die Nachricht vom Tode seiner Mutter, seines Sohnes Wilhelm und

[1]) Gfrörer, Kirchengeschichte III, 1233. Maurenbrecher, Hist. Zeitschr. 1861, Bd. V, S. 111, dagegen Rommel, Forschungen zur deutschen Geschichte IV, 121. Dümmler, Jahrbücher I, 212.

[2]) Widukind III, 50.

anderer vornehmer Männer heimzukehren beschloß und fährt dann fort, daß zu ihm auch das Gerücht gedrungen wäre, die Mehrzahl der Sachsen wolle sich empören, eine Sache, „die wir nicht einmal der Mitteilung wert erachten, weil sie ohne Bedeutung war." Unverkennbar ist dies die rhetorische Figur der Verschweigung aus einer Art Vorsicht, wie sie zeitgenössischer Geschichtschreibung zu keiner Zeit ganz fremd war. Es kann auch nicht nur ein harmloser Sprachgebrauch sein, daß Widukind die Kaiserkrönung Ottos ganz übergeht, hingegen mit dem Titel Imperator Heinrich I. nach der glücklichen Abweisung der Ungarn 933, Otto I. nach der Schlacht auf dem Lechfeld vom Heere selbst begrüßen läßt.[1]) Man darf doch dahinter die Meinung des ehrlichen Mönchs aus Sachsen lesen, daß es auch in der Heimat Gelegenheit genug gäbe zu Ruhm und Ehre durch die Besiegung der Feinde, die so lange furchtbar gewesen waren, ohne daß man zur Erlangung eines bloßen Titels über die Alpen zu ziehen brauche.

Denn es erschöpft wohl kaum die Meinung Widukinds, daß ihm der Imperator der Herrscher über mehrere Völker sei; auch so ist es eine Abwendung von dem Glauben, daß es nur den römischen Kaiser gäbe. Die Auffassung, daß die Macht die Hauptsache wäre und der Titel der einfache Ausdruck, findet sich auch sonst vertreten. Schon dem Verfasser der Fulder Jahrbücher in der Zeit Ludwigs des Deutschen imponiert Karls des Kahlen römischer Kaisertitel durchaus nicht, und der Mönch von St. Gallen nennt Ludwig selbst ganz unbefangen König oder Kaiser.[2]) Ebenso wird im lateinisch-deutschen Gedicht auf die Aussöhnung Ottos des Großen mit seinem Bruder Heinrich, das sich auf einen Vorfall im Jahre 941 oder wahrscheinlicher 952 bezieht, Otto schon Kaiser genannt, was er damals noch nicht war. Man nimmt zunächst an, daß es eben erst nach 962 verfaßt worden und so der Kaisertitel hineingekommen sei.[3]) Heinrich war schon 955 gestorben. Wäre das Gedicht so lange nach seinem Tode entstanden, so entginge ihm auch jede lebendige Beziehung.

Den Kaisertitel, und zwar in griechischer und lateinischer Aus-

[1]) I, 38, III, 49. Wattenbach, Gesch. Quellen I. 269 über Imperator. nach Maurenbrecher de historicis X. saeculi 40 Köpke, Widukind 161.

[2]) Ann. Fuld. 875. Mon. d. Gall. II, 11 rex vel imperator. — Beda hist. ecles V, 11 legt die imperialis potestas dem Pipin von Heristal bei.

[3]) Dies ist die nächstliegende Meinung, vgl. Kögel in Encyclop. d. germ. Philologie II, 192, wie schon Lachmann, Leiche 430, Müllenhoff, Denkmäler S. 325. — Uhland bezog es wegen der so bleibenden Schwierigkeit auf Otto II. (Schriften VII, 578).

drucksweise, hat auch der angelsächsische König Edgar sich beigelegt auf Grund seiner kriegerischen Erfolge und seiner weit sich ausdehnenden Herrschaft.[1])

Einen Widerspruch gegen den Kaisertitel oder gegen die Ausdehnung der Herrschaft über fremde Völker erhoben nun die Sachsen oder die anderen deutschen Stämme wenigstens so lange nicht, als sie sich eben als das herrschende Volk betrachten konnten.

Doch trat auch schon die Vorstellung eines Reiches mit gleichberechtigten Völkern auf; von einem Reich der Lateiner und Sachsen spricht der Lebensbeschreiber der Mathilde. Liutprand bezeichnet alle Bewohner des Reiches als unser Volk.[2]) Er ist ein entschiedener Anhänger und Parteigänger der kaiserlichen Politik Ottos des Großen. Als Gesandter am byzantinischen Hof vertrat er den Anspruch seines Herrn auf den Kaisertitel in einer eigenartigen Weise. Auf den Einwurf des byzantinischen Kaisers Nicephorus, der sich als allein berechtigten Fortsetzer des römischen Kaisertums fühlte, er sei ja kein Römer, sondern ein Langobarde, entgegnete er mit dem Hinweis auf den Ursprung der Römer von dem zusammengelaufenen Anhang des Romulus. So wenig ehrenvoll sei diese Abkunft, daß sie, die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder den Römernamen nur als Schmähwort gebrauchten, um die Feigheit und Niedertracht, den Geiz und die Verweichlichung, die Betrügerei und alle Laster zusammenzufassen.[3]) Es ist der Widerspruch der Abkunft und des Namens der höheren Stände mit der von den Unterthanen angenommenen Sprache, wie er in der Entwicklung des nationalen Gefühls der anderen romanisch-germanischen Völker, der Spanier und Franzosen gleichfalls hervortritt.

Ein Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit der Langobarden mit den nördlichen Stämmen bestand zu dieser Zeit gewiß nicht mehr, wohl aber ein kräftiger Partikularismus des Gebietes der Lombardei. Noch fehlte es auch an einem zusammenfassenden Namen für alle Bewohner der apenninischen Halbinsel, da Italien eben jetzt, abweichend von der früheren Bedeutung, nur für den nördlichen Teil gebraucht wurde.[4])

War es noch möglich, die nationalen Gefühle einzudämmen? Unter den Ottonen sind staatsrechtliche Verschiedenheiten nach Rechten

---

[1]) Bryce holy roman empire 61.

[2]) Legatio c. 40. Vita antiquor c. 16. M. G. SS. X, 582.

[3]) Legatio c. 12 MG. SS. III, 350.

[4]) So Liutprand, Antap. III, 15. Wipo vita Chuonradi c. 12. Gregors VII. Brief bei Bruno bell. Sax. c. 72.

und Pflichten innerhalb der verschieden sprechenden Bevölkerung des Reiches nicht zu erkennen. Otto II bot auch die Italiener zu einem Kriege gegen Frankreich auf. Die einverleibten Slaven waren zum Kriegsdienst kaum anders verpflichtet als die deutschen Stämme; der Herzog von Böhmen nimmt ebenso wie die andern Herzöge unter dem Oberbefehle Ottos 955 am Kampf gegen die Magyaren teil.[1])

Otto II. hält 983 zu Verona einen Reichstag ab mit den Sachsen, Sueven, Lothariern, Baiern und anderen nach Abstammung und Sprache verschiedenen Völkern, so sagt eine Nachricht, die in spätere Aufzeichnungen übergegangen ist.[2]) Und die Großen des gesamten Reiches erscheinen bei der Durchsetzung des Erbrechtes Ottos III. als gleichberechtigt. Italien war ja nicht minder wichtig. Und schienen nicht die beiden kaiserlichen Witwen selbst die Ausgleichung der nationalen Unterschiede im Herrscherhause darzustellen?

Gleichviel, ob man eine mehr oder weniger ausgeprägte Opposition schon gegen Ottos I. Römerzüge zugeben will, sei es eine politische Empfindung, Abneigung zu solchen Unternehmungen in die weite Ferne aufgeboten zu werden, oder Mißvergnügen über die längere Abwesenheit des Herrschers — unter seinen beiden Nachfolgern wuchs sie rasch heran. Bis zu einem gewissen Grad konnte man ja mit der Politik ganz einverstanden sein, ohne der Übertreibung blindlings folgen zu müssen.

Denn die Kaiserpolitik faßte bereits unter Otto zwei an sich trennbare Seiten in sich, die Vormachtstellung in Europa, als deren Konsequenz der Kaisertitel sich rechtfertigte, und das kirchliche, universalchristliche System. Etwas anderes war es schon, die erstere behaupten oder sie ins Maßlose einer Eroberungspolitik steigern zu wollen. Als Otto II. in Italien die Erfolge seines Vaters zu überbieten suchte, erwiesen sich seine Streitkräfte als unzulänglich; es fehlte auch gar nicht an Stimmen, die Maß und Beschränkung empfahlen.[3])

Der Einfluß der beiden fremden Kaiserinnen Adelheid und Theophano auf die Regierung machte böses Blut, die gelehrte Erziehung des Kindes Otto durfte gleich unpassend erscheinen wie die des Athalarich, des Sohnes der Amalasuntha, den Goten mißfallen hatte. Die mystische Frömmigkeit, die von Mathilde, Heinrichs I. Gemahlin, schon auf Otto selbst, noch mehr auf seinen Bruder

---

[1]) Alp. Mett. c. 1. M. G. SS. IV, 697 (Waitz, Verf.-G. VIII, 140). Flodoardi Annales 955 M. G. SS. III, 403

[2]) Annalista Saxo ad 983.

[3]) Brunonis vita Adalb. c. 10 M. G. SS. IV, 598.

Bruno, den bis zur Unreinlichkeit asketischen Erzbischof von Köln [1]) sich fortgepflanzt hatte, kam noch hinzu, um in Ottos III. kurzer Selbstregierung dem universalchristlichen Teil des Kaisertums bis zur Phantastik Vorschub zu leisten.

Otto III. fühlte sich kaum mehr als deutschen König, sondern nur noch als römischen Kaiser, so sehr dies der Wirklichkeit zuwider lief. Wer vermag den Irrgängen seines Denkens und Wollens zu folgen, das die wunderliche Mischung sächsischen, burgundisch-romanischen und byzantinischen Blutes bestimmte. Karl den Großen suchte er im Grabe auf und gedachte auf dem Palatin zu residieren. Die Vereinigung der deutschen Kanzlei mit der italienischen, die seit Otto dem Großen nebeneinander bestanden haben, [2]) heißt in der Sprache unserer Zeit die Realunion statt der Personalunion, es ist aber noch mehr als bloße Form der Gedanke, Deutschland von Italien aus zu regieren. Ein gleichzeitiger Schriftsteller legt ihm gegenüber den Römern die Worte in den Mund: [3]) ihnen zuliebe habe er seine Sachsen und alle Deutschen, sein eignes Blut hintangesetzt. Darin ist der Vorwurf ausgedrückt, den der Schriftsteller selbst ihm machen will. Und nicht nur die Römer hat er vorgezogen.

Die Erhebung Ungarns und Polens zu selbständigen Königreichen, wobei Otto III. dem universalchristlichen Gesichtspunkt zuliebe den nationalen Anspruch der Vormachtstellung zurücktreten ließ, mußte in Deutschland verstimmen. Thietmar enthält sich nicht, seine innere Mißbilligung durch die Worte anzudeuten, er hoffe, daß es auf gesetzliche Weise geschehen sei; aber im Fortgang seiner fast schrittweise gleichzeitigen Berichterstattung, wie das bedrohliche Wachstum der polnischen Macht unter Boleslav sich aufdrängt, da hält er mit stärkerem Tadel nicht zurück. Gott verzeihe dem Kaiser, sagt er gelegentlich, daß er einen Tributpflichtigen zum Herrn erhob. Bei der unklaren, ja landesverräterischen Haltung mancher Großen und Ritter, bei der getadelten Wegwerfung ihrer Ehre erwartet er auch von einem freundschaftlichen Verhältnis nur Schaden und Nachteil; besser wäre es, von Boleslav gar nichts zu wissen. [4])

Wie die Mission und die Erhöhung Boleslavs den nationalen Gesichtspunkt verdunkelte, zeigt auch ein Brief Brunos von Querfurt

---

[1]) Brunonis vita von Ruotger c. 30. Er stirbt an der Schwindsucht, wie wohl auch Otto III.

[2]) Kehr in Sybels hist. Ztschr. 66. 393 flg.

[3]) Bernwardi vita (Thangmar) c. 25. M. G. S. IV, 754.

[4]) Thietmar IV, 28. V, 6, VIII, 2.

an Heinrich II., als er sich der Hilfe der heidnischen Liutizen zur Bekämpfung von Boleslavs Übergriffen bediente: es sei nicht edel, einen Christen zu verfolgen.[1])

Thietmar spricht die Meinung aus, daß nicht nur Heiden, sondern auch Christen den Wechsel der Dinge, den Umsturz des Christentums erhoben hätten;[2]) er läßt freilich den Zweifel, ob er nun Slaven oder Deutsche meint. Die Kirche von Zeitz plünderte ein Böhmenheer unter Graf Dedi von Meißen!

Die allgemeine Unzufriedenheit mit Ottos III. Politik, für die Thietmar selbst den Beleg liefert, wäre wohl auch dem Fortbestand seiner Regierung in den Weg getreten, wenn nicht ein früher Tod Otto vor dem Ausbruch bewahrt hätte. Weltliche und geistliche Große waren über seine Mißgriffe sich klar geworden.[3])

Es sind doch die Nachteile der Kaiserpolitik, was sich ihnen aufdrängt als unvereinbar mit den Interessen des von Heinrich I. begründeten Reiches. Die Unterlassungssünden der äußeren Politik hatte jene Zeit selbst schon empfunden; über der Richtung nach Süden war verabsäumt worden, die Machtstellung gegen Osten zu sichern.

Während das Kaisertum seiner Idee noch auf dem Zurücktreten der nationalen Gegensätze in einer höheren Reichsordnung beruhte, war es zu einer Verschärfung gekommen. Den Italienern galt auch Ottos III. Kaisertum als Fremdherrschaft. Der Abfall der Lombarden, die Aufstellung Arduins von Ivrea als König ist nationale Opposition und die selbständige Existenz eines engeren deutschen Reiches trat dadurch hervor. Die Täuschung eines römischen Reiches war verflogen. Wohl kaum ohne Beziehung auf die Zeitverhältnisse hat Notker in St. Gallen den Satz niedergeschrieben, daß das römische Reich aufgehört habe. Sein Ruhm sinkt schon mit den Einfällen der Barbaren nach Italien, mit der Herrschaft des Odoaker und Theodorich. Dann kommen die Langobarden; ihr Joch nimmt Karl der Große hinweg und wird Kaiser. Dann folgen sächsische Kaiser. So ist das römische Reich zergangen.[4])

Heinrich II. fand aber das deutsche Königreich selbst in einem bedenklichen Zustande von Lockerung der nationalen Einheit; es ist erst sein Verdienst, wenn es sich den Außenländern gegenüber seiner Geschlossenheit sicherer wurde. Besonders an der Ostgrenze einen

---

[1]) Zeißberg, Zeitschrift f. österreich. Gymnasien 1867, S. 331.

[2]) Thietmar III. 17.

[3]) Thietmar IV, 30.

[4]) Notker, hsgg. v. Piper, I, 3—6 (prologus ad Boethium).

ehrenhaften Zustand durchzusetzen kostete ihm beständige Kämpfe. Den Anspruch auf die Herrschaft in Italien und auf die Kaiserwürde fallen zu lassen, war auch er nicht gewillt, obgleich die Verschiebung der Machtverhältnisse, der inneren wie der äußeren klar genug vor Augen lag. Doch gilt es ihm wohl mehr um die Repräsentation seiner Königswürde, um den Eindruck auf die Gemüter. Der Gegensatz der Landesart diesseit und jenseit der Alpen ward nicht mehr übersehen. Von den deutschen Grenzen spricht z. B. der Quedlinburger Chronist bei der Rückkehr Heinrichs II. aus Italien. Freilich läßt die Kriegführung gegenüber den Aufständen in Deutschland selbst keinen Unterschied erkennen.[1])

Heinrichs II. mühseliger Anfang, die Beschränkung auf Deutschland, ist ja doch nur eine Episode, wenn auch er selbst über ein verteidigendes Festhalten nicht hinauskam. Unter Konrad II. aber stieg die Macht des Reiches wieder. So besonders gegenüber Polen. In gedrückter Stimmung blickte Thietmar auf die Erhebung der polnischen Macht; Siegeszuversicht und Geringschätzung atmet eine Aufzeichnung über Konrads II. Feldzug gegen Polen. Welcher Wahnwitz, so spricht sie den Herzog an, verlockt dich, gegen das Reich römischer Tapferkeit vermessen die Waffen zu erheben? Die Gefahr wirst du zu spät inne werden, wenn deine unkriegerischen Haufen, noch so zahllos aufgeboten, von den Unsern, deren Element der Krieg ist, zermalmt werden, wie sie es verdienen.[2])

Von der Erwerbung Burgunds an konnte das Reich wieder mit Recht für die erste nicht nur, sondern die herrschende Macht Europas gelten. Mit Heinrich III. hatte sie eine Höhe erreicht wie nie zuvor. Den ganzen Süden des Reiches beherrschte er unmittelbar, Ungarn wie Böhmen war auf dem Wege, einverleibt zu werden, die Kirche schien ganz zur inneren Reichsangelegenheit geworden zu sein, seit sie unter deutschen Päpsten stand.

Heinrich III. konnte daran denken, die Ansprüche eines wirklichen römischen Kaisers zu erheben, auch Frankreich und Spanien gegenüber, die einst Provinzen des römischen Reiches gewesen waren.

Das deutsche Königreich bildet eben seit Otto dem Großen doch nur den Kern einer größeren internationalen Macht. Es ist im

---

[1]) Waitz VIII, 170, Jahrbücher Heinrichs II. Bd. II, 282. Köpke, Widukind 108, handelt von den Zeiten Ottos.

[2]) Ann. Magdeburgenses ad 1030. M. G. S. XVI, 170. Nach der Anmerkung wäre es gleichzeitig geschrieben, aber die Erwähnung der römischen Tapferkeit ist wenigstens späterer Zusatz oder Änderung.

Einzelnen schwer zu sagen, worin sich überhaupt die politische Vereinigung der deutschen Stämme als engerer nationaler Staatsverband geltend macht.[1])

Königtum und Kaisertum — regnum und imperium — sind als Begriffe leicht zu sondern, schon der Zeitpunkt der Erwerbung, die Art und der Ort scheinen sie scharf zu scheiden. Und doch flechten sie sich bei jeder Ausübung der Herrscherthätigkeit so sehr durch einander, daß fast kein Unterschied bleibt, als der ideale Überschuß an persönlicher Würde, der aus dem kaiserlichen Titel als Gemütseindruck und Glaubenssache entspringt. Wie in Deutschland kein thatsächliches Recht des Herrschers durch die Kaiserkrönung hinzukam, so gebührten dem gewählten deutschen König, oder besser fränkischen, — wie er immer noch vorzugsweise hieß, ja seit der Thronbesteigung des fränkischen Hauses mit erneuter Berechtigung — alle Rechte des lombardischen Königs und des Kaisers in Italien. Mit Nachdruck hat dies Konrad II. vertreten. Auch der von Heinrich III. erworbene Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles hieng nicht von der Kaiserkrönung ab, er stand dem deutschen König zu, der als solcher alleiniges Anrecht auf die Kaiserkrone behauptete. Wie hätte die unvermeidliche längere oder kürzere Zwischenzeit zwischen der Königs- und Kaiserkrönung davon etwas wegnehmen sollen? Allerdings liegt darin eine Unklarheit, daß das Königtum verteidigen soll, was doch nur aus der Idee des Kaisertums seine Berechtigung ableiten konnte. War das deutsche Königtum so fest gewurzelt? Die Unmündigkeit Heinrichs IV. zeigte gleich eine natürliche Schwäche, die selbst in einem erblichen Königtum Mißstände mit sich bringt.

War denn aber das deutsche Königtum erblich? Die Neuordnung der Papstwahl durch die kirchliche Reformpartei bohrt sich in diese schwache Stelle hinein, wo thatsächlich der Einfluß der weltlichen Gewalt beseitigt ward unter einer rein formellen Anerkennung in einer meisterhaften Stilisierung der Unklarheit, die über den Zusammenhang des Königtums und des Kaisertums, über persönliche Zugeständnisse und über Ansprüche, die auf die Würde fortgehen, gebreitet werden soll. Wie der Angriff verdeckt ist, war der Widerstand gegen die Neuerung ziemlich matt;[2]) man scheute auf beiden Seiten vor scharfer

[1]) Die z. B. Sicker, Königtum und Kaisertum 55, und Ranke, Weltgeschichte, VII, 97, als Thatsache hinstellen.

[2]) Es ist der sogenannte Königsparagraph des Dekretes von 1059 über die Papstwahl: Salvo debito honore et reverentia dilecti filii nostri Henrici, qui in praesentiarum rex habetur et futurus imperator deo concedente speratur,

formulierung. Die Geschichtschreiber in Deutschland halten die bisherige Anschauung vom Einfluß des Königs auf die Papstwahl fest, aber nicht durchaus in gleichem Sinne.[1] Lambert läßt noch Hildebrand sagen, er habe sich nicht eher weihen lassen, als bis er die Zustimmung des Königs und der Fürsten des deutschen Reiches zu seiner Wahl eingeholt hatte.[2] Später stehen sich dann die Meinungen schroff gegenüber. Heinrichs Anhänger verfechten das erbliche Recht des Königs und die Einsetzung des Papstes. Eine gegnerische Stimme sagt gerade heraus, so wenig Kaisertum und Königtum erblich seien, seien es ihre Rechte,[3] damit ist freilich jeder Begriff von beiden aufgehoben.

Von solchen Schwankungen unabhängig ist allerdings der geographische Begriff des deutschen Königreiches, gegeben in der Vereinigung der fünf Herzogtümer oder sieben seit der Teilung Lothringens und der Abzweigung Kärntens. Eine nationale Abgrenzung im heutigen Sinne besteht dadurch nicht. Zwar bleiben nur kleine Striche deutscher Bevölkerung außerhalb,[4] wie in Flandern, längere Zeit in den westlichen Teilen von Burgund, in der Mark Schleswig, die Konrad II. an Kanut von Dänemark abtritt. Basel rechnet noch Wipo zu Burgund, also nicht zum deutschen Königreich.

Hingegen gehören dazu beträchtliche slavische Gebiete und Landstriche mit romanischer Bevölkerung, jene meist mit Sachsen verknüpft; Lothringen war großenteils romanisch, während Schwaben und Baiern nur mehr in den Alpenländern Romanen kannten, seit das Herzogtum Friaul, die Mark Verona, Istrien zu Kärnten geschlagen worden waren.[5] Wohl bilden die Deutschen die Mehrzahl; sie

---

sicut jam sibi concessimus et successoribus illius, qui ab hac apostolica sede personaliter hoc jus impetraverint. M. G. LL. II, 2, 178. Das jus als Rechtsanspruch auf die Kaiserkrönung und die Ausdehnung auf die Nachfolger steht in einem doch kaum nur aus Ungeschick zugelassenen Widerspruch mit dem Zugestehen und dem persönlichen Durchsetzen oder Erlangen, was nur gesagt werden kann von einer Sache, die auch verweigert werden könnte. Die Lesart successorum läßt das salvo debito honore ebenso im Gegensatz zum personaliter.

[1]) Vgl. Ohly, Königtum zur Zeit Heinrichs IV. Programm von Lemgo 1889, S. 16, 28, 33, 41.

[2]) Lambert M. G. S. V, 194.

[3]) Wido de scismate M. G. Libelli de lite 564.

[4]) Waitz, Verf.-G. V, 146.

[5]) Beträchtliche Striche Oberitalien zu Baiern geschlagen durch Otto I. nach Giesebrecht I, 390, 827. Waitz V, 140. Erst im Laufe des 11. Jahrhunderts Verschiebung der Grenzen des deutschen Königreiches nach Stumpf, Forschungen zur deutschen Geschichte XV, 159.

waren das vorherrschende Volk; auch in den romanischen Gebieten war der Adel und damit auch die höhere Geistlichkeit überwiegend von deutscher Abkunft. Von einer förmlichen Zurücksetzung, von geringeren Rechten der Romanen ist keine Erwähnung zu finden. Die Großen wenigstens dieser Übergangsgebiete, gleichviel, welcher Nationalität sie zuzurechnen sind, haben alle Rechte, die die Zeit kannte. Die Patriarchen von Aquileja, die Bischöfe von Trient, von Metz oder Verdun sind nicht immer Deutsche von Geburt, aber doch deutsche Fürsten. Gottfried von Bouillon ist wohl eigentlich ein Franzose, aber doch Herzog von Niederlothringen. Die mittelalterliche Staatsauffassung, die allen lokalen Bildungen weiteren Spielraum gewährte, kennt nicht die scharf abschneidenden Grenzen nach außen und so bleibt manches unklar und im Schwanken, was heute überaus wichtig erscheint.

Wipo in seiner Lebensbeschreibung Konrads zeigt sogar die Meinung, daß die italienischen Großen nicht minder das Wahlrecht gehabt hätten, als die Großen diesseits der Alpen, sie hätten nur in der kurzen Zeit nicht kommen können.[1]) In Wirklichkeit hielten freilich nur die Bischöfe an der Verbindung mit dem deutschen Reiche fest; der Adel und die Städte zeigten weniger Geneigtheit und die Zügel mußten erst wieder schärfer angezogen werden.

Konrad bot dann die Italiener zum Zuzug gegen die Burgunder auf, die sich seiner Herrschaft nicht gutwillig unterwerfen wollten,[2]) wobei der germanisch gebliebene Teil der Burgunder durchaus keinen Zug nationaler Gemeinsamkeit mit dem deutschen Reich an den Tag legte. Hingegen fand die deutsche Herrschaft in den alamannischen Gegenden Sympathien.[3])

Seines Sohnes Heinrichs III. Politik ging völlig auf eine allgemeine Herrschaft ohne Beachtung einer Selbstständigkeit der Nationen. Er beschied die italienischen Fürsten nach Augsburg, um die italienischen Angelegenheiten zu ordnen; seine Vermählung mit der Französin Agnes wohnten die Großen aus allen Teilen des römischen Reiches bei.[4]) Zum Feldzug gegen Ungarn waren Baiern, Langobarden, Sachsen, Schwaben, Franken, Slaven, Burgunder und Polen aufgeboten.[5]) Böhmen galt nicht anders als sonst ein Herzogtum

[1]) Wipo vita Chuonradi c. 1.

[2]) „Ausnahmsweise“ Waitz, Verf.-G. VIII, 140.

[3]) Vgl. Jahn, Geschichte der Burgundionen II. 418.

[4]) Nach den Altaicher Annalen 1043 Schluß.

[5]) Ann. Altah. 1051. Die beiden letzten nennt Hermann v. Reichenau 1051.

des Reiches; bei der Unterwerfung des aufständischen Herzogs wurde er nicht strenger behandelt als es üblich war, und blieb fortan ein treuer Anhänger des fränkischen Hauses. Der Umstand, daß die böhmischen Herzoge Tribut zahlen mußten, macht zwar einen Unterschied von den übrigen Herzogen,[1]) doch hatten auch die Thüringer bis auf Heinrich II. die Verpflichtung zu einem Zins an den Königshof gehabt und von den Friesen ward die gleiche Verpflichtung zur Zeit Heinrichs V. berichtet.[2])

Aber wenn nun auch die Politik über die nationalen Grenzen sich hinwegsetzte, so bestanden doch mehr oder weniger lebhaft die nationalen Gefühle fort, wo immer deutsche und fremde Bevölkerung zusammenstieß. Der Unterschied der Sprache ist allzustark mit allen Beziehungen der Nachbarschaft und Freundschaft, der Sitte und der Lebensauffassung verknüpft.

Auch die slavischen Böhmen wurden in die geringschätzige Mißachtung eingeschlossen, die die Deutschen seit jeher und besonders seit Heinrich und Otto gegen die Slaven empfanden. Der Rückschlag an der ganzen slavischen Grenze seit Otto II. bewies, daß man ihre Feindschaft nicht unterschätzen dürfe. Die Mission hatte seitdem keine Erfolge mehr gehabt; die Herrschaft der Sachsen drückte sich nur in den Tributen aus, die einzelne slavische Bezirke entrichteten. Adam von Bremen beklagt, daß dies Bekehrungswerk ganz ins Stocken geraten war; und zwar nach einem Ausspruch des dänischen Königs wegen der Habsucht der sächsischen Großen. Bei völliger Einverleibung und Bekehrung wären eben andere Verhältnisse eingetreten. Es ist aber doch auch der Stolz der Sachsen, dem die Ausfüllung der Kluft zwischen den beiden Völkern widerstrebt. Aus ungleicher Ehe hervorgegangen nennt Lambert Otto den Bruder des sächsischen Markgrafen Wilhelm; seine Mutter war eine Slavin. An eine Ausgleichung der Unterschiede ist deshalb noch nicht zu denken. Die langdauernden Grenzkriege tragen völlig den Anstrich eines Rassenkampfes. Adam von Bremen sagt gelegentlich von den Stormarn, daß sie die Gefangenschaft bei den Slaven für schlimmer als den Tod hielten.[3])

Kosmas von Prag, der schon zur Zeit des besten Verhältnisses der Böhmen zum deutschen Reich seine Eindrücke erhielt und selbst in Lüttich sich aufgehalten hatte, spricht doch von dem angeborenen Stolz der Deutschen, die in aufgeblähter Überhebung verächtlich auf

---

[1]) Waitz, Verf.-G. VII, 106, A. 3.

[2]) Ekkehard von Aura 1114. C. M. G. S. VI 248.

[3]) Adam v. Bremen III, 25.

die Slaven und ihre Sprache herabblickten.[1]) Allerdings entwirft Kosmas selbst von den Sitten und Kulturzuständen seines Volkes ein Bild, das begreiflich macht, weshalb die Deutschen es als barbarisch bezeichneten, nicht nur im allgemeinen Sinne des Fremden, und weshalb das Christentum eine Stütze an der deutschen Herrschaft und an deutschen Bischöfen und Geistlichen zu suchen hatte. So war der erste Bischof von Prag ein Sachse, bei dessen feierlicher Einsetzung der Herzog und die Großen zu dem kyrie eleison des Volkes noch mit den deutschen Worten auf das te deum der Geistlichkeit antworteten, so blieb auch in der Folgezeit die Geistlichkeit vielfach deutsch oder deutschfreundlich, während die weltlichen Großen, die Brüder der Herzoge, einzelne Herzoge selbst Abneigung gegen die Deutschen kundgaben. So hatte Spitignew, selbst der Sohn einer deutschen Mutter, den Befehl zur Austreibung aller Deutschen gegeben, im letzten Regierungsjahr Heinrichs III., wohl ermutigt durch die Losreißung der Ungarn von der deutschen Oberhoheit, doch wurde bald das frühere Verhältnis zum salischen Hause wieder hergestellt. Es ist natürlich, daß die Böhmen die nationale Abneigung erwiderten gegenüber den zahlreichen Deutschen, die schon seit den sächsischen Kaisern sich als Geistliche und dann auch als Ansiedler in der Hauptstadt selbst, wie besonders in den Grenzstrichen sich ausbreiteten. Kosmas von Prag, der Herodot der böhmischen Geschichte, hat diese Volksstimmung in lebendiger Ausmalung überliefert. Er erzählt von den Verhandlungen, die sich über die Besetzung des erledigten Prager Bischofsitzes zwischen dem Herzog Wratisslaw, dem Anhänger Heinrichs IV. und seinen Brüdern abspielten. Der Herzog selbst will seinen Kaplan, einen geborenen Sachsen, befördern; dagegen erhebt sich auf einer Versammlung heftiger Einspruch. Man will nichts von dem hergelaufenen Fremdling wissen, der als armer Schlucker ins Land gekommen sei; der einheimische Klerus sei ebenso gebildet, in der Natur des Menschen liege es, sein Volk lieber zu haben, als ein anderes, lauter Ausdrücke, die wohl Kosmas aus der Volksstimmung heraus niedergeschrieben hat.[2])

Viel weniger ausgeprägt ist ein nationaler Gegensatz gegen die Dänen, doch wohl infolge der wahren Verwandtschaft der Sprache und Sitten zwischen Deutschen und Nordgermanen. Konrads Abtretung der Mark Schleswig an Kanut d. Gr. findet keine tadelnde

[1]) Kosmas I, 40 z. Folg. I, 36.

[2]) Kosmas II. 23.



Beurteilung. Allerdings stellt Adam von Bremen gelegentlich Ungarn und Dänen, Slaven und Nordmanen als barbarische Völker nebeneinander;[1]) erwähnt den „barbarischen Namen" Tymmo, den Bischof Thiedmar von Hildesheim, ein mit Gunhilde, Tochter Knuts und erster Gemahlin Heinrichs III. nach Deutschland gekommener dänischer Geistlicher früher geführt habe.[2]) Lambert nennt ja auch Wilhelm den Eroberer gelegentlich einen Barbaren; es ist eben der klassische Ausdruck für einen Ausländer.

Übrigens schreibt gerade Adam von Bremen unter dem Einfluß der geänderten Verhältnisse, wie sie seit dem Übergang der Dänen zum Christentum und durch Adalberts von Bremen Bemühungen um den nordischen Patriarchat bestanden und den nationalen Gegensatz überbrückten. Adam berichtet, daß die Gesetze des Dänenkönigs Herold wegen seines Ansehens nicht nur von den Dänen, sondern auch von Sachsen, Transalbingern und Friesen befolgt worden seien.[3]) Mit Sven Estrithsen trat Adam selbst in persönlichen Verkehr, einer von den Beweisen dafür, daß der sprachliche Verkehr in diesen Grenzlanden andere Bedingungen vorfand als sonst.[4]) Er lobt auch die Sitten der Norweger, die nur durch die Habsucht der Geistlichen verdorben würden und die Genügsamkeit der Isländer; von seinem in diesen Zeiten wunderbar vorurteilsfreien Sinn zeugt das Zugeständnis, daß sie vor Empfang des Glaubens nach einem gewissen natürlichen Gesetz nicht allzusehr von der christlichen Religion sich unterschieden.[5])

Was aber vor Allem wichtig erscheint, der Gegensatz zwischen deutschem und romanischem Wesen, ist von der kaiserlichen Herrschaft in Italien durchaus nicht überwunden. Die Jahrbücher von Altaich zeichnen den rhetorischen Überschwang der Lombarden, die in kühnen Drohungen sich ergehen, aber sich keineswegs getrauen sie auch auszuführen.[6]) Ekkehard IV. von St. Gallen gibt wiederholt seine lebhafte Abneigung gegen das romanische Wesen in seiner nächsten Nähe Ausdruck: es ist das Verhältnis der Alemannen zu den Rhätoromanen. Aus dem Leben ist es gegriffen, wie der Knecht des

[1]) III. 31.
[2]) II. 75.
[3]) II. 26 vgl. Helmoldi chron. Slavorum I. 15.
[4]) Vgl. Müllenhoff, Zeitschrift f. deutsches Altertum X. 163, Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung I. 60.
[5]) Adam IV. 30. IV. 35.
[6]) Ann. Altah. maj. 1064.

Almoseniers einem Scheinlahmen aus Churrätien das Bad immer heißer macht, weil er ruft cald est in seiner bäurischen Sprachweise, bis Ekkehard selbst dazwischen fährt.[1])

Auch sonst verbindet er, wie nur je ein Humanist der späteren Zeit mit dem Bestreben für die Pflege der lateinischen Sprache eine unbeirrte Anhänglichkeit an das Heimische; wenn er selbst die Barbarei tadelt, so hat doch der Fremde kein Recht dazu. In einer Handschrift findet er eine heruntersetzende Schilderung des Gesanges seiner Landsleute zur Zeit Karls des Großen: aus ihren berghohen Körpern breche die Stimme wie Donner ohne jede Rücksicht auf kunstvolle Melodien und Wohllaut; in ihrer verzechten Kehle werden die Verschleifungen, Koloraturen und Akkorde zu einem mißtönenden Geräusch, als ob Wägen über einen gepflasterten Weg rasselten. Da schreibt Ekkehard an den Rand: man sehe daraus die gewöhnte Überhebung der Römer gegen Deutsche und Franzosen.[2])

Bei den Italienern war die Abneigung gegen die Deutschen nicht minder entwickelt. Von ihrem Hochmut und ihrem gleichsam angeborenen Haß sprechen die Altaicher Annalen beim Aufenthalt Herzog Ottos von Baiern in Italien 1068. Fast nur mit den Mitteln des Schreckens, sagt man,[3]) wäre die deutsche Herrschaft in Italien aufrecht erhalten worden, unter dem Druck der Fremdherrschaft sei das nationale Gefühl erstarkt. Doch bestand auch infolge der systematischen Einschiebung deutscher Geistlicher, die gerne zu Bischöfen in Oberitalien erhoben wurden, durch Heinrich II. und besonders durch Heinrich III., eine deutsche Partei. Die nachfolgenden Ereignisse haben auch noch eine andere Interessengemeinschaft gegenüber dem Aufschwung des Papsttums gezeigt.

Heinrich III. stellt in der Geschichte des deutschen Volkes den Höhepunkt dar, den die Verbindung der Kaiserwürde mit dem deutschen Königtum erreichen konnte, so lange die anderen europäischen Nationen in ihrer inneren Entfaltung hinter dem Aufschwung der deutschen Macht zurückgeblieben waren. Aber noch unter ihm be-

[1]) Cas. S. Galli ed. Meyer v. Knonau c. 83, vgl. c. 72

[2]) M. G. SS. II. 102 Anm. und Dümmler, Ostfränk. Reich I. 218.

[3]) So Giesebrecht III, 28.

gann dieses Verhältnis sich zu verschieben; in Ungarn wandte sich der nationale Abschließungstrieb gegen die Ansprüche deutscher Oberherrschaft; Kastilien erhielt durch die Glaubenskämpfe seine nationale Ausprägung, einen nationalen Vorkämpfer, der vielen Königen gleichwog und die nationale Dichtung entzündete, und es wollte von den Ansprüchen des Kaisertums nichts wissen. Noch rascher und inniger war die nationale Zusammenschmelzung in Frankreich, dessen Geistlichkeit die gebildetste, dessen Ritterschaft die tapferste und abenteuerlichste, dessen Sprache und Dichtkunst die ausgebildetste genannt werden mußte.

Aber wenn es sich um die Möglichkeit der Fortdauer der deutschen Machtstellung in Europa handelte, wie sie Heinrich III. in den ersten Jahren seiner Herrschaft errungen hatte, so war die Hauptfrage, wieweit das deutsche Volk selbst sich zur Aufrechterhaltung derselben fähig und gewillt zeigte, inwiefern es nach seiner Zusammenfügung aus Stämmen, nach den Interessen der verschiedenen Stände eine geschlossene Einheit darstellte, die den Glanz und die Macht seiner Könige und Kaiser als eigene Sache, als Gegenstand des nationalen Gemeingefühles, als Aufgabe der nationalen Ehre verteidigte.

In den äußeren Unternehmungen waren die deutschen Stämme als politische Einheit zunächst von den Fremden, den Italienern, aufgefaßt worden; durch den Ruhm der Herrschaft konnten sie sich zusammengehalten fühlen und durch das Bewußtsein der Macht konnte der Entwicklung eines gemeinsamen Nationalgefühles vorgearbeitet sein, wenn schon die inneren Triebe und Kräfte der Einigung dafür langsamer wirkten als gerade bei den Nationen, die durch das Kaisertum Heinrichs III. ihre Selbständigkeit bedroht sahen.

Und immerhin durfte ja das deutsche Volk oder wenigstens der waffenführende Teil desselben sich im Reich als das herrschende Volk betrachten, obgleich die Idee des Kaisertums und die Aufgaben desselben halb kirchlich, halb international waren. Gegen Ruhm und Glanz ist kein Volk unempfindlich und gleichgültig, und es fehlt nicht an Spuren dafür, daß die Erfolge Heinrichs III. als Gewinn für das Volk, der Anspruch auf europäische Vorherrschaft als berechtigt sich ins Gemüt eindrückten. Ein lebhaftes und stolzes Selbstgefühl für die Würde des Reiches zeigt sich auch über die Zeit Heinrichs III. selbst hinaus bei den wenigen Geschichtschreibern oder Schriftstellern, die überhaupt ihre Auffassung, ihre Stellung zu den Zeitereignissen erkennen lassen. In Beziehung auf den 11jährigen Knaben Heinrich sagt ein Chronist, daß deutsche Könige nicht pflegen, durch die Drohungen irgendwessen erschreckt zu werden oder vor ihnen zurückzuweichen,

und von seiner ersten Heerfahrt nach Ungarn, daß noch nichts geschehen sei, was des Königs Namen würdig gewesen.[1])

Lambert berichtet von der Beschuldigung Annos von Köln, daß er Wilhelm den Eroberer von England herbeigerufen habe, um zu Aachen das Reich zu erwerben. Er läßt den Anno sich verantworten, er sei nicht so unverständig oder gleichgültig gegen das gemeine Wohl daß er zur Kühlung einer Privatrache das Vaterland den Barbaren verraten wolle, und kein Vernünftiger könne so Ungereimtes von ihm argwöhnen. Er reinigt sich dann durch einen Eid gegen die Anschuldigung des Hochverrates; doch zieht der König selbst nach Aachen, um die Stadt zu sichern.[2])

Lambert, der doch für die Person Heinrichs IV. wenig sich eingenommen beweist, läßt 1075 vor der Schlacht bei Hohenburg den Schwabenherzog Rudolf die bewaffnete Erhebung der Sachsen als Beschimpfung des deutschen Reiches bezeichnen, die durch alle folgenden Jahrhunderte nicht zu tilgen sei. Die Annahme des Königstitels von Seiten des Herzogs von Polen scheint ihm Anmaßung, nachdem Polen durch die Tapferkeit der Deutschen unterworfen und zur Provinz gemacht worden war. Die Fürsten, fährt er fort, denen die Würde des Gemeinwesens oblag, waren tief betroffen und machten es sich zum Vorwurf, daß über ihre inneren Kämpfe die Macht der Barbaren angewachsen war, daß der Herzog der Böhmen sengend und brennend das deutsche Reich verheert und jetzt der Herzog der Polen zur Schmach des deutschen Reiches den Königsnamen unverschämt sich beilege.[3])

Nur darf man solche Aussprüche nicht für den Beweis halten, daß die Auffassung einzelner Schriftsteller die allgemeine ist. Es ist die geistlich-literarische Stufe unseres Nationalgefühles, für die ein starkes Königtum fast allein die Volkseinheit darstellt.[4])

Aber dabei ist die Persönlichkeit des Königs die Hauptsache. Das unbedingte Recht die Wehrmacht aufzubieten, das die Chronisten dem Könige zuschreiben[5]), hat doch schon vorher seine Schranken am

---

[1]) Ann. Altah. maj. 1061, 1063.

[2]) zu 1074 M. G. SS. V. 216.

[3]) zu 1075. 1077. (226. 255).

[4]) Ähnliche Auffassungen zeigen die Altaicher Annalen durchaus; die Vita Heinrici, Adam von Bremen, die Ann. Augustani in der schärfsten Parteilichkeit für Heinrich IV., die selbst die Scene von Canossa als eine ganz harmlose Begegnung kurz abthun, und Gregor VII. in der Hölle erblicken lassen; Ekkehard IV. und seine Fortsetzer.

[5]) Vgl. Ohly, Königtum und Fürsten bes. 17. 29.

guten Willen der Großen; es setzte ein Vertrauen voraus, wie es eben nicht vererbt wird.

Heinrich IV. nahm die ganze Machtfülle seiner Vorgänger als erbliches Recht in Anspruch, aber es gelang ihm nicht, sie zu behaupten. Zu dem Kriegszug nach Ungarn 1074 weigerten ihm die Fürsten die Unterstützung; fortan gilt ihre Zustimmung zu Heerfahrten als erforderlich.

Heinrichs IV. Regierungszeit ist auch sonst die Krisis für die Stellung des Königtums innerhalb der Nation. Die Zeit der Vormundschaft war freilich auch nicht geeignet, sie zu befestigen. Aber die Zeitgenossen haben doch überwiegend es Heinrich IV. selbst schuldgegeben, daß Reich und Königtum in die größte Verwirrung gestürzt wurde.

Deren Ursprung waren die Rechtsansprüche, die er den Sachsen gegenüber erhob. Sie wurden auch damals sehr verschieden beurteilt,[1]) aber der jugendliche Herrscher täuschte sich über seine wirkliche Macht und entfesselte einen Widerstand, dem er weichen mußte.

Hat er aber auch in anderen Dingen die Würde des Königs bewahrt, wie es allenthalben Pflicht eines Kronenträgers ist?

Es war erst nach der Zerstörung der Harzburg, was Bruno erzählt, daß er sich vor den Fürsten demütigte um seine Rache durchzusetzen; er habe sich vor ihnen zu Boden geworfen, unter Weinen seine Klagen vorgebracht, ihre Füße geküßt.[2]) Die Scene in Canossa darf also noch viel weniger nach späterer Auffassung beurteilt werden. Die Zeitgenossen haben sie ihm kaum verdacht; während man ihm die Hilfe des böhmischen Herzogs zum Vorwurf macht. Es ist der beständige Widerspruch ihrer Reichsangehörigkeit und der nationalen Abneigung, wenn Bernold von Blasien den Böhmen dabei Unmenschlichkeit nachsagt oder gar den Verkauf der Gefangenen an die Hundsköpfe der fabelhaften Ethnographie.[3])

Lambert hingegen berichtet die Verleihung der Ostmark an den Böhmenherzog ohne weitere Kritik. Die Sachsen selbst warfen Heinrich IV. auch vor, daß er aus Haß gegen sie mit den ausländischen Fürsten und Völkern Unterhandlungen angeknüpft habe, ihnen Reichsteile zum Entgelt für Hilfe gegen die Sachsen versprochen habe. Und mochten auch die Sachsen selbst den anderen Teilen des Reiches gegen-

[1]) Vgl. Waitz, carmen de bello Saxonica S. 24, 28.

[2]) Bruno bell-Saxon. c. 35.

[3]) Bernoldi chron. 1077. M. G. (S. V. 434.)

über sich stellen, eine solche Verleugnung der Würde des Reiches von seiten des Königs wog doch viel schwerer als etwa Konrads Abtretung der Mark Schleswig an Dänemark. Die Art der Berichterstattung läßt denn auch im ganzen wohl erkennen, daß diese Dinge dem Gefühl von der Würde und Macht des Reiches, wie es durch die Vergangenheit hervorgerufen und genährt war, entschieden widersprechen. Adam von Bremen erwähnt schon zum Jahre 1069 eine Unterredung zwischen Heinrich IV. und dem König von Dänemark; Lambert spricht von Aufhetzungen des Königs von Ungarn, dem ein Teil des Reiches ebenso wie dem König von Dänemark versprochen worden sei; ebenso von Gesandtschaften zu den Liutizen, den erbittertsten Feinden der Sachsen, die durch die Aussicht auf völlige Vernichtung der Sachsen gelockt werden sollten, und noch mehr weiß Bruno, in seiner übertreibenden Art den Ausdruck der aufgeregten Volksmeinung der Sachsen, zu berichten. Ihm erweitert sich auch der innere Streit schon zur internationalen Angelegenheit; in jenen Zeiten, sagt er, griff die Absetzung der Könige um sich.[1])

Im Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV. verflechten sich zwei an sich verschiedene Kräfte, die in den Ereignissen selbst kaum zu sondern sind, aber doch getrennten Ursprung haben. Es ist der Stammespartikularismus und das Streben der Großen. Die Pläne Heinrichs IV. hätten, wenn durchgeführt, die Königsmacht beträchtlich gesteigert; sie zielten, wie es scheint, einerseits auf eine Besteuerung aller Freien, andererseits auf Güter, die in die Hände der Fürsten übergegangen waren und die Heinrich für die Krone zurückforderte.[2])

Die Grundstimmung, die Abneigung und das Mißtrauen gegen das fränkische Königsgeschlecht war unter Konrad II. und Heinrich III. niedergehalten worden; der Enkel und Sohn erbte, wie so häufig in der Geschichte sich zeigt, einen im stillen großgewachsenen Feind. Konrad hatte nach Wipos Bericht so gut als seine Vorgänger dem sächsischen Stamme die Geltung seines „grausamen Gesetzes" bewilligen müssen, also Rechtsordnungen, die den anderwärts geltenden nicht entsprachen. Wipo spricht auch von dem Zaum des Gesetzes, mit dem er die Sachsen und die Baiern festgehalten habe. Zur Nachricht von seinem Tode setzen die Hildesheimer Jahrbücher die bezeichnenden Worte: Niemand habe seinen Tod beseufzt. Auf Beliebtheit in Sachsen deutet das nicht. Zu einem Aufstand ist es allerdings

[1]) Bruno c. 83.

[2]) Vgl. Waitz' Verf.-G. VIII, 388. Eckerlin, Ursachen des Sachsenaufstandes (Prgr. v. Burg 1883) S. 22.

unter Heinrich III. nicht gekommen, aber die tiefe Ruhe, die in Sachsen herrscht, gegenüber der Verschwörung in Oberdeutschland,[1]) ist die Stille vor dem Gewitter, wie Wetterleuchten zeigt der Mordplan des Grafen Thiadmar die Spannung. Ob Heinrichs III. Aufenthalt in Goslar den klar gereiften Plan bedeutet in Mitte eines unsicheren Gebietes in der Nähe der königlichen Silbergruben einen festen Herrschersitz zu begründen, ist bei dem jähen Abbruch seiner Thätigkeit nicht mehr mit Sicherheit festzustellen.[2]) Jedenfalls galt ein solcher ständiger Aufenthalt an einem Ort für die umwohnenden Sachsen als eine Belastung.

Von Heinrich IV. forderten sie später, daß er zuweilen Sachsen verlasse, wo er schon von Kindesbeinen an residierend in Müßiggang und Thatenlosigkeit fast erschlafft sei.[3]) Hinter dieser Sorge für die Aufgaben des Königs steckt aber die Besorgnis um eine Fremdherrschaft, denn kaum viel besser schien es ihnen, das fränkische Königtum auf sächsischem Boden auszuüben. Bei Adam von Bremen bezeichnet der Herzog Bernhard den Erzbischof Adalbert von Bremen als Kundschafter, der ins Land gesetzt sei, um die schwachen Stellen den Fremden und dem Kaiser zu verraten.[4]) Die Errichtung zahlreicher Burgen rings um den Harz, die schwäbischen Ritter, deren Besatzung steigerten die Erregung zur Fieberhitze. Die Sachsen versahen sich von Heinrich IV. des Gedankens, ihren Stamm völlig auszurotten und das Volk der Schwaben an ihre Stelle zu setzen.[5])

Nach der Auswechselung des Herzogs Magnus gegen die Besatzung von Lüneburg läuft das spottende Wort: Um siebzig Schwaben kauft man einen Sachsen.[6])

Es handelt sich allerdings zunächst um die schwäbischen Ritter Heinrichs IV., wie auch bei der von Heinrich 1074 eingegangenen Friedensbedingung, in Sachsen alles nach dem Rate von Sachsen anzuordnen und keinen Menschen auswärtigen Stammes als Berater zuzulassen.[7])

Ein lebhaftes sächsisches Stammesgefühl, ein politischer Partikularismus, dessen Consequenz zur Rückbildung des deutschen Reiches als

[1]) So Steindorff, Jahrb. Heinrichs III. Bd. 2, 366. Richtiger wohl Echerlin S. 21.

[2]) Waitz, Verf.-G. V, 243, A. 3, widerspricht Nitzsch, vgl. Meyer von Knonau, Jahrb. Heinrichs IV. 1, 698.

[3]) Lambert 1074 M. S. S. V. 196.

[4]) Adam von Bremen III. 5.

[5]) Bruno c. 36. Lambert 1073. M. G. SS. V. 195.

[6]) Bruno c. 21.

[7]) Ebenda c. 32.

Bund der im Innern selbständigen Stämme hätte führen müssen, macht sich in dieser Zeit bemerkbar. Partikularistische Färbung trägt ihr Aufstand. Zu den auswärtigen Stämmen (gentes) den König zu verfolgen, war nicht ihr Plan, sagt Lambert gelegentlich, der freilich nicht als Sachse zu betrachten ist. Bruno berichtet von einem Bündnis, das die Schwaben den Sachsen anbieten, damit keines der beiden Völker dem König zur Unterdrückung des andern beistehe.[1]) Er spricht dann vom Reich der Sachsen im Gegensatz zum deutschen Reich, wie auch Gregor VII.[2])

Denn noch behaupten sich die Stämme als geschlossene Einheiten trotz unsicherer geographischer Grenzen,[3]) vertreten durch die Aristokratie der Großen unter dem Herzoge. Ist dieser aus einem andern Stamme, so behält er persönlich seine Stammesangehörigkeit, die die Chronisten sehr scharf festhalten. Gegen Otto von Nordheim, Herzog von Bayern, befragt Heinrich IV. die sächsischen Großen über das Urteil wegen Hochverrates.[4]) Die Einsetzung Welfs als Herzog von Bayern, ohne Befragung der bayerischen Großen, erscheint Lambert als eigenmächtig und gegen Sitte und Recht verstoßend.[5]) So tadeln die königstreuen Stimmen den Stamm der Sachsen im Ganzen, ihre Wildheit, Härte oder Treulosigkeit.[6]) Die Schwaben behaupten das Recht des Vorkampfes; nach dem alemannischen Gesetz, sagt Berthold oder sein Fortsetzer[7]), worin freilich der Begriff des Stammesrechtes nicht liegen kann.

Heinrich IV. hatte die Erhebung der Sachsen in demselben Sinne für einen Frevel gegen das unverjährliche geheiligte Recht seines Königtums erachtet, wie ihn Lambert vor der Schlacht bei Hohenburg Herzog Rudolf von Schwaben in dem Mund legt, es sei eine Schmach für das deutsche Reich, in allen folgenden Jahrhunderten nicht zu tilgen.[8]) Lambert schreibt auch den Fürsten insgesamt ein lebhaftes Gefühl für die Würde des Gemeinwesens zu, das durch die

[1]) Lambert zu 1075 S. 200. Bruno c. 37.

[2]) Bruno c. 121 u. 120 rex Saxonum bei Waltram de unitate ecclesiae II. 16. vgl. Waitz, Verf.-G. V. 132. VI. 404.

[3]) Usinger, Das deutsche Staatsgebiet, Sybels Hist. Zeitschr. 27, 375 und Waitz, Carmen de bello Saxonico S. 21.

[4]) Lambert 1070 (177).

[5]) Lambert 1071. (179.)

[6]) z. B. Ann. Augustani 1079. 1080. vita Heinrici IV. c. 3. carmen de bello Saxon. I 117. 188. III. 210. 268. 273. Auch Lambert (ingenita feritas 1073. (V. 199).

[7]) Bertholdi chron. 1075 (M. G. S. V. 278) und die Anm.

[8]) Lambert zu 1075 S. 226.

Einfälle des Herzogs von Böhmen und den angemaßten Königstitel des von Polen erregt worden sei.[1])

Gleichwohl sind die eigentlichen Feinde und Verkleinerer der Macht des deutschen Königtums weit mehr in den Reihen des hohen Adels zu suchen. Mit dem Partikularismus der Sachsen hat Heinrich sich später abzufinden verstanden. Wenn man aber nach den Gesinnungen der Fürsten des Reiches fragt, nach ihrer Opferwilligkeit für die Aufrechterhaltung der deutschen Vormacht in Europa, so kann man in den letzten Jahren Heinrich III. und in der Regierung Heinrich IV. gegenüber der Ottonenzeit kaum einen Fortschritt entdecken.

Der abgesetzte Herzog Konrad von Baiern ging 1053 ohne Bedenken zu den Ungarn über und führte ein Heer derselben in die Grenzen des Reiches; noch gefährlicher war die Verschwörung gegen Heinrich 1055 zwischen Gebhard von Regensburg, dem Stiefoheim des Kaisers und Welf von Kärnten, mit dem Plane, den Kaiser zu ermorden, die Krone an Konrad zu bringen, wobei man auf den Beistand der Ungarn rechnete. Ein monarchisch gesinnter Berichterstatter nennt dieß allerdings eine klägliche Unthat, aber ein anderer, an sich geistig höher stehender, enthält sich jeder Beurteilung und sagt nur, daß der Kaiser „gewissermaßen gesetzmäßig" die Besitzungen des Herzogs Konrad eingezogen habe.[2]) Kurz vorher hat er dann die Mitteilung von der Mißstimmung der Großen und Niederen gegen den Kaiser. Aber auch in Sachsen hatte schon früher der Bruder des Herzogs, Graf Thiadmar dem Kaiser nach dem Leben getrachtet. Der Beweis für solche Beschuldigung war allerdings nur durch das Gottesgericht eines Zweikampfes erbracht, in dem der Graf gegen einen Ritter des Kaisers fiel.[3]) Die Zeitgenossen berichten es als Thatsache. Kennzeichnend ist es doch, daß der Sohn des Getöteten ihn rächt und den Sieger an den Beinen zwischen zwei Hunden aufhängt.

Neben solchen Gefahren erscheinen die strahlenden Erfolge eines hochstrebenden Herrschers nur wie ein Meteor, das ohne weitere Wirkung vorüberzieht. Was erbte Heinrich IV. davon? Die Großen der Sachsen verlachten ihn als Knaben,[4]) an seine Entthronung, an seine Ermordung dachten sie ohne viel Bedenken; nur der Zufall hielt die

---

[1]) Ebenda zu 1077 S. 255.

[2]) Ann. Altah. maj. 1055 (miserabile facinus) Hermannus Augiensis 1053. M. G. SS. V. 133 quasi legaliter.

[3]) Lambert 1048, Adam v. Br. III. 8.

[4]) Adam III. 92.

Vollendung auf.[1]) Von der alten Freiheit, die sie anstrebten, redet Adam von Bremen: es ist das Schlagwort der deutschen Libertät.[2]) Heinrich IV. wird wie ein Gegenstand, dessen Besitz die Macht verleiht, wie ein Fetisch behandelt; Otto von Nordheim wird eines Mordanschlages auf den Jüngling bezichtigt: ist es bloße Verläumdung gewesen? Den späteren Vorschlag Heinrichs seinen Sohn zum König zu wählen, dann wolle er Sachsen nicht mehr betreten, lehnt derselbe Otto, die Seele der Opposition, mit der höhnischen Antwort ab, daß das Kalb wohl der Kuh gleichen werde.[3]) Wenn in diesem Ausspruch nicht nur persönliche Feindschaft sich ausdrückt, sondern die Ansicht, daß Heinrich unwürdig sei und das Königtum dem Würdigsten gebühre, nicht dem Nächsten am Throne — mit welchem Recht konnte ein Ekbert von Meißen nach der Krone greifen und an Lothar von Suplinburg einen Helfer finden? Einst hatte er dem königlichen Knaben das Leben gerettet; jetzt reizte Eigennutz und Ehrgeiz ihn an, den König zu spielen.

Charaktere dieses Schlages sind nicht etwa die Ausnahmen, son- sondern typisch für den hohen Adel des deutschen Volkes. Was ihre Handlungsweise bestimmt, ist im Gegensatz zu jeder höheren Idee, sei es nun des Königtums oder Kaisertums oder des Reiches und seines Vorteils ein rein persönlicher Antrieb, verletzter Stolz und Ehrgeiz, Abneigung gegen jede höhere Gewalt und Macht, Begehrlichkeit und Habsucht, welche durch nichts in Schranken gehalten werden, und vor nichts als Mittel und Ziel zurückbebt. Denn an eine andere Begründung des Handels denken die Berichterstatter gar nicht,[4]) und vielleicht gerade deswegen, weil kein Zweifel darüber bestand. Erweiterung des Besitzes, Festhalten des Errungenen, Ausübung ihrer Macht gegen die Unterthanen, Mißtrauen gegen jede Gewalt, die ihren Rechten gefährlich schien, Erhebung gegen dieselbe, wenn es vorteilhaft schien, das waren die Gesichtspunkte ihres Handelns, alles andere trat zurück. Auch der Eid bindet nicht länger als der Vorteil.

Eine Geschichtschreibung, die sich auf der Erzählung der Haupt- und Staatsaktionen beschränkt, wird es vornehm verschmähen, die

[1]) Lambert 1057 M. G. S. V. 158.

[2]) Pristinam libertatem. Adam III. 33.

[3]) Bruno c. 125.

[4]) Für die Verschwörung Ernsts von Schwaben, Konrads von Franken, Friedrichs von Lothringen hat Wipo keine andere Motivierung als hoste pacis diabolo suadente. Bei Gebhard, Stiefoheim Heinrichs III., spricht Giesebrecht II. 520 nur von unbefriedigter Herrschsucht. Steindorff Jahrb. II. 319 bei Welf u. Gebhard von tiefem Haß, dessen Entstehung dunkel, bei Gebhard rätselhaft sei.

Gesinnung und Denkweise der Frauen in Betracht zu ziehen. Und doch drücken sie jedem Volk und jedem Zeitalter ihr eigenstes Gepräge auf, schon nach dem längst gewürdigten Gesetz der Erblichkeit, durch ihren Einfluß auf die Söhne. Er mag sich häufig im Dunkeln bergen; aber es wäre doch einseitig, die Frauen dieses Zeitraums nach den wenigen zu beurteilen, auf denen das Auge der geistlichen Geschichtschreiber mit Wohlgefallen ruht, wie etwa auf der Mathilde, Witwe Heinrichs I. Der Weihrauchdunst, der die selbständigen Lebensbeschreibungen hochgestellter Frauen durchzieht, die Befangenheit und Rücksicht der Verfasser verhüllt gefällig das eigentlich Wissenswürdige. Im allgemeinen scheinen die Frauen dieser Zeit kaum besser gewesen zu sein als die Männer. Gerade in dem schrankenlosen Walten der persönlichen Antriebe zeigt sich wohl auch ihr Einfluß: an Stolz auf Macht und Besitz, an Begehrlichkeit und Gewissenlosigkeit werden sie den Männern nicht nachgestanden haben. Erbtöchter und Witwen erfreuen sich hoher Geltung; viele der mächtigsten Geschlechter, wie die Hohenstaufen und Welfen, sind so emporgehoben worden.[1])

Wenigstens den Vorwurf eines schweren Versäumnisses hat man Heinrich III. nicht ersparen zu können geglaubt. Wipo, der Biograph seines Vaters, erteilte den Rat, die Abneigung der deutschen Großen gegen geschriebenes Recht und Bildung abzustellen; und man hat gemeint, Heinrich hätte auf der Höhe seiner Macht durch Aufnahme der Gesetzgebung, durch Aufzeichnung der Kaiserrechte eine geschriebene unverbrüchliche Verfassung des deutschen Reiches herstellen sollen, welche die Thronfolge sichern und gegen die wechselnden Einflüsse, gegen die Zufälle des Todes u. dgl. befestigen, die fürstliche Gewalt in Grenzen bannen, die innere Ordnung, die Sicherheit der Personen und des Eigentums begründen konnte.[2]) Und das alles trotz der Abneigung der Großen gegen den Buchstaben des Gesetzes.

Allerdings hat Wipo mit scharfem Blick die Grundschwäche der deutschen Königsmacht erkannt, die vielleicht Heinrich III. entging, da er sonst an nähere Ziele gedacht hätte. Aber diese Schwäche hieng so tief mit dem Volkscharakter, mit der Entwicklungsstufe des deutschen Volkes selbst zusammen, daß auch die Befolgung seines Rates nichts als ein beschriebenes Papier hätte schaffen können. Jeder Anspruch mußte durch die persönliche Anstrengung und Machtentfaltung durchgesetzt werden. Wie wäre daran zu denken gewesen, daß die Großen aus freien Stücken auf das verzichtet hätten, was sie für ihr angeborenes Recht erachteten!

[1]) Vgl. Waitz, V. 427. Vieles derart hat der sächsische Annalist.

[2]) Giesebrecht II. 446.

Solchen Gesinnungen hätte auch ein geschriebenes Gesetz keinen Abbruch gethan, und stets stand der einen Person des Königs die vielköpfige Menge der aufstrebenden reichsfürstlichen Geschlechter gegenüber, die nicht der Existenz des Königtums an sich abgeneigt waren, besonders wenn es Jedem Einzelnen erreichbar war, sondern es nur möglichst schwach haben wollten.

Wieder konnte, wie schon öfters bisher, die hohe Geistlichkeit des Reiches in der Sache des Königtums ihre eigene verteidigen und sich als Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zum besten der Einheit und Würde des Reiches bewähren. Aber deutlicher als je zeigt sich, daß auch sie dabei von Eigennutz, von der Hoffnung auf Gewinn und Erweiterung ihrer Macht, nicht von vaterländischer Hingebung angetrieben war. Anno von Köln ließ sich von dem königlichen Knaben den neunten Teil der fiskalischen Einkünfte zuschreiben; Adalbert von Bremen, an sich ein treuerer Bundesgenosse, verfolgte doch zugleich hierarchische Herrschaftspläne, die weit über alle Grenzen des Reiches hinausgiengen und bei denen wohl auch er kaum an dessen Nutzen und Vorteil dachte.

Es lag doch in der Verbindung der Geistlichkeit mit dem Königtum auch eine Gefahr. So lange sie Förderung und Bereicherung von ihm erwarten durfte, stand sie ihm zur Seite, wenn aber die Kirche, die internationale Organisation der Geistlichkeit, sich darauf besann, ob sie ihre Aufgabe nicht selbständig ohne Dienstbarkeit gegen das deutsche Königtum lösen könne, drohte die Aussicht, daß der nationale Gesichtspunkt hinter den internationalen zurücktrat. Dann erwiesen sich alle Zuwendungen der Könige an die Geistlichkeit als ebenso viele Einbußen der weltlichen Gewalt. Unter Heinrich II. und Konrad II. hatte der weltliche Dienst der Geistlichkeit zum besten des Reiches vorgewogen; daß Heinrich III. der strengeren Richtung innerhalb der Kirche selbst Vorschub leistete, ohne die Möglichkeit zu erwägen, daß diese sich selbst zu bestimmen und unabhängig zu machen bestreben werde, zeigt wenig Scharfblick.

Die Fortdauer des früheren Verhältnisses fand eine matte und kurze Verteidigung von seiten der deutschen Bischöfe, die ihre aristokratische Stellung in der Kirche und dem Reich festhalten wollten, aber bald nachgeben mußten. Die demagogische Strömung überwältigte jeden Widerstand; die Bischöfe mußten selbst den neuen mönchischen Forderungen an die niedere Weltgeistlichkeit Vorschub leisten. Es gereichte der neuen Richtung in der Kirche zum Vorteil, daß seit Geschlechtern der kirchliche Aberglaube gepflegt worden war.[1]) Neue

[1]) Giesebrecht III, 235.

Heilige, neue Wunderthaten tauchten auf, wie in Zeiten religiöser Erregung zu geschehen pflegt.

Als der Papst sich in die Entzweiung zwischen dem Könige einerseits, den Sachsen und dem Reichsfürstentum andererseits einmengte, da hatte das Königtum der ungeheuren Macht der Kirche über die Gemüter nicht entfernt einen ähnlichen Zauber der Popularität entgegenzusetzen. Das bloße Festhalten am Alten und Herkömmlichen war überflutet von dem Ansturm der demagogischen Kampfweise, mit der Gregor VII. die widerstrebendsten Gegensätze zusammenrief; das lockere Christentum der Sachsen und die Selbstsucht der Fürsten und die Überzeugung von der höheren Stellung der Geistlichkeit und des Papsttums, wie sie von den Klöstern des Schwarzwalds ausgetragen wurde. Gregor selbst leitete die weltliche Gewalt der Könige und Herzoge vom Teufel ab, der die Begründer der Reiche durch Hochmut, Raub, Treulosigkeit, Mord usw. angetrieben habe, über ihresgleichen zu herrschen; hingegen habe Kaiser Konstantinus die Bischöfe Götter genannt,[1]) und später fragt er, welcher König Tote auferweckt, Aussätzige gereinigt habe usw. In solchen Anschauungen lebend, konnte die geistliche Macht nicht vor irgend einem Bundesgenossen zurückschrecken, selbst schlimme Gewalten aufrufen, die sittliche Grundlage des Königtums in den Gemütern der Unterthanen, die Treue, in Versuchung führen, selbst den Sohn gegen den Vater bewaffnen. So stellt Bernold von Blasien den Abfall Konrads von seinem Vater als eine Hilfe Gottes für den Herzog Welf und die übrigen Getreuen des heiligen Petrus dar; vom Zwiespalt zwischen Heinrich IV. und Heinrich V. hörend, sagen die Hildesheimer Annalen, sandte der Papst in der Hoffnung, daß es von Gott herrühre, dem Sohne den apostolischen Segen.[2])

Wer von solchen Gesinnungen erfüllt war, wie es eben die zahlreichen mönchischen Anhänger Gregors unter der deutschen Geistlichkeit waren, für den war von irgend einer Empfindung des Staatsgefühls, der Anhänglichkeit an die überlieferte Stellung des deutschen Königtums keine Rede mehr, wie sie doch die frühere Richtung deutscher Geistlicher mit ihrer kirchlichen Stellung vereinigt hatten.

Während die Sachsen und die Fürsten als Gegner Heinrichs IV. weit davon entfernt waren, aus der Bundesgenossenschaft des Papstes die Verpflichtung abzuleiten, allen dessen Absichten Hilfe zu leisten, stellte

[1]) Brief Gregors an Bischof Hermann von Metz bis Bruno bell. Saxon. c. 73. Jaffé, Bibl. II, 462.

[2]) Bern. chron. 1093, Ann. Hild. 1104.

die rein kirchliche Partei den Gehorsam gegen das neue System der Obermacht des Papsttums an die Spitze und verleugnete jede Überlieferung der Achtung vor dem Königtum. Für einen Schriftsteller wie Bernold von Blasien ist Heinrich seit dem Konflikt mit Gregor nichts weiter als das Haupt der Schismatiker; seine Anhänger geistlichen Standes, die für das bisherige Einvernehmen zwischen geistlicher und weltlicher Macht sich erklären, sind schlechtweg verblendet oder offen abtrünnig, jedenfalls verdammt; eifrig schrieb man die göttlichen Strafen zusammen, welche die Geistlichen der Gegenpartei trafen, wie der Bischof von Konstanz zu hinken anfing,[1]) wie der Bischof von Utrecht, der den Bann über Heinrich IV. lächerlich machte, die Teufel an seinem Bette stehen sah und auf das Gebet seiner Leute verzichtete,[2]) wie der zu Heinrich übergegangene Patriarch von Aquileja vom Wahnsinn befallen wurde,[3]) bis dann der fanatische Bernold von Blasien ein eignes Büchlein über die Verdammnis der Schismatiker schrieb. Das wahre Haupt seiner eigenen Partei ist der heilige Petrus selbst, für den König Rudolf fallen durfte. Heinrich aber gelang es nie, bei dieser Partei sich wieder Anerkennung zu verschaffen; noch 1106 mußte er sich gegen die Beschuldigung der Abgötterei verteidigen.[4]) So stritt der Aberglaube, von den Gegnern genährt, zeitlebens gegen Heinrich IV. und die schwierige Stellung des Königs, die sein Erbteil weit mehr als seine Schuld war.

Die Vormachtstellung des Reiches, für die Heinrich III. sich bemüht, schwand mit seinem Tode und die Fürsten thaten nichts, sie zu stützen. Die Unterordnung des Papsttums verwandelte sich bald in Selbständigkeit, ohne daß die deutschen Bischöfe es verhindern konnten; die Macht des Königtums, durch die Vormundschaft geschwächt, mußte weichen vor dem Partikularismus der Sachsen, die Säulen des Reiches, das Fürstentum und die hohe Geistlichkeit, zeigten sich unzuverlässig, der Papst warf sich zum Richter des Königs auf — war die Ehre und Würde des Königtums damit ganz verlassen? Wie verhielt sich die große Masse der Nation, die unteren Stände, zu der Sache des Königs? Stand sie ihr ganz gleichgültig gegenüber als einer Angelegenheit, die sie nichts angieng?

Nun fand allerdings Heinrich IV. in dieser Krisis des König-

[1]) Bertholdi, Chron. 1076. M. G. S. V, 284.

[2]) Bruno c. 74.

[3]) Berthold 1077 (295).

[4]) Ann. v. Hildesheim 1106. Besser ausgeschmückt (Idol von Fingergröße, das Ratschlag gibt und dafür eine Todsünde fordert). Ann. Saxo 1068 und Jahrb. v. Pöhlde aus gemeinsamer Quelle.

tums, die man wohl eine Revolution nennen kann, auch Anhänger, sozusagen Royalisten, unter den geistlichen und den weltlichen Großen, Mönche, die die neue Klosterzucht für unnötige Neuerung erklärten,[1] Bischöfe, die sich gegen die neuen Ansprüche der Kurie in Streitschriften ausließen, und neben der überwiegenden Masse der Berichte und Aufzeichnungen, die seiner Sache mißgünstig gegenüberstehen, haben sich doch auch solche der Gegenpartei erhalten, die die Aufstellung der Gegenkönige schlechthin mißbilligen, sich über sie lustig machen,[2] die religiösen Reformen Gregors geringschätzig behandeln.[3])

Neben den zahlreichen Beispielen schnöder Untreue der Fürsten gegen das Oberhaupt des Reiches steht auch wieder mancher Fall treuer Ergebenheit, deren Heinrich sich erfreute, wie des Bruders des Gegenkönigs Hermann von Lützelburg, des Pfalzgrafen Rapoto von Baiern, vor allem des Wratislaw von Böhmen, der die Willfährigkeit gegen die neuen Forderungen der Kurie mit der steten Dienstbereitschaft gegen Heinrich IV. verband,[4] und so manches Anderen.

Es war ein kluger und weitreichender Gedanke Konrads II., die Abhängigkeit der kleinen Lehensträger von ihren Lehensherren durch die Vererbung der Güter zu schwächen, das Königtum zum Hort dieser gesellschaftlichen Zwischenstufe zu machen, den zahlreichen Stand mit Anhänglichkeit an das Königtum und Staatsgefühl zu erfüllen. Sein Lebensbeschreiber Wipo bezeugt ausdrücklich diese Wirkung auf die Denkweise der kriegerischen Vasallen oder Ritter.[5] Wie es ihm gelang, das Königtum über die Fürsten hinweg in Zusammenhang mit den Volksauffassungen zu bringen durch den Eid der Treue, den er sich nach alter, nicht mehr geübter Sitte von den freien Männern unmittelbar leisten ließ,[6] zeigt eine merkwürdige Stelle, in der der Lebensbeschreiber Konrads II. motiviert, weshalb Ernst von Schwaben seine Landsleute nicht dazu bringen konnte, ihm beim Aufstand gegen den König und Kaiser beizustehen. Vergeblich erinnert er sie daran, daß die Schwaben das Zeugnis der Treue und Beständigkeit gegen ihre

[1]) Z. B. Lambert 1071 (188) Ekkeh. c. S. Galli 87.

[2]) So die Fortsetzung der St. Galler Chronik Ekkehards c. 21, 22.

[3]) Ann. August. 1075. Giesebrecht III, 410: „Das meiste, was niedergeschrieben ward, zeigt entschieden Abneigung gegen Heinrich IV.", aber viel ist eben verloren gegangen. Wattenbach II, 58.

[4]) Nach Giesebrecht III, 227 ein Beweis, daß der Gegensatz zwischen Kaisertum und Papsttum wenig begriffen wurde.

[5]) Wipo vita Chuonr. c. 6.

[6]) Vgl. Waitz, Verf.-G. VIII, 421.

Herren besäßen. Die Wortführer für die übrigen entgegnen ihm, daß sich diese Treue nicht gegen den Kaiser und König richten könne. Wenn sie als Knechte vom Kaiser ihm übergeben worden wären, dürften sie sich nicht von ihm trennen, da sie aber Freie seien und als höchsten Verteidiger ihrer Freiheit den König und Kaiser hätten, so gingen sie der Freiheit verlustig, wenn sie von diesem abfielen.[1])

Das wirft ein erwünschtes Streiflicht auf das Innere der Menschen und die Triebfedern ihres Handelns, unschätzbar in einer Zeit, von der wir wenig mehr haben, als trockene Berichte über die Ereignisse und Urkunden, die uns wohl über Namen und Handlungen unterrichten, aber selten über die Menschen.

Aber auch andere Kräfte regten sich. Die zahlreiche niedere Weltgeistlichkeit lehnte sich gegen die päpstliche Forderung mönchischen Lebens mit der Berufung auf die Bedürfnisse menschlicher Natur auf, es sei ketzerisch und verrückt, sie wollten eher die Priesterwürde als die Ehe aufgeben; dann solle der, dem Menschen zu schlecht seien, sehen, woher er zur Leitung der Volksmassen durch die Kirche Engel beziehen könne;[2]) die handeltreibende Bevölkerung der allmählich herangewachsenen Städte, regsam und umsichtig, durch das Zusammenleben an den Gedanken der Gemeinsamkeit gewöhnt, durch die zähe Verfolgung des kleinen Vorteils mit dem belebenden Gefühl des Vorwärtskommens erfüllt, trug ungeduldig die herrische Zucht der Geistlichen; die landbauende Masse der alten Gleichheit des Volkes noch nicht ganz vergessend, der Waffenübung nicht entwöhnt — diese ganze Masse, der nährende Grund des Volkslebens, teils in das Lehenswesen, in die Anschauungen der Kirche hineingezogen, teils ihnen widerstrebend, konnten der sich entwickelnden Revolution eine Gegenrevolution bereiten. Spuren genug denen, wie der Instinkt der untern Stände nach dem Anschluß an das Königtum suchte. Der Gedanke Konrads hätte im Enkel wieder aufleben können. An der streitbaren Bürgerschaft von Worms fand er bereitwillige Bundesgenossen in dieser Not. Ja selbst trotz aller Leidenschaft der Gegensätze zwischen dem Könige und dem aufständischen Stamm der Sachsen klingt es wie eine Ahnung fruchtbarer und gesunder Interessengemeinschaft, was Lambert nach dem Sieg bei Homburg an der Unstrut über die Sachsen von dem Bedauern des königlichen Heeres wissen will, daß sie in schwerer Verschuldung ohne Nutzen für das Gemeinwesen das Blut des Volkes vergossen hätten, während die Großen

[1]) Wipo c. 20.

[2]) Lambert 1074 (218).

alle entronnen wären.[1]) Die Kluft zwischen den Bauern und dem Adel führte denn auch bald zu einer gewissen Entfremdung.

Im Süden erhob sich aus der Mitte der landbauenden Bevölkerung die Sympathie für die Sache des Königtums; aber auch hier zu ihren Ungunsten. Ein Haufe von 12000 Bauern ward am Neckar teils niedergemacht, zum großen Teil entmannt, zur milderen Züchtigung, was Bernold von Blasien charakteristisch hinzusetzt. Nicht nur die kriegerische Überlegenheit, welche der hohe Adel der Reichsfürsten und die niedere Ritterschaft als ihr Standesvorrecht mit allen Mitteln dem zur Dienstbarkeit herabgedrückten Bauernstand zu Gemüte führen will, entscheidet schon hier beim frühesten Bauernkrieg. Es tauchte die Möglichkeit eines demokratischen Königtums auf, wie später der Gedanke einer radikalen Umkehr auf dem Wege der föderativen Gestaltung des Reichs. Aber Heinrich IV. war kein schöpferischer Staatsmann, der wie Gregor aus dem Ideal einer Zukunft weitschauenden Aufschwung sich holte, auch kein waghalsiger Demagoge; er hatte in übermütiger Verblendung die Fürsten und die Bischöfe gereizt und gegen sich mißtrauisch gemacht, um dann in der höchsten Gefahr durch Demütigungen die Königskrone zu erkaufen; seine Verschlagenheit fürchten seine Feinde; aber so lange er auch mit den alten Mitteln des königlichen Einflusses zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten sich durchwindend, immer wieder emporkam, erreichte ihn schließlich doch die Konsequenz seiner Handlungsweise. Wenn man seinen großen Widersacher Gregor mit Cromwell verglichen hat,[2]) so darf man ihn noch viel mehr mit Karl I. vergleichen, mit dem er, so verschieden Zeit und Geschichte, manches gemein hat an einnehmender Königserscheinung und an Erweckung von Feindschaft, an Unfähigkeit, für die Aufrechterhaltung der Königsmacht, die bei der Mehrzahl der Nation immer wieder auf Sympathie rechnen konnte, den inneren Halt persönlicher Größe zu finden.

Die bloße Verteidigung seiner königlichen Stellung, das Erbrecht, das Heinrich für sich anrief, die literarische Verfechtung des bisherigen Zustandes der Kirche und des Reiches, bewahrte Heinrich nicht von schweren verhängnisvollen Einbußen. Den geistigen Einflüssen Gregors hatte das Königtum wenig entgegenzusetzen. Als die ersten Erhebungen der Bürger und Bauern für seine Sache sich nicht von wesentlichem Erfolge begleitet sahen, zogen sich diese Stände bald völlig aus dem Kampfe zurück, der jetzt von dem an Zahl und Be-

[1]) Ebenda 1075 (228).

[2]) v. Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich 58.

deutung emporsteigenden Stande der Ritter und Ministerialen fortgeführt wurde. Der lebhafte Anteil, den die Volksdichtung den Ereignissen in der Zeit der sächsischen Kaiser entgegengebracht hatte, scheint in den Zeiten der Salier mit dem Überwiegen der lateinischen Sprache, dem steigenden Druck der Geistlichkeit zurückgetreten zu sein.[1]

Bei Heinrichs III. Vermählung mit der Französin Agnes wurden die fahrenden Leute vom Hof gewiesen. Diese Zeit der höchsten Machtentfaltung des Kaisertums war ohne Zusammenhang mit der Entwicklungsstufe des Volkes und stieß das Volkstümliche ab. Die Mißstimmung auch der Niederen von Heinrich III. bezeugt Hermann von Reichenau, der in seiner vorsichtigen Zurückhaltung sonst so viel zwischen den Zeilen lesen läßt.[2] Heinrich IV. ist doch nicht in diesem Sinne unpopulär gewesen, in Abneigung und Zuneigung hat die lebhafte Teilnahme seine Pläne und Erlebnisse begleitet; bei den üblen Nachreden der Geistlichen hat sicher die Phantasie mitgesponnen; aber es zeigt sich keine Spur davon, daß die volksmäßigen Sänger oder Dichter sich um den Kampf zwischen Heinrich IV. und seinen Gegnern gekümmert hätten. Nur das gleichfalls geistliche Annolied stellt in deutscher Sprache Dinge dieser Zeit dar.

Der Prinzipienkampf zwischen dem Alten und Neuen, wie ihn die lateinisch-gelehrten Streitschriften führen, lag allzu hoch über dem Verständnis der ungelehrten Menge.

Die Volkssprache wird ja gerade in der Zeit Heinrichs IV. häufiger als Literatursprache gebraucht; es sind Erbauungswerke, die den geistlichen Tendenzen auf ihre Weise dienen. Religiöse Anschauungen durchziehen auch das Annolied; aber die eigentümliche Verschmelzung mit dem, was aus Geschichte und Sage entnommen ist, der unverkennbare Einfluß des epischen volkstümlichen Stiles, die Anregung des Dichters durch seine Gegenwart geben dem kleinen Gedichte höheren Wert für die geschichtliche Würdigung. Es beklagt die inneren Kriege von Dänemark bis Apulien, von Frankreich bis Ungarn, wie das Reich seine Waffen gegen die eigenen Eingeweide kehrt, mit siegreicher Rechten sich selbst überwand, daß die getauften Leiber unbegraben liegen bleiben zum Fraß den bellenden grauen Waldhunden.[3] Aber die Schilderung von Annos Wirken und Tod, die Gegenwart, ist doch nur die kleinere Hälfte: noch besser weiß die nationale Em-

[1] Grimm u. Schmeller, Lateinische Gedichte S. VII, Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung I. 162.

[2] Herim. Aug. Chron. 1053 (M. G. S. S. V. 132).

[3] Kehrein v. 673–691.

pfindung des Dichters sich die Vergangenheit zurecht zu legen. Der Zusammenhang ist ziemlich willkürlich: bei der Betrachtung der vier Weltreiche nach dem Traume des Daniel ist die Fortdauer des Römischen gar nicht hervorgehoben; sie liegt höchstens im Satz, daß nach Cäsar noch heute Könige Kaiser heißen. Alle vier deutschen Stämme, mit denen Cäsar kämpft, haben jetzt eine gelehrt erfundene Ursprungssage erhalten. Die Schwaben sind über Meer zum Berge Suedo gekommen, die Baiern aus Armenien, die Sachsen sind Alexanders Mannen, die Franken Trojaner, alte Verwandte der Römer.[1]) Ihre Gleichartigkeit macht also dem Verfasser keine Sorge. Gemeinsam ist ihnen allen die Tapferkeit, mit Mühe von Cäsar unterworfen, erstreiten sie ihm die Herrschaft gegen Pompejus. Der Ausdruck deutsches Land ist öfter gebraucht.

Der eigentlich nationale Standpunkt kommt dort nicht zum Wort, wo es sich nur um die Einheit der Kirche handelt, gleichviel, ob sie durch das Auftreten der Neuerer oder durch das Zusammenschmelzen der Konservativen zu einer kaiserlichen Ordnungspartei gestört erscheint. Aber der Begriff eines deutschen Reiches diesseits der Alpen, der Sache nach schon bei Thietmar gegeben, wird gerade in dieser Zeit recht geläufig, als das Kaisertum infolge der Jugend Heinrichs IV. ruhte und das Papsttum ausgesprochen italienisch wurde. Noch bedeutsamer ist, daß bei einem schwäbischen und bei einem fränkischen Chronisten der Ausdruck des deutschen Vaterlandes teutonica patria auftaucht, der über allen Hader und Streit der Gegenkönige und, über die Zerklüftung hinweg, die Idee der Gemeinsamkeit in gemütvoller Färbung ausspricht und sicher der volkstümlichen Rede entlehnt ist.[2])

Noch war zwar der Titel König der Franken die so zu sagen offizielle Bezeichnung des deutschen Königs neben der den Thatsachen entsprechenderen und zur Unterscheidung bequemeren. Nie anders als den rex Francorum nennt ihn die Streitschrift über die Einheit der Kirche, die schon nach der Person des Verfassers als eine Staatsschrift zu fassen ist;[3]) so nennt Heinrich IV. auch nach der Kaiserkrönung

[1]) Vers 282 flg., 315 flg., 324 flg., 349 flg.

[2]) Berthold 1079. M. G. S. V, 317. Marianus Scota 1083 (contin) ebenda 563 (Giesebrecht I, 866). Freilich nur von Belang, wenn aus der Volkssprache genommen. Vgl. patria dulcis Ruodlieb I, 64. Jak. Grimm, Kl. Schriften 3, 75.

[3]) Waltram de unitate ecclesiae. vgl. Waitz, Verf.-G. V, 120 flg. und VI Nachträge. Rudolfus in regem rectorem et defensorem totius regni Francorum laudatus unctus et ordinatus est. Bertholdi chron. 1077 (M. G. S. V, 292). In Gregors epist. de damnatione schismaticorum: Heinrici regis Francorum, non utique Romani imperatoris (ebenda V, 432), wie bei Bernold. Noch Otto v. Freising Gesta Frid. II, c. 12 est consuetudo regum Francorum qui et Teutonici.

ein literarischer Gegner, Bernold von Blasien; so den Gegenkönig Rudolf der Annalist Berthold. Dem Bedürfnis der Unterscheidung dienen im 11. Jahrhundert Benennungen wie die lateinischen Franken, die Karlinger oder die Francigenae,[1]) ersichtlich ein Übersetzungsversuch für Franzeis, Franzosen. Hingegen ist das Wort Gallier und Gallien ein rein gelehrter Sprachgebrauch, häufig für die Franzosen wegen des geographischen Vergleichspunktes, aber auch als Übersetzung des Frankennamens im alten Sinne seiner ethnographischen Ausdehnung. So gebrauchen es Italiener auch wohl für das deutsche Reich,[2]) und Lambert von Hersfeld wendet es ebenso an, wo er von geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten redet,[3]) während sonst der Name deutsches Reich und deutsche Fürsten ihm geläufig ist. Es liegt darin die Vorstellung, daß die kirchliche Gliederung Deutschlands wenigstens die 3 Erzbistümer Mainz, Trier und Köln, auf das fränkische Einheitsreich zurückgehen.

Die Idee des deutschen Reiches, der staatlichen Einheit der deutschen Stämme, ist durch solche gelehrte Schrullen nicht im mindesten angetastet. Auch dadurch nicht, daß Bruno oder selbst Gregor VII. von einem Reich der Sachsen reden unter dem Gegenkönig Rudolf. Die Teilung mag thatsächlich sein, sie bleibend zu machen, daran denken die Sachsen nicht. Auf Entthronung Heinrichs IV. im ganzen Reich ist ihr Wunsch gerichtet; sie verübeln es Gregor VII., daß er zögert und dadurch den Krieg der Gegenkönige fördert zur Vergeudung des Königsgutes, so daß fortan die Könige mehr auf Raub als auf das Königsgut angewiesen seien.[4]) Sie wollen sich nicht abseits halten und ohne König sein; nur auf den Ausschluß des fränkischen Hauses und Wahl eines neuen Königs dringen sie, dem sie treu dienen wollen, damit alle Glieder des Reiches wie früher, als Einheit unter einem einzigen Könige sich zusammenschlössen.[5]) Und schon 1085 machen die meisten sächsischen Großen, nachdem das Volk schon länger des Kampfes müde geworden, ihren Frieden mit Heinrich IV., der ihnen schwört, niemals das Recht zu verküm-

[1]) Waitz 123, A. 1 u. 4. Franci tie wir nu heizên chárlinga auch Notker prologus ad Boethium (Ausg. v. P. Piper 1, 6).

[2]) Donizo vita Mathildis comitissae metrica. M. G. S. XII, 396 (II, 11 u. 854). Widonis ep. Forrariensis de scismate. M. G. libelli I, 535: Italiae et Galliae im gleichen Sinne.

[3]) M. G. SS. V. 154, 161, 164, 168, 189, 190, 191, 194, 215, 218, 222, 236, 238, 252, 254, 257 (meist Galliae!)

[4]) Bruno c. 108.

[5]) Ebenda c. 130.

mern, das sie seit der Zeit ihres Eroberers Karl für das geeignetste gehalten.[1])

Und nicht nur das Gefühl für die Staatseinheit, für das deutsche Reich in seinem historischen Zusammenschluß unter dem einen und unteilbaren Königtum behauptet sich in allen Stürmen der Zeit, auch die Idee einer gemeinsamen Nationalität innerhalb desselben, gebildet durch die Stämme von deutscher Mundart, hebt sich als Ergebnis der bisherigen Geschichte allmählich hervor. Lambert nennt ganz richtig in seinem Sinne den Bischof Burkhard von Lausanne unter den deutschen Fürsten; etwas später scheint Bernold von Blasien die deutschredenden Striche des gesamten Reiches schon in engere Verbindung zu fassen: er rechnet den Bischof von Metz eigens.[2])

An alle Fürsten deutscher Zunge schicken die Sachsen bei Bruno Gesandte.[3]) Die Ähnlichkeit der Mundarten tritt schon als Gemeinsamkeit der Sprache auf; die gegenseitige Verständigung geht über die Schranken hinweg.

Sind diese niedriger geworden?

Die Geschichte der Sprache ist auch die Geschichte des Volkes. Aber nicht das Einzelne und Vereinzelte, sondern nur das Massenhafte und immer sich Wiederholende, nur die großen nachhaltigen Entscheidungen und Erschütterungen hallen in Klang und Wort und Fügung fort. Bisher hatte weder ein Stamm den übrigen seine Sprache als die höhere, überlegene aufdrängen können, noch eine gemeinsame Sphäre geistigen Lebens eine gemeinsame Sprache über die Mundarten sich geschaffen. Es ist eine Verspätung gegenüber der staatlichen Einheit. Noch stehen die Mundarten nebeneinander, aber sie haben sich schon genähert; auch die sächsische, die für Liutprand eigens steht, den mittleren und oberen. Die Umbildung und Abschwächung der Sprache gegenüber der Klangfülle des 9. Jahrhunderts, die Verkürzung der Endungen, der Verlust vieler Wörter und Ausdrücke, alle die sprachlichen Vorgänge, die aus dem Althochdeutschen das Mittelhochdeutsche machten, wenn man beide Ausdrücke für die Abstraktionen aus den Niederschriften ganz verschiedener Individualität gebrauchen will, haben an keiner Tradition einer Schrift- und Literatursprache einen Rückhalt oder ein Hemmnis gefunden. Die Gründe

[1]) Ann. Saxo 1085 u. Ann. Palid. 1085 aus gemeinsamer Quelle. Sieber, Haltung der Sachsen (Breslauer Dissertation 1886), meint es seien wohl die Güter, weshalb nicht die gesamte herkömmliche Ordnung der Dinge?

[2]) Bernold 1089. M. G. SS. V. 449.

[3]) Bruno bell. Saxon c. 130. Vgl. c. 44. Gozelo maturitate eloquii ceteris pricipibus quam plurimum eminebat Lambert 1075. M. G. SS. V, 234.

solcher sprachlicher Änderungen, welche schließlich durch Einbußen an dem früher Charakteristischen, durch gegenseitige Abschleifungen eine Annähnlichung hervorbringen, liegen in dem Bedürfnis gegenseitiger Verständlichkeit zwischen Leuten von ursprünglich unterschiedener Sprachweise. Dieses Bedürfnis wurde durch die politische Vereinigung der deutschen Stämme, durch den starken persönlichen Verkehr besonders einzelner Stände hervorgerufen, durch die Wanderungen des Hofes von Gegend zu Gegend, durch die Versetzung von Geistlichen und weltlichen Großen, durch Heiraten,[1] durch Heereszüge und Handelswege, durch Reichstage und Kolonisationen. Auch ohne das greifbare Ergebnis einer ausgeprägten höheren Gemeinsprache kann eine Erleichterung des gegenseitigen Verstehens in zahllosen individuellen Abstufungen sich herausbilden und zugleich in abgeschlossenen engeren Kreisen die charakteristische Verschiedenheit und Eigenart der Mundarten fortdauern, die eben jetzt dadurch erst Mundarten werden, daß sie in ihren Kreis gebannt bleiben.[2]

So tritt eine die Verschiedenheit überragende sprachliche Einheit in den Umfang des Nationalgefühles, ein neues, vorerst lockeres Band zur politischen Einigung der deutschen Stämme. Wie dem Ausland gegenüber fühlen sie sich auch unter sich verbunden. Das ist das bleibende Ergebnis einer wechselreichen Geschichte der fünf Generationen seit der Gründung des eigentlich deutschen Reiches.

[1] Zahlreiche Heiraten zwischen sächsischen und bairischen Geschlechtern führt der sächsische Annalist auf.

[2] Vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte 362.



V.

Die universalen Ideen und das deutsche Volk.



Das Königtum, gestützt auf die Reichsgeistlichkeit, hatte bis auf die Zeit Heinrichs IV. die nationale Einheit der deutschen Stämme nach Außen wie nach Innen dargestellt, mehr durch die persönlichen Anstrengungen der Herrscher, denn als eine festbegründete Einrichtung, deren Befugnisse nach allen Seiten bestimmt das Bleibende im Wechsel hätten bilden können. Den großen Geschlechtern gegenüber hatte es stets Mühe genug gekostet, die Berechtigung einer höchsten Gewalt festzuhalten und zu verteidigen, auch mächtige, vom Gefühl ihrer Würde durchdrungene Herrscher blieben für sie immer nur die Ersten unter Gleichen, die den Anschein von Übergriffen vermeiden mußten, wenn sie offenem Widerstande entgehen wollten. Heinrich IV. erbte nur die Ansprüche des Königtums, aber weder die Vertrautheit mit den Mitteln sie durchzuführen, noch den guten Willen der Unterthanen; aus dem entbrannten Kampfe ging das Königtum mit bedeutender Einbuße hervor. Es war zwar nur eine Partei, die 1077 den Grundsatz der Wahl feierlich und förmlich verkündete und die Vererbung ausschloß. Und auch darin liegt weniger die Absage an den bisherigen Zustand, in dem die Herrscher schon bei ihren Lebzeiten die Nachfolge des Sohnes durch eine Wahl der Fürsten im Voraus gesichert hatten. Auch in Frankreich war die Erblichkeit der Krone auf dieselbe Weise zur Gewohnheit geworden.[1]) Das Neue war die Absetzung eines früher gewählten Königs, und der Einfluß des päpstlichen Legaten, die Umkehrung des bisherigen Verhältnisses, dann auch der Versuch, an die Wahl bestimmte Bedingungen zu knüpfen, die schließlich den König zum Beauftragten, die Wähler zu Auftraggebern gemacht hätten. Der päpstliche Legat bekämpft dies als Simonie, bezeichnend für das Übergewicht der kirchlichen Anschauungen.[2])

Heinrich IV. hat sich den Gegenkönigen überlegen bewiesen; die Idee eines erblichen Anspruches auf die Krone hatte doch tiefe und weite Wurzeln in die volkstümliche Denkweise getrieben. Das frän-

[1]) Maurenbrecher, Königswahlen 105.

[2]) Bruno bell. Saxon. c. 91.

kische Erbkönigtum schwebt Ekkehard von Aura vor, wenn er Rudolf einen Eingeborenen Schwabens nennt, das mit dem Königsgeschlecht nichts zu thun hat.[1]) So hatte Wipo die Ahnenreihe Konrads II. in mütterlicher Linie auf das älteste fränkische Königsgeschlecht zurückgeführt.[2]) Ebenso gieng dann auf die Hohenstaufen, wegen ihrer Abkunft von Heinrichs IV. Tochter, der Anspruch erblichen Vorzuges über. Die Bürger von Speier, in deren Mitte die Könige und Kaiser des salischen Hauses ihre letzte Ruhestätte fanden, betrachteten die Hohenstaufen als desselben Blutes teilhaftig und zur Nachfolge berechtigt.[3]) Ein anderer Bericht sagt später von der Wahl Konrads, daß die Fürsten des deutschen Reiches es nicht ertrügen, daß einer über sie herrsche, der nicht dem Königsstamm angehöre, deshalb hätten sie den Konrad sich zum König gesetzt, einen Mann königlichen Geschlechtes, Neffen Heinrichs V.[4])

Der Grundsatz der Wahl der Könige, den auch Otto von Freising als den Schlußstein des Reichsrechtes[5]) bezeichnet, hat sich aber doch gerade beim Tode Heinrichs V. kräftig bewiesen. Es zeigt seine Gefahren, daß der Erzbischof von Mainz an den Markgrafen Karl von Flandern als Kandidaten denken konnte, einen Dänen und Vasallen der französischen Krone.[6]) Er lehnt selbst ab; aber ein bedenkliches Mitspielen rein persönlicher Erwägung ist die unausbleibliche Folge völlig freier Wahl, zum Nachteil für die Stellung des Königtums; dieß tritt auch in Ottos von Freising Bericht von der Wahl Lothars und Konrads III. hervor.

Dem Fürstentum wächst zu, was dem Königtum abgeht. Auch Heinrich V. konnte das alte Verhältnis nicht wieder herstellen. Härter geschmiedet als sein Vater, hätte er unter anderen Zeitbedingungen wohl eine Monarchie begründen können, wie sie in Frankreich oder England den Vorsprung nationaler Geschlossenheit bedeutet; aber auch er mußte erfahren, daß die Entscheidung der Fürsten wichtiger war als sein Wille. Legt ihm doch ein Zeitgenosse die Worte in den Mund: Die Entfernung des Hauptes sei ein ersetzbarer Schaden, aber ein Niederwerfen der Fürsten der Untergang des Reiches.[7]) Persönliche

[1]) Rudolfus indigena Sueviae quae regalis omnino stemmatis est aliena Ekkeh. Uraug. M. G. S. VI. 202.

[2]) vita Chuonradi c. 2 de antiquo genere Trojanorum regum qui sub Remigio jugo fidei colla supponebant.

[3]) Ottonis Fris. Gesta Friderici I. 18.

[4]) Sigeberti contin. Gembl. 1138. M. G. S. VI. 386.

[5]) Juris Romani imperii apex. Ottonis. G. Frid. II. 1.

[6]) Giesebrecht, Kaiserzeit IV. S. 6.

[7]) vita Heinrici IV. c. 13.

Sympathie hat er bei Mit- und Nachwelt nicht gefunden; die Gründe sind aber wohl verschieden. Weitblick für den Vorteil des Reiches beweist er auch da, wo ihm kein Verständnis entgegenkam. Die aufstrebende Macht Frankreichs wollte er im Bund mit England zurückdrängen; ein wohl unterrichteter Geschichtschreiber spricht von seinem Plane, das ganze Reich nach dem Rate des englischen Königs steuerpflichtig zu machen.[1]) Beidem widerstreben die Fürsten; Ekkehard sagt von dem einen, weil die Deutschen nicht gern auswärtige Völker angriffen, Otto vom andern, daß er sich den Haß der Großen dadurch zugezogen habe.

Auch im Investiturstreit gibt die Gesamtheit der Fürsten des Reiches die Entscheidung zwischen den Forderungen der Kurie und des Königs — im Sinne einer Vermittelung. Gregors Bestrebungen, den geistlichen Stand von jedem Einfluß der weltlichen Gewalt unabhängig zu machen, erlebten auf diesem Gebiet doch einen wachsenden, man darf sagen nationalen Widerstand; sie hätten sonst wohl das Reich und die Gesellschaft zersprengt. Es folgt ein Rückschlag der Stimmung. Die ersten Kreuzfahrer wurden nach Ekkehards von Auras Bericht in Deutschland verlacht. „Das Schisma zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt hat uns den Römern und die Römer uns verhaßt gemacht", sagt er.[2]) Bernold von Blasien erzählt mit Mißbilligung, daß schon um 1100 der Bannfluch seine Wirkung zu verlieren begann. Daß Papst Paschalis von einem Besuch bei Heinrich V. in Regensburg abstand, schreibt Ekkehard der Ängstlichkeit vor der Keckheit der Deutschen zu; es wäre ihm auch zur Kenntnis gebracht worden, daß das deutsche Volk das Verbot der Laieninvestitur sich nicht gefallen lassen wolle.[3])

Die Stellung des geistlichen Fürstentums in der Verfassung bedingte ein so starkes Vorwiegen weltlicher Interessen,[4]) daß der kirchliche Gesichtspunkt einer prinzipiellen Regelung nicht durchdringen konnte. So bedeutet denn auch das Wormser Konkordat nur einen Waffenstillstand zwischen den Gewalten, von denen keine die andere zu überwinden vermochte und die sich auch nicht völlig scheiden konnten, dessen Fortdauer auch nur von den Machtverhältnissen abhieng.

Der lange Bürgerkrieg zwischen der königlichen und der geistlichen Partei im Reiche hatte dazu beigetragen, den Stand zu fördern

---

[1]) Ottonis Fris. chron. VII. 17.

[2]) Ekkeh. Uraug. 1095 (M. G. S. VI. 214).

[3]) Ebenda 1107 M. G. S. VI. 241.

[4]) Hervorgehoben von einem Zeitgenossen, vielleicht im Auftrag des Königs. Bernheim, Forschungen zur d. Gesch. XV. 281. Waitz, VIII, 451.

und zu vermehren, dessen Begünstigung durch den König, dessen Emporstreben mit zu den Ursachen des Zwistes zwischen dem Königtum und den Fürsten gehört hatte. Da schließlich doch selbst der Gegensatz der Ideen, der Königstraditionen und der päpstlichen Bestrebungen, mit den Waffen ausgekämpft werden mußte, so führte gerade die höchste Anspannung der hierarchischen Ansprüche zur Großziehung des rein weltlichen Standes der Ritter, dessen man sich dann nicht mehr entledigen konnte, so sehr man sie als Räuber und Landfriedensbrecher verabscheuen mochte.

Von der Keckheit der Deutschen, die selbst vor der höchsten kirchlichen Autorität nicht eingeschüchtert wird, die im Investiturstreit Partei ergreift, spricht Ekkehard, er hat unzweifelhaft die Ritter, Ministerialen und Lehensträger im Auge. Anmaßender als die übrigen Völker nennt er anderwärts seine Landsleute.[1])

Gerade dieser Stand der Ministerialen und Ritter ist der eigentliche Träger des nationalen Gefühles, des Stolzes auf die Macht der Könige und des Reiches geworden. Seine Anschauungen durchziehen selbst die kirchliche Geschichtschreibung.

Diese Ritterschaft liefert die Kräfte, mit denen Heinrich V. und Lothar die gesunkene Macht des deutschen Reiches wieder herstellen.

Ihre Bedeutung zeigt sich schon in der großen Zahl. Ein Heer von 30000 erlesenen Rittern mustert Heinrich V. 1111 in Italien; nach dem Bericht von Augenzeugen sagt Otto von Freising, daß das Lager kaum mehr zu übersehen gewesen wäre.[2]) Mit dem Troß und den Knappen stellten sie jedenfalls ein Aufgebot dar, wie es noch nie ein deutscher Herrscher nach Italien geführt hatte.

Aber nicht auf der Zahl der Heere beruht das gesteigerte Selbstgefühl, mit dem fortan die Deutschen den andern Völkern gegenübertreten. Es ist der altnationale Ruhmestitel körperlicher Vorzüge, der Stolz auf die Tapferkeit, worin die deutschen Ritter sich die ersten der Welt und allen andern überlegen fühlen und gelten. Noch zur Zeit Heinrichs IV. berichtet ein italienischer Schriftsteller, daß die Deutschen, stolz auf ihren Haarschmuck und ihre stattliche Körpergröße, die kleineren Normannen deshalb verlachen.[3]) Er gibt auch eine Schilderung ihrer gesamten Kampfweise; es sind dieselben Züge, die dann immer wieder begegnen. „Das Volk ist tapfer und voll wilden Mutes, jedoch weniger gewandt im Reiten. Besser als mit der Lanze verstehen sie mit dem

[1]) Protervia Teutonicorum M. G. SS. VI, 241, nostra gens ceteris multo insolentior 214; beides nach dem Zusammenhang tadelnd.

[2]) Chron. VII. 14.

[3]) Gesta Roberti Wiscardi II. 93 M. G. S. S. IX. 253.

Schwert umzugehen. Das führen sie besonders lang und scharf und spalten häufig den Gegner vom Scheitel bis zur Mitte des Leibes. Sind sie vom Pferde abgestiegen, so stehen sie unerschütterlich, lieber wollen sie sterben als fliehen".[1]) Diese Beschreibung geht zunächst auf schwäbische Ritter, die als Söldner oder Hilfstruppen dienen. Ähnlich nennt eine spätere italienische Aufzeichnung die Alemannen unbesiegt im Schwertkampf, sich auf Niemand verlassend, der nicht ihres Geschlechtes ist, ihren Führern durchaus treu, leichter könne man ihnen das Leben als die Treue nehmen.[2]) Die Schwabenstreiche aber, und zwar der Stoff des Gedichtes von Uhland, sind selbst einem byzantinischen Historiker des dritten Kreuzzuges bekannt geworden.[3])

Wo dieser Stolz nun gegen die andern Völkerschaften sich richtet, erscheint er als lebhaftes Nationalgefühl.

Höchst geringschätzig spricht sich Ekkehard über die Lombarden aus; die Türken hätten sie, nachdem sie deren Feigheit erkannt, wie Stoppeln zerrieben; anderwärts redet er von dem kaum lauen Blut der Longobarden.[4]) Noch mehr richtet sich die Geringschätzung gegen die östlichen Völker. Derselbe Ekkehard berichtet von den Ausschreitungen der Kreuzfahrerhaufen in Ungarn, daß es in der Meinung der Deutschen kein Unterschied gewesen sei, ob man die Heiden oder die Ungarn todschlüge, was er freilich nicht billigt, da es sich um Christen, also Brüder handelt; vorher heißen sie Halbbarbaren.[5]) Es erscheint aber dabei bemerkenswert, daß gegenüber den frühesten Urteilen über die Ungarn und ihrer ethnologischen Ableitung von den Hunnen, Skythen u. dgl. die Altaicher Annalen, die sie doch besser kennen sollten, sie mit den Slaven zusammenwerfen, ja der freilich ferne Helmold unter ausdrücklicher Berufung auf Gewährsmänner behauptet, daß sie weder an Sitte noch Sprache sich von ihnen unterschieden.[6]) Die lebhafteste Abneigung gegen sie bekundet Otto von Freising, er sagt „von Gesicht sind sie scheußlich, mit tiefliegenden Augen, klein von Wuchs, nach Sitte und Sprache barbarisch und wild, so daß mit Fug das Schicksal anzuklagen, oder vielmehr die göttliche Geduld zu bewundern ist, die nicht Menschen, sondern solchen Zerrbildern von Menschen ein so ergötzliches Land überlassen hat."[7])

[1]) Ebenda II. 151.

[2]) Chron. Urspers. M. G. S. XXIII. 364. Von Nitzsch Studien S. 40 (nach Abel) auf die Schwaben beschränkt; Alamanni zwingt nicht dazu.

[3]) Cinnamus ed Bekker 543, Riezler, Forsch. X. 103.

[4]) 1101. (S. VI. 220 und 221).

[5]) 1099 (M. G. S. VI. 215 zu 1096, 208.

[6]) Ann. Altah. 1042. Helmold I. 1.

[7]) G. Frid. I. 32.

Darin spricht sich die Antipathie der Rasse aus, ebenso berechtigt, wie beim ersten Auftreten der Hunnen in Europa. Aber dazu tritt auch der Unterschied der Kulturstufe, wie z. B. Otto von Freising von den Pecenaten und Falonen, d. h. den Petschenegen und Kumanen mitten unter den Magyaren, ihnen stammverwandt und später verschmolzen, mitteilt, daß sie rohes und unreines Fleisch, wie von Pferden und Katzen, äßen.[1])

Der Vorsprung, den die Franzosen in vielen Beziehungen seit dem 11. Jahrhundert gewonnen haben, zuerst in der theologischen Bildung, dann auch in der Dichtung und in den Formen des ritterlichen Lebens, hat wohl vielfach die Deutschen zu Nachahmern der westlichen Nachbarn gemacht. Aber doch bestand zu dieser Zeit auch ihnen gegenüber ein lebhaftes Nationalgefühl. Unterschieden sich doch selbst in Lothringen die Nationalitäten nicht nur in der Sprache, sondern auch in anderer Hinsicht, wie im Lehensrecht, in der Behandlung von Hintersassen und Klosterleuten usw.[2]) Wenn es auch richtig ist, daß die Kreuzzüge eine gewissermaßen internationale Angelegenheit der europäischen Ritterschaft gewesen sind, so trat doch gerade beim regeren Verkehre die Schärfe der nationalen Gegensätze hervor. Ekkehard von Aura, wenn gleich kein Augenzeuge, doch ein unterrichteter und denkender Schriftsteller, erzählt, wie auf dem I. Kreuzzuge Gottfried von Bouillon die deutschen Krieger besonders geehrt habe und durch das Lob ihrer wilden Tapferkeit vor den französischen Rittern die Eifersucht, die von Natur zwischen beiden bestünde, gemildert habe, da er beiden Sprachen mächtig gewesen sei.[3]) Die Franzosen, die sich als die Muster des Rittertums betrachteten, verdachten beim zweiten Kreuzzug den deutschen Rittern ihre Gewohnheit zu Fuß mit den blanken Schwert den Feinden an den Leib zu gehen, als unritterlich. An solche Sticheleien denkt wohl Otto von Freising, indem er gleichfalls die Vermittlerrolle Gottfrieds hervorhebt, bei den bitteren und mißgünstigen Witzreden zwischen den Franzosen und Deutschen.[4])

Auch Lothars glückliche Regierung steht in unleugbarem Zusammenhang mit dem Aufschwung des Rittertums. Es zeigt sich gelegentlich in der Härte, mit der er bei Zwisten zwischen Rittern und Bürgern gegen diese einschreitet; so in Halle.[5]) Der sächsische Anna-

[1]) Chron. VI. 16.

[2]) Vgl. Gfrörer, Kirchengeschichte VI. 1, 147. Waitz, V. 273.

[3]) Ekkeh. 1099 (M. S. VI. 218.)

[4]) Chron. VII. 5. Über den Neckruf der Franzosen ποῦτζ, Ἀλεμαννέ bei Cinnamus II 18 pousse Aleman. s. Alwin Schultz, Höf.-Leben II. 107.

[5]) Erfurter Jahrbücher M. G. SS. VI, 538 od. Sampetrinum ed. Stübel 1130. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen I) S. 20.

list ist der Spiegel der Stimmungen seiner Zeit, besonders steht er unter dem Einfluß des Aufschwungs der deutschen Ritterschaft, die sich als die tapferste der Welt betrachtete, und den deutschen Hochmut bei fremden Völkern sprichwörtlich machte. Er erzählt von einem Sieg, den Graf Otto von Ballenstädt mit 60 deutschen Rittern über 2800 Slaven errungen habe, von denen 1700 gefallen seien, ohne ein Wort hinzuzufügen, als ob es etwas ganz Gewöhnliches und Selbstverständliches wäre.[1]) Später berichtet er von dem Rate, den der Kaiser Lothar und der Papst dem Herzog von Benevent gegeben hätten, möglichst viele deutsche Ritter für sich zu gewinnen, die an Zuverlässigkeit, Tapferkeit und Klugheit die lateinischen überträfen.[2])

Lothars Erfolge zeigen sich ganz besonders in dem wachsenden Einfluß des Reiches auf die nördlichen und östlichen Länder. Das gesteigerte nationale Selbstgefühl belegt das Mißvergnügen des sächsischen Annalisten und des Verfassers der Magdeburger Jahrbücher über den Empfang Boleslaws von Polen, übereinstimmend, weil beide aus gemeinsamer Quelle schöpften.[3]) Sie erinnern daran, daß niemand vor ihm so empfangen sei, als einst Hermann Billung, und das zum Mißvergnügen des Kaisers Otto, obwohl der ein Mann von größerer Bedeutung gewesen als dieser Slave und Ausländer.

Es sind also durchaus die ritterlich-weltlichen Anschauungen, die in den lateinischen Geschichtsdarstellungen zu tage treten; aber auch in Werken der Volkssprache kommen nunmehr die Geistlichen den Rittern entgegen. Zur Zeit Heinrichs IV. hatte sich eine geistliche Literatur in der Volkssprache gebildet; jetzt sind es Geistliche, die die Gedichte von Roland und Alexander aus der Fremde in die Volkssprache übertragen und in dem Sinne der Kreuzzugszeit und der Ritter bearbeiten. Sie treten neben die einheimischen Mären, die nur teilweise, wie die Erzählung von Herzog Ernst oder König Rother, mit dem neuen Geschmack versöhnt werden konnten. Andererseits sind aber doch auch die fremden Stoffe nach Kräften nationalisiert. So ist in der deutschen Bearbeitung des Rolandsliedes die enge Beziehung der Vorlage zur Ausbildung des französischen Nationalgefühles verwischt[4]) und die universale Idee des christlichen Rittertums in den Vorder-

[1]) 1115 (M. G. S. VI. 751) aus gleicher Quelle wie die Ann. von Magdeburg, (aus den Rosenfelder Ann.). Giesebrecht III. 2. 1205 „Herren, mit einem zahlreichen Gefolge von Dienstmannen." Ist das absichtlich weggelassen?

[2]) 1137 (S. 775).

[3]) Ann. Saxo (770). Ann. Magdeb. (M. G. S. XVI. 185) zu 1135.

[4]) Vgl. Bartsch, Einleitung zu seiner Ausgabe XIV. Vogt in der Encyclopädie der germ. Philologie II. 254.

grund geschoben, dem die Kirche die Pflicht des Kampfes gegen die Heiden und Muselmannen aufzuerlegen strebte.[1])

Den bezeichnendsten Ausdruck der Zeit Lothars oder richtiger der politischen und geistigen Strömung, von der er selbst geleitet und getragen ist, hat die **Kaiserchronik** gefunden; sie ist, modern zu reden, eine literarische That gewesen, wie schon die Verbreitung und der fortwirkende Einfluß beweist. Man kann sie wohl den ersten Versuch nennen, in der Volkssprache Geschichte zu schreiben,[2]) aber eben nur so, daß die historischen Elemente sich völlig einer Idee unterordnen, die in Wahrheit historische Fiktion ist. Das römische Kaisertum deutscher Könige und des deutschen Volkes und damit die ganze Unklarheit und Verwirrung, wie sie die Kaiseridee in die Auffassung der Vergangenheit und Gegenwart hineingetragen hat, liegt der Komposition zu grunde, soweit von einer solchen geredet werden kann. Läßt sich doch kaum entscheiden, was der Verfasser älteren Werken verdankt, wie denn das der Sprache nach ältere Gedicht auf Anno von Köln, das die gleichen Grundzüge im engsten Raume zeigt, seinem Inhalte nach hineingearbeitet erscheint. Die gesamte römische Geschichte ist behandelt als die frühere Geschichte des römischen Kaisertums deutscher Nation; die fabelhafte trojanische Ahnenschaft macht die Römer und die Franken zu Stammverwandten, und überhaupt muß die unbefangene Übertragung fremder und verschiedenartiger Herkunft auf die deutschen Stämme, der Baiern von Armenien, der Sachsen von Alexanders Heer mit der unverkennbaren Grundstimmung nationalen Gefühles sich wohl oder übel vertragen. Denn wie der historische Sinn, fehlt auch die ethnographische Reflexion vollständig. An die Person des Kaisers heftet sich das Gefühl des Stolzes auf das Reich; die Parteiung unter Heinrich IV. ist dem Verständnis schon entschwunden; schuld sind die Sachsen, die das Reich angreifen und dann besiegt werden, da doch der Dichter nach seinen persönlichen Beziehungen sächsisch-welfische Sympathieen haben sollte.

Eine kurze Probe möge den innern Widerspruch bezeichnen:

> Der König schlug da die Nordmänner,
> So schlug er auch die Italiener,
> Daß sie dem römischen Reiche
> Dienten immermehr mit Fleiße.[3])

---

[1]) Vgl. Müllenhoff, Geschichtliche Bedeutung der höfischen Poesie. Deutsche Vierteljahrsschrift 1852 S. 81.

[2]) Welzhofer, Untersuchungen über die Kaiserchronik 1874. W. Scherer, Z. f. d. Altertum 18. Bd. S. 298 flg.

[3]) Kaiserchronik v. Maßmann V. 15551 flg.

Es ist das nicht nur ein leeres Spiel mit Ausdrücken. Erst jetzt wurden die Züge nach Italien zur Erlangung der Kaiserkrone recht eigentlich Ehrensache der Könige und des Volkes. Notker von St. Gallen, zur Zeit Heinrichs II., hatte noch in historischer Auffassung der Wirklichkeit geschrieben, wie das römische Reich durch die Einfälle der barbarischen Völker sich zur Auflösung geneigt habe, wie dann durch die Gotenherrschaft in Italien der römische Staat aufgehört, wie Karl das Joch der Langobarden hinweggenommen habe und zum Kaiser geweiht worden sei. Nach ihm sei der Kaisername auf die sächsischen Könige übertragen worden und so habe das römische Reich aufgehört, wie Paulus prophezeit habe. Er läßt den Leser nur im Dunkeln, wie es nun mit dem weiteren Teile der Prophezeiung stehe, daß nach Untergang des römischen Reiches der Antichrist auftreten werde.[1] Hat er sich so gelassen mit der Aussicht auf den baldigen Beginn des letzten Abschnittes der Weltlichkeit abgefunden?

Ist es der Trieb noch zu leben, noch auf lange Zukunft zu hoffen, daß 100 Jahre nach Notker der Glaube von neuem sich fest einwurzelt, daß das römische Kaisertum doch fortbestehe, nur verknüpft mit der Königswürde in Deutschland? In Italien selbst erschien die Behauptung der deutschen Hoheitsrechte als Fremdherrschaft; Heinrich V. scheint dies sogar geflissentlich betont zu haben, da er den Römern, obwohl des Italienischen bei seinem langen Aufenthalt in Italien gewiß kundig, ihre Privilegien in deutscher Sprache beschwor, auch sonst dort deutsche Sprache gebrauchte.[2] Aber eben gegenüber der weit verbreiteten Abneigung der Italiener und der zur Selbständigkeit gediehenen Stellung des Papsttums brauchte die Kaisermacht eine höhere Weihe und fand sie in dem uralten Gedankenbilde des römischen Reiches als der endgültigen Ordnung der Welt, als des letzten Reiches, das da dauert bis zum Ende der Tage. Gerade dieses religiös-mystische Element gibt der Kaiseridee die Kraft, sich neben dem Papsttum zu behaupten; der Glaube versetzt Berge, so wird er noch leichter mit der historischen Vergangenheit fertig, deren unbequeme Thatsachen nach gegebenen Vorstellungen sich modeln müssen. Denn nicht nur die Ereignisse und Begebenheiten wirken fort in der Gestaltung der Dinge, neben ihnen und oft ihnen überlegen beherrscht die Auffassung der Geschichte, gerade wenn sie nicht kritisch ist, die Gemüter und die Ideale des Willens.

---

[1] Prologus ad Boethium. Notkers deutsche Schriften von P. Piper I, S. 3–6.

[2] Vgl. Giesebrecht III, 823.

In Wirklichkeit ist es ja das deutsche Reich, der deutsche König, der das Kaisertum und die Herrschaft in Italien führt; wie kann es nun das römische sein? Auch damals lag dieser Einwand nahe. Ekkehard von Aura, der Zeitgenosse und Hofhistoriograph Heinrichs V., gibt die Antwort in seinem Geschichtswerk, dessen Anlage der Herrlichkeit sowohl des römischen Kaisertums als des deutschen Königtums dienen soll. Ihre Vereinigung begann mit Karl dem Franken; deshalb muß er sprechen von diesem edlen Volk, das befähigt erfunden wurde, das römische Reich fortzusetzen; und er muß ferner darstellen, wie das deutsche Reich in der Aufeinanderfolge der Königshäuser fortbestand.[1]) So ist ihm denn auch die Abkunft der Franken von den Trojanern ein sehr wertvolles Requisit der geschichtlichen Konstruktion; treten damit doch die Franken durchaus den Römern zur Seite. Diese Anschauungen sind dann immer wiederholt worden, auch als die deutschen Könige nicht mehr dem fränkisch-salischen Hause angehörten. Otto von Freising stellt eine sehr ernstgemeinte Untersuchung darüber an, ob das deutsche Reich vom fränkischen zu unterscheiden sei und spricht seine Meinung dahin aus, daß es nur ein Teil desselben sei, daß beim Ausgang der Karolinger aus einem andern Geschlecht und Sprache, doch im selben Reich die Ottonen eingetreten seien; das römische Reich aber habe unter griechischen und fränkischen Herrschern fortbestanden [2]) und sei dann auf Otto I. übergegangen.

So zählt nun schon Ekkehard von Aura ganz konsequent die Könige und Kaiser von Augustus ab; Konrad II. ist der 85., Heinrich III. der 86. Kaiser. Die Lintizen werden von den Sachsen der römischen Botmäßigkeit unterworfen; Friedrich und seine Brüder empören sich in den Provinzen Deutschlands gegen das römische Reich.[3])

Lothar von Sachsen, obgleich im Gegensatz zum Erbanspruch der Hohenstaufen erhoben, hält mit Nachdruck an allen Ansprüchen in Italien fest; jeder Widerstand wird als Rebellion und todeswürdiges Verbrechen behandelt. Zertreten durch Pferdehufe, Abschneiden der Nase, Aufhängen sind die Strafen.[4])

Es fehlte ihm nicht an der Macht, die alte Übung der Investitur durchzusetzen, auch nicht an päpstlichem Wohlwollen für den mit Hilfe der Kirche erhobenen Herrscher, ihm zu gewähren, was sonst der Kirche schädlich geschienen hätte; nur der Einspruch Norberts, des Erzbischofs von Magdeburg, soll es verhindert haben.[5])

[1]) Chron. SS. VI, 9.
[2]) Chron. VI, 17, 22, 24.
[3]) Chron. ad 1057.
[4]) Ann. Saxo 1137.
[5]) Vita Norberti c. 22.

Seine Erfolge steigern den Stolz auf die Machtstellung des Reiches; nicht nur Geschichtschreiber seines eigenen Stammes, wie der sächsische Annalist preisen die Jahre seiner Regierung als eine Zeit der Macht wie des inneren Friedens, sondern auch Otto von Freising, der dem hohenstaufischen Hause so nahe steht und auf den sächsischen Stamm wegen seines Partikularismus nicht gut zu sprechen ist,[1]) zollt Lothar aufrichtige Anerkennung: hätte der Tod ihn nicht dahingerafft, so wäre er wohl befähigt gewesen, daß durch seine Tüchtigkeit und Bemühung die Krone des Reiches zur alten Würde gebracht worden wäre.[2])

Seit Heinrich V. tragen die deutschen Könige von der Wahl an den Titel König der Römer; darin liegt der Anspruch auf die Herrschaft im römischen Reich auch schon vor der Kaiserkrönung zu Rom; die Verfolgung dieses Gedankens mußte darauf führen, diese selbst nur noch wie eine Formalität aufzufassen. Konrad III. hat sie gar nicht erlangt; auch der Einladung des römischen Senats ist er nicht gefolgt, nach Rom zu kommen, um von dort aus besser und freier als alle seine Vorgänger ohne Beschränkung durch die Macht der Kirche über ganz Italien und das deutsche Reich zu herrschen.[3]) Aber dem byzantinischen Kaiser gegenüber hat er von Anfang an die vollen kaiserlichen Ehren in Anspruch genommen; er nennt sich selbst Kaiser, wie ihn sein Sohn Heinrich.[4]) Auch sein Nachfolger Friedrich legt sich den Kaisertitel schon 1153 bei, also vor der Kaiserkrönung, in einem Briefe an Manuel von Byzanz; ebenso verfährt der Abt Wibald von Corvey und Stablo gelegentlich[5]) schon 1152.

Auch bloße Titulaturen sind ja nicht ganz ohne weitere Bedeutung. Die Byzantiner hatten nicht dem Anspruch entsagt, die wahren Nachfolger des römischen Kaisertums zu sein. In dem Antwortschreiben ward Konrad denn nur König genannt. Er sah darin — und nicht ohne Berechtigung — eine Mißachtung seines Anspruchs, die Herrschaft des römischen Reiches im vollen Umfang zu führen; für diese Auffassung konnte der Herrscher von Byzanz sich höchstens als Kaiser der Griechen betrachten. So schreibt er denn

---

[1]) Chron. VII, 8. Terram et gentem facile contra regnum animandam. VI, 5 Saxones qui et ipsi instabiles sed feroces sunt. Ferner Saxonibus, antiquis regni hostibus. Wibaldi epist. (Jaffé, Bibl. I, 520).

[2]) Chron. VII, 20.

[3]) Ep. Wibaldi, Jaffé, Bibl. I, N. 214, S. 332-333.

[4]) Ottonis Fris. G. Frid. I, 24. Wib. ep. 213 u. 245.

[5]) Wib. ep. 410, 411.

wiederum an ihn, sich selbst als den Kaiser, den anderen als König bezeichnend.[1])

Dieser Gegensatz zwischen dem Kaisertum in Byzanz und dem erneuerten weströmischen bestand nun schon seit Karl dem Großen. Ludwig II. hatte 871 dem Byzantiner Basilius erklärt, daß die Griechen wegen ihrer Entfernung vom Glauben, vom Sitz des Reiches, von Nationalität und Sprache aufgehört hätten, römische Kaiser zu sein.[2]) Liutprand von Cremona sprach dieselbe Meinung aus. Jetzt wird sie als ein Stück der Kaiseridee weiten Kreisen geläufig. Es ist doch charakteristisch, daß mehrere Abschriften des Briefes Konrads noch ihre Zusätze machen, ein vere „in Wahrheit" über das Wort Kaiser setzen. Auch die kölnische Königschronik, wie sich diese Geschichtsaufzeichnung selbst nennt, bezeichnet den Byzantiner fast durchaus als König der Griechen.

Konrads Regierung steht freilich mit so hochgespanntem Selbstgefühl in einem kläglichen Widerspruch. Vor allem erregt das Scheitern des zweiten Kreuzzugs schmerzliche Empfindungen bei Chronisten, denen die Macht und das Glück des Herrschers am Herzen liegt, denn der Stolz auf die Macht bleibt ja auch sonst in enger Verbindung mit dem nationalen Gefühl. „Nichts geschah auf diesem Zuge, was würdig wäre, in die Königschronik eingetragen zu werden, nur was für den Römer Schamröte und Mißgeschick mit sich führt. Besser ist es deshalb zu schweigen und die römische Beschämung zu schonen".[3]) So sagt die Königschronik von Köln. Dasselbe Gefühl der Beschämung spricht eine Lütticher Aufzeichnung und eine Erfurter aus: Nichts Ehrenhaftes für den deutschen Namen oder die kaiserliche Würde habe er erreicht; mit Schmach für das römische Reich und den christlichen Namen sei Konrad zurückgekehrt.[4])

Die Übertragung des römischen Namens auf das Reich, dessen Träger doch die Deutschen waren, darf nicht nur als eine müßige Spielerei mit Ausdrücken aufgefaßt werden; es bedeutet für die Zeit einen sehr wichtigen Teil ihres politischen und staatsrechtlichen Gedankeninventars.

Otto von Freising hat sogar den seltsamen Sprachgebrauch unter trans Alpes Deutschland, unter cis Alpes Italien zu verstehen, so sehr galt ihm Rom als der eigentliche Mittelpunkt des Reiches. Der

[1]) Ottonis G. Frid. I, 24.

[2]) Chron. Salern M. G. S. III, 521 flg.

[3]) Ann. Colon max 1147, 1148. M. G. S. XVII, 761, 762.

[4]) Sampetrinum 1147 (Stübel, Gesch.-Quellen d. Provinz Sachsen 1, 28). Ann. S. Jac Leodicensis M. G. S. XVII, 641. Res publica passa quod pudeat fastos.

Widerspruch der Wirklichkeit zu solchen Fiktionen tritt z. B. bei der Erzählung Ottos von der Kaiserkrönung drastisch genug zu tage, wo sich Friedrich rühmt, Dänemark dem römischen Erdkreis zurückgegeben zu haben und dann erzählt ist, wie die „Unseren" ebenso grausam als kühn die Römer niederwerfen, gleich als ob sie sagen wollten: „Empfange, o Rom, statt arabischen Goldes deutsches Eisen, so erkaufen die Franken das Reich".[1])

Auf den deutschen Waffen, auf der Tapferkeit der ritterlichen Aufgebote und der Furcht der anderen Völker, besonders der Italiener, vor ihr beruhte eben im Grunde der Glanz von Friedrichs Kaisermacht. Der Stolz auf die Tapferkeit durchzieht die geschichtlichen Aufzeichnungen wie die übrigen literarischen Schöpfungen dieser Zeit. Bei Ragewin warnt der Patriarch von Aquileja die Einwohner von Crema, sie hätten die Wildheit der Deutschen, ihre Tapferkeit und Körpergröße kennen gelernt, sie sollten nicht zweifeln, daß ihr Mut noch größer sei als ihre Körper und daß ihre Seelen den Tod gering schätzten.[2]) Im Gedicht vom Pilatus, das in die Zeit Friedrichs I. gesetzt wird und in seiner wunderlichen Vermengung der Zeiten ein Seitenstück im kleinen zur Kaiserchronik bildet, ist der Held selbst ein Mainzer und Deutscher; als Geisel nach Rom gekommen, tötet er einen Franzosen; die Römer aber wagen ihn nicht zu strafen,

> Sie forchten sin geslehte
> unde tutisch volk mere,
> dan die Karlingere.[3])

So malt Otto von Blasien, der Abt desselben Klosters, das die fanatisch-ultramontanen Gegner Heinrichs IV., in seinen Mauern beherbergt hatte, die Schilderung eines Treffens zwischen dem Erzbischof Christian von Mainz und den Römern in einer Weise aus, die nicht gerade sehr geistlich, aber stark patriotisch klingt, ein Beweis für das Wachstum des nationalen Gefühles im dazwischen verflossenen Jahrhundert. Der Erzbischof ermahnt sein kleines Heer, sie sollten, eingedenk ihrer angeborenen Tapferkeit und der den Feinden angeborenen Feigheit, für ihr Leben mit allen Kräften streiten. Er sieht dann, wie wirklich die Ritter von deutschem Kampfzorn erfüllt sind und durch seine Mahnung ein unüberwindlicher Mut über ihr Herz gekommen ist. So ist denn auch der Sieg auf ihrer Seite. Die fünfzehntausend getöteten Feinde sind wohl eine Übertreibung des Schrift-

[1]) Gesta Frid. II, c. 33.

[2]) G. Frid. contin. IV, 61.

[3]) Maßmann, Deutsche Gedichte S. 150, V. 321.

stellers, der auch sonst wiederholt die deutsche Tapferkeit hervorhebt, die die Italiener fürchten, der sie nicht gewachsen sind, der auch für den dritten Kreuzzug weit über die Bemühungen aller anderen Völkern hinaus Gewähr des Erfolges bietet.[1])
So preist auch Gottfried von Viterbo die deutsche Tapferkeit:

> Erdkreis konnten und Meer die deutschen Schwerter bewegen,
> Solcher Beherztheit kann nichts an die Seite sich stellen.[2])

Es ist das Überwiegen der ritterlichen Auffassung gegenüber der geistlichen, daß so der furor teutonicus, der bei Ekkehard von Aura noch mehr in tadelndem Sinne gebraucht wird,[3]) jetzt in gehobener Bedeutung als nationaler Ruhmestitel auftritt.

Auch an Konrad III. wird die persönliche Tapferkeit rühmend hervorgehoben und der Mut, der dem König ziemt, aber das Gemeinwesen habe unter ihm begonnen, von einem gewissen Mißgeschick erschüttert zu werden.[4]) Friedrich, sein Neffe, war von ihm selbst empfohlen und von den Fürsten gewählt worden, weil man von ihm Nutzen für den Staat erwartete, besonders für die Versöhnung zwischen Welfen und Hohenstaufen.[5]) Diese Erwartung hat ja nicht getäuscht; die Kaiseridee, die unter Konrad III. ein bloßer Anspruch gewesen war, hat Friedrich mit Macht und Glück vertreten. Er lebte und webte in den Vorstellungen von der unverjährten Würde des Kaisertums als der höchsten Gewalt auf Erden. Karl der Große war sein Vorbild, er dessen Nachfolger in allen Rechten; die hochtönenden Titel, die Karl geführt, erweckte Friedrich zu neuem Leben,[6]) wie er auch Karl selbst, ohne Zweifel nach lange gehegtem Lieblingsplan mit allem Pomp feierlicher Erhebung zu Aachen 1165 heilig sprechen

[1]) Otto Sanblasiensis c. 20. M. G. S. XX, 312, dann c. 14, c. 23, c. 35. Allerdings nicht streng gleichzeitig. Über den Sieg Rainalds von Dassel bei Tusculum 1167 berichtet dessen Brief an die Geistlichkeit von Lüttich (Böhmer, acta imperii II, 599—600) gleichfalls mit Hervorhebung der Tapferkeit, ein anderer an die Geistlichkeit von Köln (Sudendorf, Registrum II, N. 72, S. 146, schreibt ihm hingegen nulli modo nostris civibus aut meritis, sed soli divinae bonitati zu).

[2]) Gotefr. Vit. G. Frid. 816.

[3]) Ekkeh. chron. 1099. M. G. S. VI, 214 u. 1117 (252). Im mittleren Sinne vita Caroli (ed. Rauschen) I, cap. 11 (S. 79). Ira theutonica in dem Lied auf die Einnahme Roms 1084. Libelli de lite I, 424. Sudendorf registrum I, 55. Italicus furor Ligur. VIII, 480 u. sonst. Vgl. Waitz VIII, 495.

[4]) Ann. Colon. max. 1152. M. G. S. XVII, 764.

[5]) Ottonis Fr. G. Frid. II, c. 1.

[6]) Vgl. Wattenbach, Archiv für österr. Gesch.-Qu. 14, S. 21.

ließ als den Schutzpatron des Kaisertums, wie Petrus der des Papsttums war. Wie Karl den Papst nur als den ersten Bischof seines Reiches betrachtet hatte, keineswegs als gleichgeordnete Macht, und selbst in kirchlichen Angelegenheiten die oberste Instanz gewesen war, d. h. in der Ausdrucksweise von Friedrichs Zeit, die zwei Schwerter geführt hatte, so macht auch Friedrich darauf Anspruch.[1]) Gegenüber dem byzantinischen Kaiser Manuel nennt er sich schon 1153 von Gottes Gnaden Kaiser der Römer, Augustus, der Große und Friedegebende, von Gott gekrönt; den andern aber bloß den Konstantinopolitanischen Kaiser. Wohl meint Wibald, Abt von Stablo und Corvey, der vielbeschäftigte Vertrauensmann Friedrichs, wie schon seiner Vorgänger, der in der Sammlung seiner Briefe auch einen über den Amtsstil hinterlassen hat, daß im Vergleich mit anderen Königen, sowohl barbarischen als lateinischen, die Worte ihres Fürsten durchaus nicht hochtrabend seien;[2]) er selbst schreibt aber schon 1152 gleich nach der Königswahl an ihn als den Triumphator und Serenissimus, seinen Herrn, von Gottes Gnaden ruhmreichen Kaiser der Römer und Augustus.[3]) Es ist nur Schmeichelei, da er eben noch nicht zum Kaiser gekrönt war, und ebenso ist es nur eine erfundene Rede, in der Otto von Freising Friedrich den Römern gegenüber die Anschauungen eines völlig absoluten Selbstherrschers aussprechen läßt, daß wohl der Fürst dem Volke, nicht das Volk dem Fürsten Gesetze vorschreiben dürfe.[4]) Aber es konnte ebenso gut aus dem Begriff des römischen Kaisers entnommen werden, als Friedrichs Anspruch, allein der römische Kaiser zu sein und so auch dem Byzantiner als Oberherr zu gelten, wie er in einem Schreiben an Manuel erhoben wird, in dem er sich als moderator Grecorum, als Herrscher auch der Griechen bezeichnet,[5]) nachdem Manuel sich moderator Romanorum

---

[1]) Döllinger, Kaisertum Karls (Münch. Histor. Jahrb. 1865, S. 330). Vita Caroli (Rauschen) S. 34 ventilator utrinsque gladii. Höfler, Kaisertum S. 65. Grauert, Hist. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft XII, 172.

[2]) Ep. Wibaldi 374. Jaffé, Bibl. I, 502.

[3]) Ebenda 381, S. 515.

[4]) Gesta Frid. II, 30.

[5]) Unvollständig bei Albert von Stade zu 1179 Fridericus aegre ferens nomen ejus suo praepositum, maxime cum moliretur contra imperium Romanorum schreibt auch commonemus quatenus nobis et Romano imperio honorem debitum recognoscas (M. G. SS. XVI, 349). Vollständig bei Kap-Herr, Abendländische Politik Kaiser Manuels 156 (vom Schlusse einer Sermonensammlung, vielleicht nur die Ausführung der Anhaltspunkte und Stilübung?): darin regnum Grecie ad nutum nostrum regi et sub nostro gubernari debeat imperio.

genannt hatte. Dieser Brief ist ein treffender Ausdruck der Kaiseridee. Hat doch Friedrich, nicht zufrieden mit dem Ehrenvorrang des Kaisertitels, auch eine thatsächliche Oberherrschaft über die übrigen Länder Europas gefordert, wenn schon die Bezeichnung der Könige von Frankreich und England als Königlein oder Unterkönige der Provinzen auf dem Reichstag zu Besançon 1162 nicht ihm selbst zuzuschreiben ist.[1])

Zwar sind diese hochfliegenden Pläne großenteils Spiel der Phantasie geblieben; an Gegenstrebungen und Gegenkräften der in ihrer Selbständigkeit bedrohten Mächte hat es nicht gefehlt; der byzantinische Kaiser Manuel, durch die Keckheit der Intrigue eine Ausnahme auf seinem Thron, dachte sogar an eine Auffrischung des verblichenen oströmischen Anspruchs auf Italien durch päpstliche Krönung; schließlich hatte doch Friedrich allzuviel zu thun in Deutschland und Italien, als daß er hätte Ernst machen können mit dem allumfassenden römischen Kaisertum.

Aber trotz aller Mißerfolge gerade in Italien war doch Friedrichs I. Herrschaft imstande, sowohl den Waffenstolz der deutschen Ritterschaft, als die Idee des römischen Kaisertums kräftig zu nähren. Das glänzende Ritterbild des Rotbarts, das Ritterfest zu Mainz, nach der Aussöhnung mit den lombardischen Städten und dem Papste, nach dem Sturze Heinrichs des Löwen, die Machtstellung des deutschen Volkes in diesen Tagen schwand nicht so bald aus der Erinnerung. Fester als je zuvor schien die Kaisermacht und die Zukunft des Herrscherhauses gesichert; dem römischen Kaiser stand der römische König zur Seite, schon als Knabe gewählt und einem wenig älteren Bruder vorgezogen, doch wohl als der kräftigere und mehr versprechende.[2]) An dynastischem Sinn sind die Hohenstaufen unstreitig den früheren Häusern überlegen; obgleich Friedrich selbst gegen seinen Oheim die Waffen getragen hatte, unterstützte dieser seine Wahl im Vorzug vor dem eigenen Sohne. Der Partikularismus der Stämme war durch die Auflösung in Territorien nicht beseitigt, doch politisch einflußlos geworden.[3]) Die Übernahme geistlicher Lehen durch den Herrscher

[1]) Prutz, Friedrich I. Bd. 1, 315. Sicher, Rainald von Dassel 48.

[2]) Vgl. v. Scheffer-Boichorst, Mitteilungen des Inst. f. österr. Geschichte XI, 635 A.

[3]) Als Minderung der Macht des Königtums, als ein Streich bis auf den Lebensnerv des Reiches, als Begründung der fürstlichen Landeshoheit und als Ursache der Vorgänge von 1198 bezeichnet Phillips Königswahl 267, 271, 319 die Zerschlagung der Herzogtümer Sachsen und Baiern. Scheffer, Brichorst (Friedrichs I. letzter Streit mit der Kurie S. 7) bemerkt aber, daß es ein Stammesherzogtum nicht mehr gegeben habe, am wenigsten in Sachsen.

selbst, das Aussterben vieler edler Geschlechter 1167 hatte den Besitz des hohenstaufischen Hauses mehren müssen.[1]) Der zahlreiche Stand der Reichsministerialen, den Hohenstaufen unbedingt ergeben, war eine verläßliche Stütze und der Kern der Heere.

Wie hätte nun diese so wohlgefügte Macht des Kaisers nicht den tiefsten Eindruck auf die Zeitgenossen machen sollen!

Die Befriedigung des Stolzes prägt sich bei den Geschichtschreibern in der verschiedensten Weise aus. Gegen den Aufruhr der Mailänder, sagt der Lebensbeschreiber des Erzbischofs Arnold von Mainz zum Jahre 1158, setzte Friedrich, der allzeit unbesiegliche Kaiser der Römer, das scharfe, rasche, unbändige Schwert der Deutschen in Bewegung und die Fürsten seines ganzen Reiches in ihrer ganzen Tapferkeit, unzählbar wie der Sand am Gestade des Meeres.[2]) Vom Glanz des Festes von Mainz wird vielfach berichtet mit allen Einzelheiten bis zur Vorsorge für den Proviant.[3]) Otto von Blasien feiert es in seiner politischen Bedeutung[4]) als die Darstellung der Macht des Kaisers. Stand doch unbestritten Friedrich an der Spitze aller Fürsten; nur zu seinem Verderben hatte Heinrich der Löwe zu trotzen versucht, auch das Ausland wagte nicht ihm beizustehen. Die Kölner Königschronik erzählt zum Jahre 1180 von einem Entschuldigungsschreiben des französischen Königs, niemals habe er daran gedacht, wegen des Herzogs von Sachsen sich gegen den Kaiser aufzulehnen.

Als Haupt der Christenheit trat Friedrich den 3. Kreuzzug an. Römische Macht und germanische Tapferkeit stellt Otto von Blasien der Hinterhaltigkeit der Byzantiner gegenüber. Eine englische Feder, wie es scheint, hat sich darin gefallen, den drohenden Brief Friedrichs I. an Saladin auszumalen, nach anempfundenen Vorstellungen über kaiserliches Selbstgefühl und Machtbewußtsein,[5]) aber sein Inhalt berechtigt wohl dazu, ihn als einen allgemein giltigen Ausdruck von Zeitstimmungen zu verwerten. Du wirst erfahren, spricht der Brief Saladin an, was unsere siegreichen Adler, was die Streitscharen ver-

[1]) Eine Aufzählung bei Otto von Blasien c. 21. Im ganzen vgl. Ficker, Königtum und Kaisertum S. 97 flg.

[2]) Vita Arnoldi, Jaffé, Bibl. III. 624.

[3]) Die zwei Häuser voll Hennen. Arnold von Lübeck III, 8.

[4]) Otto Sanblas. c. 27, 28 mit einigen ungenügenden Angaben.

[5]) Itinerarium peregrinorum c. 18 (Stubbs rer. Brit. medii aevi Scriptores I, p. 35). daraus Gesta Regis Henrici II., S. 62. Hoveden 650 (R. de Diceto 640). Roger v. Wendover II, 428, dann Matthäus von Paris, chronica major (ed. Luard 331) hist minor Madden I, 447 (der erweiterte Text). Über die Unächtheit, Riezler Forschungen X, 109.

schiedener Völker, was die deutsche Kampfeswut, die auch im Frieden zu den Waffen greifen läßt, was das unbezwungene Haupt des Rheines, was die Jugend des Donaustroms, die Flucht nicht kennt, was der hochgewachsene Baier, was der schlaue Schwabe, was der vorsichtige Franke, was Sachsen unter Schwertern spielend, was Thüringen, was Westfalen, was das gewandte Brabant, was Lothringen, mit dem Frieden unbekannt, und Burgund, der Ruhe fremd, was die raschen Alpenbewohner, was Friesland, mit dem Speere vorkämpfend, was Böhmen, zum Schlachtentod sich drängend, was Polen, wilder als seine wilden Tiere, was Österreich, Steiermark, Ungarn, Illyrien, Lombardien, Tuscien, die Mark Ankona, Venetiens und Pisas Flotten und zum Schluß wie unsere Rechte, die Du vom Alter erschlafft heißest, das Schwert zu schwingen gelernt hat, an jenem Tage der Freude für die Christenheit Dich lehren wird.[1])

Es ist der römische Kaiser, das Haupt der Christenheit, der hier spricht; allerdings steht Deutschlands Macht voraus, die einzelnen Stämme und die fremden Teile des Reiches folgen in rhetorischer Aufzählung. Andere, wohl jüngere Bearbeitungen dieses Prunkstückes erweitern sie vollends zu einer Rundschau über alle Völker und Länder Europas und verflüchtigen so den Anstrich nationalen Stolzes, den man geneigt sein könnte, in der einfacheren Fassung zu suchen.

Aber auch in anderen literarischen Denkmälern aus der Zeit Friedrichs des Rotbarts tritt gleichfalls der nationale Gesichtspunkt mehr oder weniger neben der universalen Idee der Kaisermacht zurück.

So in den Bruchstücken eines erzählenden Gedichtes vom Grafen Rudolf, das man um 1170 ansetzt. Der König, bei dem Rudolf sich aufhält, hat so viel Gefallen an den Gebräuchen des kaiserlichen Hofhaltes, eben des deutschen, wie sich aus seiner Schilderung ergibt, daß er zu Rudolf davon redet, sie gleichfalls einzuführen. Da begann der Graf zu lachen, fährt der Dichter fort, es däuchte ihm sehr spaßhaft; unterwindest du dich des, so hast du es zu bereuen, sehr edler hehrer König. Es wäre dein großer Schaden, Kaisers Genosse ward noch nie geboren, dein Land wäre alles verloren.[2]) Es ist also nach der Meinung des Dichters ganz selbstverständlich, daß der Kaiser jeden mit Krieg überziehen und besiegen würde, der es wagte, sich ihm gleichzustellen. Auch hier ist deshalb blos von einem König in Konstantinopel die Rede, wie in der Kölnischen Königschronik.

[1]) Statt Alpini salices ist veloces übersetzt, statt Frisonia in amento praevoland hat Roger armento, was doch nichts Kriegerisches bedeutet. Auch das caput Hreni, dem zuliebe Luard Histri einschiebt, scheint Verderbnis.

[2]) Grave Rudolf, hrsg. von W. Grimm 1844, S. 16 und Einl. 33, 45.

Dieses deutsche Gedicht mit seinen Beziehungen auf die Macht Friedrichs steht aber vereinsamt. Das Spiegelbild seines Zeitalters muß man vielmehr in der lateinisch-gelehrten Dichtung aufsuchen.

Vor allem bietet es der sog. Ligurinus, ein umfängliches Epos über die Thaten Friedrichs im klassischen Versmaß. Es ist der schwungvolle, farbenprächtige Ausdruck der Ziele und Vorstellungen, die Friedrichs Seele erfüllten, in einer technischen Vollendung, die sogar den Gedanken nähren konnte, daß es erst in viel späterer Zeit abgefaßt worden sei.[1]) Aber allzusehr ist es erfüllt mit Beziehungen, wie sie nur dem Zeitgenossen geläufig sein konnten, als daß man den Stempel der Ächtheit verkennen dürfte.

Der Held ist Friedrich selbst und auf seine Verherrlichung geht der Zweck des Dichters; ihn nennt er im pomphaften Eingang als den Größten der Könige, das Licht der Welt, niemand atmet, der ihm gleichstünde.

Deiner Herrschaft freut sich der Erdkreis,
Dich die Völker, die Länder dich scheun: vom Aufgang der Sonne
Bis zum Untergang hin zu dir sie alle emporschaun
Demutvoll; als Herrn sie dich, als König bekennen.
Nicht genug, daß du, o Erhabenster, Allen vorangehst
Unserer Zeiten an Tugend; die Herrscher alle der Vorzeit —
Nicht zur Minderung sags ich der Alten — sie lassen den Vorrang!
Seit Augustus nur Einer der gleichen Ehre erfreut sich
Karl: Er sieht den Genossen an dir in herrlichen Thaten.[2])

So erkennt ihn denn auch König Heinrich II. von England als den Größten aller Könige unter den Gestirnen an, er ist zufrieden, daß der Bund mit seinem kleineren Königreiche nicht verschmäht wird.[3])

Bedeutsam tritt hier, wie sonst, vor allem die Anknüpfung an Karl den Großen hervor. Friedrichs Anspruch, dessen Nachfolger in allen Stücken zu sein, ist recht eigentlich seine Idee der Legitimität.

Gleich die Königskrönung in Aachen rechtfertigt den Anspruch. Hier hat Karl selbst gleichsam die Wiege, den Ausgangspunkt der Herrschaft eingesetzt, als ihm beide Franken dienten; hier befahl er, daß die Könige als seine Nachfolger die erste Krone empfangen und

[1]) Für die Unächtheit zuletzt J. Grimm, Kl. Schriften III, S. 13, für einen zeitgenössischen Verfasser, und zwar einen Lombarden Pannenborg. Forschungen XI, 161—300, für dessen deutsche Abkunft dann Wattenbach in Sybels Hist. Ztschr. 21, S. 393.

[2]) Lib. I, 25 - 33.

[3]) Lib. VI, 189 – 192.

auf dem Königsstuhle eingesetzt werden sollten.[1] Beide Franken, das sind das ost- und das westfränkische Reich. Immer noch ist das deutsche Reich eigentlich das ostfränkische, wie auch für Otto von Freising und für Gottfried von Viterbo, den anderen literarischen Schildträger Friedrichs. Ihm gilt Ostfranken als das wahre und eigentliche Franken, Frankreich als das kleine.[2]

Frankreich hat sich losgesagt, während das ostfränkisch-deutsche Reich die alte Tradition fortführt; es thut sich auf seine Selbständigkeit viel zu gute und mißachtet den Rechtstitel.[3]

In Aachen also trägt der König die erste Krone Karls des Großen; sie gibt den Anspruch auf die Kaiserkrone. Karl hat das Kaisertum auf sich übertragen nach dem Rechte des Stärkeren, und Roms Mauern, im Krieg gegen die Feinde erworben, mit dem fränkische Reiche vereinigt.[4]

Die Kraft begründet das Recht: darauf beruht die Herrschaft über Italien, wie auch die kaiserlich gesinnten Italiener bekennen. „Alemannien pflegt den italienischen Städten die Könige mit Fug und Recht zu senden, seitdem aus jenen Gegenden die Herrschaft Karls und des großen Otto sich erhob und Ausoniens Krone die deutschen Könige zu tragen begonnen. Früher konnte man des Anspruchs lachen, jetzt aber ist der kriegerische Friedrich da und rächt mit gerechten Waffen die Mißachtung. Gründe und Kraft sind nicht zu besiegen."[5]

Daß der Dichter, über dessen Person allerdings ein noch nicht gelüftetes Dunkel schwebt, selbst ein Deutscher gewesen und sich als solchen gefühlt habe, das läßt sich im ganzen und in manchen Einzelheiten nicht verkennen. Das lateinische Gewand und der persönliche Anschluß an Friedrich und sein Haus würden an sich wohl auch einem Italiener anstehen, der die universale Kaiseridee sich angeeignet hätte.

Die Schilderung der Lombarden, die „als barbarische Feinde von Skanzien gekommen und dann nach dem gewöhnlichen Gebrauch in

[1]) I, 435—438. Das erinnert an die Eingangsworte des Liedes, das bei der Erhebung der Gebeine Karls in Aachen entstanden zu sein scheint

Urbs Aquensis urbs regalis
Sedes regni principalis
Prima regum curia.

[2]) Speculum regum lib. II, 810—815.

[3]) Ligurinus I, 439—442. Nostrae jam nescia laudis klingt an laudare regem (ausrufen, erheben) an.

[4]) III, 543—546.

[5]) Ligurinus VIII, 124—132.

den Landeseingeborenen aufgegangen sind", enthält eine so lebhafte Anerkennung ihrer vielen guten Eigenschaften, daß darin nicht nur eine weitgehende Unbefangenheit, sondern, im Gegensatz zu den Äußerungen etwa Ottos von Freising, geradezu eine Vorliebe sich ausspricht.[1]) Freilich ist auch das ein deutscher Charakterzug, der nur zu häufig zur Schwäche des nationalen Selbstgefühls ausartet. Doch ist der Dichter nicht der Gelegenheit aus dem Wege gegangen, auch dem deutschen Ritterstolz seinen Tribut darzubringen. Nicht verschweigen darf ich, sagt er am Schlusse des siebenten Buches, die Unverschämtheit eines gewissen Ligurers und den wilden Wahnsinn eines thörichten Sinnes. In breiter Ausführung wird dessen Herausforderung der Deutschen erzählt; stolz auf seine ritterlichen Reitkünste schmäht er die Deutschen als ungeschickte Ritter, die das Reiten nicht verständen. Graf Albert von Tirol aber macht seinen Übermut zu schanden. Wie einst David den Philister niederstreckte, so wirft er, nur mit Schild und Speer, ohne weitere Rüstung, den Prahler vom Rosse und verschmäht es, den Gedemütigten weiter zu berühren, den er geringschätzig liegen läßt.[2])

Dem umfänglichen Ligurinus stellt sich im kleinen ein Gedicht auf die Einnahme Mailands zur Seite, das dem sog. Erzpoeten zugeschrieben wird, einer schwer zu fassenden Persönlichkeit aus dem Kreise der lateinisch dichtenden und denkenden Literaten der Zeit, denen ihr geistlicher Charakter ziemlich locker sitzt. Den kriegerischen Kirchenfürsten der kaiserlichen Partei, deren Kostgänger er wohl war,[3]) steht unser Dichter auch in der unbedingten Vertretung ihrer Anschauungen zu Dienst. An Friedrich selbst richtet er die Worte:

> Sei gegrüßt, o Herr der Welt, unserm Cäsar Segen!
> Dessen Joch der Gute läßt freudig auf sich legen.
> Aber wer für schwer es hält, sich erhebt dagegen,
> Muß verstockten Herzens sein, Widerstand zu hegen.
> Kaiser Friedrich, der Fürsten Fürst, die auf Erden leben,
> Deiner Kriegsdrommete schon der Feinde Burgen beben.

Friedrichs Standpunkt, daß die kaiserliche Würde nicht von der Verleihung des Papstes herrühre, spricht sich in Kürze in den Worten aus:

[1]) II, 119 flg.

[2]) VII, 666—697. Auch als bloße Versifizierung von Rahewin III, 41 behält es seine Bedeutung.

[3])
> A viris teutonicis multa solent dari,
> Digni sunt prae ceteris laude singulari.
> Praesules Italiae, praesules avari
> Potius idolatrae debent nominari.

Daß nach Gottes Wink du sollst die andern Könige leiten
Niemand, der vernünftig ist, wird es je bestreiten!

Nur die Fahrlässigkeit seiner Vorgänger ist schuld, daß die Macht des römischen Reiches großenteils abhanden gekommen ist.

Weil der Römer Könige versäumt an ihren Rechten —
Schuld ists, daß im Kaiserreich Ränke spannen die Schlechten.

Friedrich findet deshalb die Aufgabe vor, der Erneuerer des Reichs zu sein; er stellt sich darin an die Seite Karls des Großen.

Weil nun Friedrichs Macht und Ruhm lebt in allen Landen,
Nochmals sagen, was bekannt, wir unnötig fanden.
Mit der Lanze schmettert' er, die ihm widerstanden
Rächend nieder, Karl in ihm ist siegreich neu erstanden.[1])

Es ist die heilige Lanze des Reiches, die schon unter Otto ihre Rolle spielt als Wahrzeichen der Königsmacht besonders im Felde und jetzt noch, obgleich sie im ganzen nur eines der Reichskleinodien geworden ist, für Gottfried von Viterbo den Vorrang unter den übrigen behauptet[2]).

Gottfrieds von Viterbo umfängliche Schriftstellerei, historisch-politische und religiöse Gesichtspunkte zugleich verfolgend, gewährt das Bild einer andern Richtung, einer andern Wirkung der Kaisermacht und Kaiseransprüche auf die Reflexion.

Der Ligurinus, bei allem Weihrauch höfischer Schmeichelei, der über dem Eingang liegt, oder den Stellen, die den reinen Absolutismus verkünden — wie z. B. daß der Kaiser über den Gesetzen stehe, daß sein Wille das Gesetz sei,[3]) — behauptet doch einen gewissen Realismus der Auffassung, wie er schließlich sich auch allein mit der Darstellung der Gegenwart verträgt. Die Kaiseridee wächst bei ihm, wenn auch aus der Vergangenheit, so doch aus der Wirklichkeit hervor: die Ansprüche rechtfertigen sich durch die Macht. Gottfried greift weit hinein in das Reich der Fiktion, um die Kaiseridee tiefer zu begründen, die Wirklichkeit wird mit Gedankenspielen durchwebt, wie die Ausspinnung der gemeinsamen Abkunft der Franken und Römer von den Trojanern, ihrer Vereinigung durch Karl den Großen[4]) oder die Abstammung Friedrichs von den Karolingern.

[1]) Text bei J. Grimm, Kl. Schriften III S. 59 u. 66—70.

[2]) Gotefridi Viterb. Pantheon part. 26. M. S. S. XXII. 272 fig. N. 3 lancea Mauricii reliquis praemaxime signis.

[3]) Lib. XVIII, 469, 540.

[4]) Speculum regum lib II. M. G. SS. XII. p. 63. Das Neue ist ja nicht die sog. Trojanersage, sondern ihre staatsrechtlich-politische Verwendung. Eine Anwandlung ethnographischer Kritik zeigt sich in dem Bedürfnis der Erklärung,

Vollends mystisch-religiöser Wurzel ist entsprossen das Tegernseer Osterspiel vom Antichrist. Auch hier ist die Verbindung der deutschen Tapferkeit und der römischen Macht verwendet, aber nur als Einschlag zum Zettel, der Idee der Fortdauer des römischen Reiches bis ans Ende der Weltlichkeit, dem Auftreten des Antichrist[1]). Es ist nun allerdings der Einfluß der Zeit, der der Darstellung des Kaisertums bestimmte Farben verleiht, wie sich dieser von einem Geschlecht auf das andere übergehende Stoff immer wieder den Beziehungen der Zeit anpassen mußte. So entspricht es hier den Anschauungen Friedrichs, daß der römische Kaiser die Unterwerfung auch der Franzosen fordert.

Wie die Bücher klärlich der Geschichte zeigen
War die ganze Erde vormals den Römern eigen.
Was der Ahnen Tapferkeit ihnen hat gewonnen,
Durch der Enkel Trägheit ist es zerronnen.
Unter ihnen gieng des Reichs Herrschaftsrecht zu Grunde
Wir nun fordern es aufs Neu, Macht und Recht im Bunde.
Von den Königen sei drum, wie es einst geschlichtet,
An das Römer-Reich fortan der Tribut entrichtet.
Aber weil die Ritterschaft die Franzosen pflegen,
Will ich ihrem Könige nur Heerfolge auferlegen.

Der französische König will aber von solchen Ansprüchen nichts wissen:

Wollte auf Historiker überhaupt man hören,
Nicht zum Reich gehören wir, sollt uns das Reich gehören,
Dessen Träger lange Zeit Gallier doch waren.
Also haben wirs geerbt von unseren Vorfahren.
Mit Gewalt will man und Raub in das Land uns brechen,
Aber ferne seis von uns Gehorsam zu versprechen.

---

wie denn nun von den nach Germanien gelangten Trojanern die deutschen Franken abstammen.

Ammodo Germani cupiunt ex lege vocari
Moribus at lingua cum Theutonicis variari
Lingua magis placuit qua Magus amne cadit
Gens Trojana sibi Germanica nomina quaerit
Et cupit a patria populus Germanus haberi Vers 759–763.

Fridericus, natus ex clarissima projenie Karulorum, electus ad imperium. Pantheon part. 24. SS. XXII, 264.

[1]) Ludus paschalis de Antichristo, von Zezschwitz unter dem minder passenden Titel: Drama vom Ende des römischen Kaisertums, hzgg. 1877. Verbesserungen des Textes v. Meyer aus Speyer. (Münchener Sitzungsberichte Philos. hist. Kl. 1882 S. 1 flg.) Die Ausführungen Zezschwitzens kranken ebenso vielfach an Überschwang, wie die Übersetzung an Geschmacklosigkeit.

Die Anknüpfung an Karl den Großen und dessen Erwerbung des römischen Kaisertums war den Zeitgenossen durchaus geläufig, ebenso der Anspruch der französischen Könige gleichfalls seine Nachfolger zu sein; wenn er auch in dieser Zeit noch kaum zu weitgehenden Folgerungen benützt werden konnte, so lange Frankreich selbst seine Selbständigkeit verteidigte gegenüber der thatsächlichen Vormacht Deutschlands. Das Verhältnis war lange Zeit sehr gespannt und Friedrich beklagte sich über die Versuche des Königs von Frankreich die kaiserliche Ehre zu beseitigen[1]).

Ganz so berichten im Antichristspiel die Gesandten an den Kaiser:

Die Franzosen mehr als du dünken sich, die dreisten
Deiner Hoheit allzu keck Widerstand sie leisten.

So werden sie denn mit den Waffen zur Anerkennung der kaiserlichen Hoheit genötigt. Der griechische König, wie er auch hier heißt, unterwirft sich auf bloße Aufforderung, ebenso der König von Jerusalem. Der Kaiser besiegt noch die Babylonier, um dann freiwillig die Krone niederzulegen — nicht wie es sonst der Prophezeihung entspricht, tritt der Antichrist auf, nachdem das römische Reich durch den allgemeinen Abfall untergegangen ist. Der weitere Verlauf des Oratoriums oder der geistlichen Oper, wie man das Spiel nennen könnte, bietet dem Verfasser Gelegenheit, die deutsche Tapferkeit zu preisen. Nach dem Verschwinden des römischen Kaisers tritt der deutsche König an dessen Stelle: es ist also wohl dieselbe Person. Dem Antichrist haben sich die andern Könige unterworfen; der von Frankreich nach erhaltenen Geschenken. Die Unterwerfung der Deutschen macht mehr Schwierigkeiten.

Hoch ragt das Volk der Deutschen in jedem Waffenwerke
So bezeugen es, die erfuhren ihre Stärke,
Nicht darf man mit Geschenken für den König geizen,
Unklug ists die Waffen mit den Deutschen zu kreuzen.
Die mit ihnen kämpfen, die schlimmsten Feinde finden,
Sie uns zu beugen, wollet Euch unterwinden!

Aber die Gesandten werden abgewiesen und klagen es dem Antichrist

O Glanz des Königtums, der ganzen Welt Oberhaupt
Das trotzige Volk deiner lachen zu können glaubt.
Wenn deiner Gewalt der ganze Erdkreis beschieden,

---

[1]) Meyer weist hin auf die Klage Friedrichs **regem Francorum . . . imperialem nostrum honorem manifeste molitur auffere.** M. G. LL. II. 137. Das Verhältnis mit Frankreich sei feindlich gewesen von 1155–1169; also falle das Spiel wohl um 1160 (nach Giesebrecht). Auch Heinrichs VI. Wunsch war es Frankreich zu unterwerfen. (Scheffer-Boichorst Friedrichs letzter Streit 128.)

Wie darf der deutsche Trotz Widerstand dir bieten?
Für dein Machtgebot hat Germania nur Spott,
Die Hörner erhebts gegen dich, den gesandt Gott.
Jedoch auch kriegerischer Angriff schlägt fehl; die Deutschen singen
Vaterlands Ehre, Blut muß dafür spritzen,
Heldenpflicht ist, vorm Feind das Vaterland schützen,
List entwand das Recht, feil ist es um Blut,
So nehmen zurück wir des Kaisertums Gut.

Erst die Wunderzeichen des Antichrists gewinnen ihm den Sinn der Deutschen, die dann für ihn die Heiden besiegen.

So ist also nationaler Stolz in den an sich fremdartigen Stoff hineingetragen, das deutsche Volk erscheint als das zur Herrschaft berechtigte, ihm steht das Kaisertum zu. Auch sonst fehlt es in der lateinischen Literatur nicht an tiefer Empfindung für das Vaterland. Wie etwa in der folgenden Stelle aus der lateinisch gelehrten Lyrik.[1])

Süßer Boden,	Lebe wohl, Land,
O du mein Vaterland,	Lebt wohl, Genossen,
Haus der Freude,	Die ich zärtlich
Drin Wonne Stätte fand,	Ins Herz geschlossen.
Euch verlaff' ich	Um mich, aus süßem
Heut' oder morgen,	Umgang verbannt,
Mich verzehrend	Klaget, klaget,
In Liebesforgen	Der sich und Euch entschwand
Fern Euch.	Entflammt.

Sollte man nicht glauben, daß diese Zeit eines nach den verschiedensten Seiten lebhaft angeregten Nationalgefühles ihm auch in Werken der Volkssprache hätte Ausdruck geben müssen? Desto auffallender ist es, daß sich kaum Spuren eines nachhaltigen Eindrucks Friedrichs in der deutschen Dichtung finden wollen. Ragewin, der Fortsetzer Ottos von Freising, berichtet, daß auf den ronkalischen Feldern sich Sänger eingefunden hätten, die Lieder zum Preis seiner Thaten vortrugen.[2]) Erhalten hat sich davon nichts, ebensowenig von einem Lied auf den Tod des Grafen Ekbert, dessen Ligurinus erwähnt,[3]) oder von einem epischen Gedichte auf Friedrich, wenn anders

---

[1]) Carmina burana ed Schmeller S. 168.

[2]) Gesta Friderici IV, 4. M. G. S. XX, 447.

[3]) Lig. VII, 483 cujus et interitum lacrymosa trista nectens
carmine teutonico deflevit fama per urbes.

Bei Ragewin steht nichts davon, wohl auch ein Beweis für die Deutschheit des Ligurinus.

Wie der edel Stoufaere
Der keiser Friederich verdarp
Und lebende höhez lop erwarp[1])

überhaupt gedichtet worden ist. Abgesehen von solchen Verlusten ist Heinrech von Veldeke nur noch der einzige unter all den älteren und jüngeren Zeitgenossen geblieben, der dem Kaiser in der deutschen Sprache dichterisch gehuldigt hat, indem er dem Reichsfest von Mainz die Farben einer Schilderung entlehnt.[2])

Er hat es selbst gesehen und stellt es einem Feste seines Äneas zur Seite. „Der Kaiser Friedrich gab zweien seiner Söhne das Schwert; manch tausend Mark an Wert ward da verzehrt und verschenkt; alle jetzt lebenden haben nie etwas größeres gesehen. Von keiner Schwertleite vernahm ich je, daß so viele Fürsten und Leute aller Art da waren. Es leben noch genug, die es wissen. Dem Kaiser Friedrich geschah so viel Ehre, daß man davon immermehr Wunder sagen kann bis zum jüngsten Tag ohne zu lügen. Hundert Jahre könnte man darüber reden und schreiben, ohne fertig zu werden." In diesen Worten spricht sich aber doch eine sehr äußerliche Auffassung der großen Zeit aus!

Sollte es die universale Seite des Kaisertums Friedrichs sein, die einer lebendigen Befruchtung der volkstümlichen Auffassung im Wege gestanden wäre? Und inwiefern kann man dann Friedrichs Kaisertum als einen national-deutschen Bau betrachten?

Friedrich selbst hat sich ja unstreitig als ein Herrscher deutscher Nationalität auch in weitgespanntem Gesichtskreis seiner Pläne gefühlt; dafür fehlt auch das äußere Zeugnis nicht. In Venedig hält er 1177 bei der Ausrufung des Friedens eine deutsche Rede, wie denn Wibald von Stablo ausdrücklich seine Beredsamkeit in der Volkssprache hervorhebt.[3]) Ein Engländer hebt hervor, er habe die einheimische Sprache Deutschlands so hoch geschätzt, daß er, obgleich einer sonstigen Sprache nicht unkundig, mit den Gesandten anderer Völker ausschließlich durch Dolmetscher geredet habe.[4]) Auch seinen Bemühungen, den Einfluß des Papstums auf die weltlichen Ange-

[1]) Bei Rudolf von Ems 1241. J. Grimm, Kl. Schr. III, 3 flg.

[2]) Eneit hsgg. von Behagel, Vers 13222—13252.

[3]) Nitzsch, Deutsche Geschichte II, 301. Wibaldi epist. 375. Jaffé, Bibl. I, 505.

[4]) Itinerarium peregrinorum c. 18. Auch Helmold chron. Sclavorum I, 86 erwähnt bei dem ersten Römerzug Friedrichs des Dolmetschers, ebenso Romuald M. G. S. XIX, 453, vgl. Ficker, Forschungen z. Reichs-Gesch. Italiens II, 271.

legenheiten zurückzudrängen, dem Kaisertum die überlegene Machtstellung wie zur Zeit Karls des Großen zurückzugeben, liegt der Gedanke zu grunde, daß das römische Reich eben eigentlich ein deutsches sein müsse. Allerdings hat erst eine viel spätere Zeit nach völliger Änderung der inneren und äußeren Machtverhältnisse diesen Gedanken klar erfaßt und daraus die Konsequenzen gezogen. Aber auch schon in der Zeit Friedrichs regt er sich hie und da, und gerade der Kampf mit dem universalen Papsttum mußte der Anlaß sein, ihn aufzulösen, eine völlige Emanzipation vom Papsttum für möglich zu halten. In einer Urkunde für Aachen, ausgestellt bei der Gelegenheit der Erhebung Karls des Großen, vom 9. Januar 1166 ist von dem Königssitz die Rede, wo zuerst die Kaiser der Römer die Krönung empfangen.[1]) Noch einen Schritt weiter, so wäre die Neuerung Maximilians I., ja die Ferdinands II. 1558 um so viel früher gewagt worden.

Noch kühner, revolutionärer ist der Gedanke dem universalen Papsttum eine deutsche Nationalkirche entgegenzustellen oder das Papsttum selbst auf deutschen Boden zu versetzen. Zwar daß Friedrich selbst dem Plane eines deutschen Patriarchates in Trier nachgehangen habe, ist nicht wahrscheinlich, da er später dem von ihm erhobenen Gegenpapste bestrebt war, die allgemeine Anerkennung zu verschaffen.[2]) Daß also der Brief, in dem Friedrich dem Erzbischof von Trier diesen Plan auseinander setzt und begründet, nicht von ihm geschrieben, sondern ihm nur untergeschoben ist, benimmt ihm aber nicht einen gewissen Wert für die Stimmungen der Zeit. Solche Ideen schwebten in der Luft und ein Zeitgenosse hat sie aufgenommen, ein ganz merkwürdiges Beispiel von Ansätzen einer öffentlichen Meinung, die sich beiden großen streitenden Mächten der Zeit in

---

[1]) Urkunde vom 9. Januar 1166 Quix codex Aquensis I, 37. Lacomblet, Niederrheinisches Urkundenbuch I, 283 (Stumpf, Reichskanzler II. 4062) Sede regali, in qua primo imperatores Romanorum coronantur. Spätere, davon beeinflußte Urkundentexte verwässern dies. Urkunde Friedrichs II. von 1215 (Anex. II, 93. Lacomblet II, 26 Aquisgranum, ubi primo Romanorum reges initiantur et coronantur. Die (gefälschte?) Urkunde vom 8. Januar 1166: successores; et heredes regni initiarentur et sic initiati jure dehinc imperatoriam majestatem Romae sine ulla interdictione planius exequerentur. (Stumpf, Reichskanzler 4061. Über die Ächtheit Scheffer-Boichorst in den Mitteil. d. österr. Instituts 1891 u. 92. Grauert u. d. Verf. im Hist. Jahrbuch XII u. XIII)

[2]) Die Briefe über das Patriarchat von Trier im Archiv für deutsche Geschichts-Quellen IV, 418 flg. Sicker, Rainald von Dassel 18–20 u. 86 flg. Die Unächtheit nach Wattenbach und Jaffé, Archiv f. österr. Gesch.-Qu. 14, 60–64.

unbefangener Objektivität gegenüberstellt. Denn es ist eine Feder, die sich bemüht hat, von dem kaiserlichen und päpstlichen Standpunkt aus die Sache zu behandeln. Der erste Brief betont als Aufgabe des Kaisertums, den Frieden der Kirche zu schützen; die kaiserliche Macht sei unmittelbar von Gott eingesetzt. Friedrich beklagt sich dann über die Anmaßung, die auf dem Reichstag von Besançon laut geworden sei, das Kaisertum als ein Benefizium, ein Lehen des römischen Stuhles zu bezeichnen durch die Worte: daß er uns im Königtum gekrönt und es sich nicht habe gereuen lassen, wenn wir noch höhere Benefizien von ihm erlangt hätten. Aber, fährt das Schreiben fort, wir haben uns selbst durch die Wahl der Fürsten die Krone aufgesetzt und nichts als die bloße Salbung von ihm empfangen. Wo bleibt nun das Benefizium? Oder kann es ein größeres Benefizium geben als das römische Reich? Indem wir die Krone der Herrschaft uns selbst aufgesetzt haben, haben wir die Herrschaft nicht von ihm, sondern von Gott genommen. Nun der Übergang zum zweiten Teil des Schreibens, dessen ganz verwunderlicher Inhalt durch den der inneren Wahrscheinlichkeit nicht entbehrenden ersten gedeckt werden sollte. Zunächst Drohungen und Ausfälle gegen Rom, das eine Räuberhöhle, ein Wohnort der Dämonen geworden sei. Die Exkommunikation, heißt es, fürchten wir nicht, die bei den Landsleuten des Papstes gering angeschlagen ist. Sicher habt ihr selbst gesehen und gehört, wie die Römer uns verspotteten und dumme Deutsche nannten, daß wir nach seiner Vorschrift wie Unterthanen dastanden, wir, deren Armen die ganze Erde nicht gewachsen sei. Ihr seid der Primas der Herrschaft diesseits der Alpen und das Herz des Königreiches und eure Metropole das berühmte Trier, das durch den ungenähten Rock Christi hervorragt. Deshalb verordnen wir, daß alle aus unserm Reiche diesseits der Alpen nicht nach Viterbo zum neuen Rom, sondern nach Trier zum zweiten Rom kommen sollen, um Prozesse entscheiden zu lassen. In Rom herrscht das Geld, nicht Petrus. Er hat euch seinen Stab hinterlassen, deshalb seid ihr der Erbe des Petrus.

Diese Begründung durch die Reliquien, den Rock Christi und das Stück vom Stab des Petrus erweist den Verfasser als einen Geistlichen, wie auch der ganze Ton des Schreibens. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn das Schreiben Papst Hadrians an den Erzbischof stilistisch besser angepaßt erscheint. Die päpstliche Auffassung tritt in voller Deutlichkeit hervor. Im ersten Schreiben entspricht die etwas unklare Vermengung des Königtums und Kaisertums ganz gut dem Bestreben der kaiserlichen Partei, beide als un-

trennbar verknüpft zu betrachten. Hier heißt es nach dem weitschweifigen Eingang im Stil der Kurie: „Er rühmt sich, uns gleich zu sein, als ob unsere Gewalt nur in seinem Winkel, nämlich dem deutschen Königreich, und nicht ebenso in allen andern Königreichen gefürchtet, geschätzt, geliebt würde, da doch eben das deutsche Reich, während es das geringste war unter allen Reichen, vom apostolischen Stuhl es erlangte, daß es das römische Königreich genannt werde und sei, das Haupt aller Königreiche. Ist nicht also das Kaisertum übertragen worden vom Königreich der Griechen auf die Deutschen, daß der König der Deutschen nicht eher, als bis er vom Apostolikus geweiht sei, Kaiser genannt würde? Woher also hat er das Kaiserreich als von uns? Von der Wahl seiner Fürsten, nämlich der deutschen, hat er den Namen eines Königs und nicht eines Kaisers. Zacharias beförderte Karl zum Kaiser zu einer Zeit, als die deutschen Könige auf dem Ochsenwagen herumgefahren wurden. . . So haben wir also geteilt, wir diesseits der Alpen, er jenseits. Hat er nicht seinen Sitz zu Aachen in den Ardennen, einem Walde Galliens, wie der unsere zu Rom ist? Um soviel Rom größer und würdiger ist als Aachen, um soviel ist der Apostolikus größer und würdiger als euer König. Mit derselben Befugnis, mit der Zacharias Karl weihte und das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertrug, können wir nicht auch das Kaisertum, das von den deutschen Königen heruntergebracht ist, wieder von den Deutschen auf die Griechen übertragen? In unserer Gewalt liegt es, daß wir es geben, wem wir wollen! . . Was brüstet sich euer König, als ob er mächtig dastünde, als ob er das Kaisertum selbst von auswärtigen Völkern in Anspruch nehmen könnte, da er kaum einen von seinen Fürsten, der sich gegen ihn erheben wollte, mit den Waffen unterdrücken könnte? Konnten etwa die deutschen Kaiser Roger aus Sicilien, Calabrien oder Apulien hinausbringen? Wie sollte er Griechenland bezwingen, da er Dänemark nicht unterwerfen konnte? Tapferer ist Griechenland als Dänemark! Wie könnte er ein entferntes Reich angreifen, da er nicht einmal Friesland in einem Jahr besiegen konnte?"

Soweit der Brief. Es ist nicht zu unterscheiden, auf welche Seite sich die Sympathien des Verfassers neigen. Im Brief Friedrichs ist mit Geschick die nationale Saite angeschlagen, die dann auch im Brief des Papstes nicht ohne Absicht im umgekehrten Sinne fortklingt. Die Bezeichnung des deutschen Reiches als des geringsten wäre in einem wirklichen päpstlichen Schreiben doch sehr unvorsichtig gewesen; allerdings bezieht sie sich hier auf das merowingische Königtum. Ebenso ist die Lehre von der Übertragung des Kaisertums

hier weiter getrieben, als die päpstliche Politik dieser Zeit sie vertrat: den Wünschen des byzantinischen Kaisers Manuel, durch den Papst die Kaiserkrönung zu erhalten, ist entschiedene Ablehnung widerfahren[1]). In dem Hinweis auf die Grenzen der kaiserlichen Macht im Innern wie nach außen darf man aber vielleicht die unbefangene Meinung des Schreibers sehen, daß es nicht geraten sei den Bogen allzuscharf zu spannen. Es entspricht ja den Verhältnissen. Als deutsche Kaiser werden hier die Kaiser bezeichnet, es findet sich das häufiger bei englischen Schriftstellern[2]). Bei aller Achtung vor der thatsächlichen Macht des Kaisertums, die sie gerne anerkennen, liegt darin zugleich eine nüchterne Stellung gegenüber seinen universalen Ansprüchen.

Auch den Italienern verhüllte wohl kaum die theoretische Anknüpfung an das alte römische Reich, worin dienstgefällige gelehrte Juristen Friedrich unterstützten, die Thatsache, daß es doch um den deutschen König oder Kaiser, um eine Fremdherrschaft sich handle[3]). Stets war dies die vorherrschende Auffassung gewesen, aber man hatte sich leichter damit abfinden können, so lange die Kaiser in die italienischen Verhältnisse im Ganzen doch nur gelegentlich eingriffen. Friedrich aber ging auf eine prinzipielle Ordnung aus, die mit dem allmählich gewordenen Zustand in scharfem Widerspruch stand. So waren allerdings verschiedene Auffassungen der städtischen Selbstverwaltung der Gegenstand des erbitterten Kampfes, aber unstreitig tragen die nationalen Gegensätze wesentlich bei zur steigenden Leidenschaftlichkeit. Es hat nicht nur Bezug auf eine bestimmte Veranlassung, daß Otto von Freising sich über den italienischen Wortreichtum geringschätzig ausläßt, der sich über das Recht des Gemeinwesens und des Reiches verbreiten möchte, aber von Friedrich in gerechter Entrüstung abgeschnitten wird[4]). So wenig war auf die Verträglichkeit der beiden Nationalitäten zu rechnen, daß Friedrichs I. Lagerordnung auf den ronkalischen Feldern bestimmt: Kein Deutscher soll einen Lateiner zum Zeltgenossen haben, außer wenn er deutsch versteht, bei Verlust der Habe für Zuwiderhandlung[5]). Man wollte jedenfalls Streitig-

[1]) Obviantibus Sanctorum statutis. Vgl. Kap-Herr Politik Manuels 87.

[2]) Imperator Alemanniae Heinrich V. und Konrad III. s. M. G. SS. XXVIII, 111. (Matthäus von Paris). Friedrich I. Itinerarium peregrinorum c. 18.

[3]) Vgl. Bryce holy roman empire S. 77.

[4]) G. Frid. II. 30.

[5]) Rahewin III. 21 und Ligurinus VII. 306. Vgl. Alwin Schultz Höf. Leben II, 221. Elsner Programm des Matthäus Gymnasiums Breslau 1882.

keiten verhüten, die leicht von kleinem Anlaß aus um sich greifen konnten.[1])

Friedrich behandelte jeden Widerstand der lombardischen Städte gegen seinen Willen als hochverräterische Auflehnung und gedachte durch Schrecken die Widerspenstigen einzuschüchtern[2]). Aber der Kampf wurde, so weit es überhaupt möglich war, nur noch erbitterter, seit die Lombarden mit dem Papsttum sich verbündet hatten. Denn vom Kriegsrecht kann man kaum sprechen, das zeigt die Behandlung der Gefangenen. Schon 1159 bei der Belagerung von Crema wurden sie in Körben vor die Sturmmaschinen gehängt[3]), 1174 vor Alessandria wurden ihnen die Augen ausgerissen[4]). Es ist bezeichnend, daß die Erbitterung der Lombarden sich noch mehr gegen ihre Landsleute der kaiserlichen Partei richtete. Bei der Einnahme einer Burg wurden schon 1159 die Italiener, die der Gewährsmann als Conlatini bezeichnet, unter Foltern getötet, die Deutschen geschont[5]).

Schließlich mußte sich Friedrich doch zur Nachgiebigkeit bequemen, um ein friedliches Verhältnis zu erreichen. Die Lombarden legten Gewicht auf äußerliche Bekundung völliger Aussöhnung. Wenn man aber deshalb behauptet, daß nunmehr im oberen Italien der Unterschied zwischen Deutschen und Italienern fast verschwunden, das Reichsbewußtsein vollständig in alle Kreise gedrungen sei[6]), so geht der erste Satz viel zu weit. Allerdings sind die kaiserlichen Beamten von den Kastellanen bis zu den Herzögen, die durch ganz Italien hin die kaiserlichen Rechte vertreten, aus der deutschen Ritterschaft entnommen; aber Friedrich gedachte keineswegs die nationalen Unterschiede abzuschwächen, sondern über sie hinweg den umfassenden Reichsverband durch die festbegrenzten Herrschaftsrechte enger zu knüpfen. Es ist ein historisch-dynastischer Staatsgedanke, der die verschiedenen Völker zusammenhalten soll. So hatte er schon frühzeitig Burgund durch die Vermählung mit Beatrix wieder enger heranzuziehen versucht, wo nach einem Ausdruck Lothars von 1136 die Macht des römischen

[1]) So sagt Donizo vita Mathildis II, 5, 532 von den Deutschen
Cum sint potati, pro verbis, fertur, amaris,
Ensem denudant, sociorum viscera truncant (M. G. SS. XII, 390).

[2]) Giesebrecht V. 46: „Die Kriegführung bestand fast nur im Plündern und Zerstören".

[3]) Giesebrecht V, 207.

[4]) Ann. Colon. 1174. Vgl. A. Schultz, Höf. Leben II. 298.

[5]) Rahewin III. 44. Otto Sanblasiensis c. 14. Vgl. Lignr. IX. 371.

[6]) Nitzsch II 324 mit Berufung auf Ficker, Forschungen zur Rechtsgeschichte Italiens § 323, der das aber eigentlich nicht sagt.

Reiches verflüchtigt und fast der Vergessenheit verfallen war [1]). Noch lange fort galt Burgund — wie Lothringen — als geschlossenes Gebiet, zusammengesetzt aus den überwiegenden romanischen und den westlichen deutsch redenden Landschaften, von denen man wohl wußte, ohne an staatsrechtliche Trennung nach nationalen Grenzen zu denken [2]).

Die Grafschaft Chiavenna knüpfte er wieder an das Herzogtum Schwaben [3]). Für Trient bestimmte er, daß die Stadt nicht Konsuln haben solle, wie die italienischen, sondern als Stadt des deutschen Reiches unter ihrem Bischofe stehe [4]). Andrerseits verwischte er den staatsrechtlichen Unterschied zwischen den verschiedenen Teilen des Reiches, wie ihn das Wormser Konkordat festgesetzt hatte, indem er die Investitur der Bischöfe in Italien und Burgund nicht anders übte als sie dort für Deutschland bestimmt war [5]).

Allerdings ist der Begriff des deutschen Reiches und Landes eingewurzelt, wenn auch nicht geographisch fest umgrenzt. Im Gegensatz zu Italien spricht Rahewin vom so starken Reich diesseits der Alpen, ebenso ein niederländischer Schriftsteller bei Gelegenheit des Reichsfestes in Mainz. [6]) Arnold, Erzbischof von Mainz, so heißt es in seiner Lebensbeschreibung, wählt, weil die Apenninen, wo sie Italien und Ligurien sich zuwenden, dem deutschen Namen höchst feindselig sind, den Seeweg nach Rom; nach Durchwanderung der Grenzen des deutschen Reiches kommt er an's Mittelländische Meer. Burgund oder Arelat scheint also hier mit zu den deutschen Ländern gerechnet zu sein. [7]) An Unklarheit, wie weit sich nun Deutschland ausdehne, fehlt es dabei nicht. Und wie ließe es sich anders erwarten, wenn das durchschnittliche Maß geographischen Wissens gegeben war durch das weitverbreitete Lehrbüchlein, die Imago mundi des Honorius, aus der Zeit Heinrichs V. stammend. Da erstreckt sich Germania superior von der Donau zu den Alpen, im Westen vom Rhein, im

[1]) M. G. LL. II. 83. Hüffer, Verhältnis des Königreichs Burgund zu Kaiser und Reich S. 23; von Raumer. Geschichte der Hohenstaufen V 69–73.

[2]) Vita Caroli (Legende) III 18. S. 91. (hsg. v. Rauschen). **Teutonicus ut ipse asserebat, de teutonica Burgundia.** Bern, die burgundische Stadt noch in den **Ann. Colm maj. 1297.**

[3]) Scheffer-Boichorst, Letzter Streit, S. 7. Vgl. Stumpf, Forschungen zur deutschen Gesch. XV. 159.

[4]) Stumpf, Reichskanzler n. 4335.

[5]) Bernheim, Wormser Konkordat 55.

[6]) **Rahewin III, 15 tam valido cis Alpes imperio. Gisleberti chron. Hanon. 1184 de toto imperio ex hac parte Alpium.**

[7]) Vita Arnoldi Jaffé, Bibl. III, 622 (z. J. 1156).

Norden von der Elbe begrenzt, umfaßt diese Suevien oder Alamannien, so genannt vom lemanischen See, Baiern, Ostfranken, Thüringen, Sachsen. Nördlich der Elbe ist Germania inferior mit Dänemark und Norwegen, westlich vom Rhein das belgische Gallien, das auch Francia heißt vom Frankus, der mit Äneas von Troja kam; es erstreckt sich vom mons Jovis, dem großen St. Bernhard bis zum britannischen Ozean.[1]) Von den politischen Grenzen des deutschen Reiches ist so wenig die Rede, als von einer Scheidung der Sprachen und Völker.

Es ist auch nicht ganz unbedenklich, daß Otto von Freising nach dieser Anschauung den Rhein als die Grenze zwischen Gallien und Germanien bezeichnet, Köln zum belgischen Gallien zieht und zugleich den französischen König den gallischen nennt.[2]) Dagegen klingt es wieder an das spätere Wort an „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", wenn für Heinrich den Löwen in einem Brief an den Kaiser das deutsche Land vom Rhein geteilt wird.[3])

Der Begriff Deutschlands wird jetzt in den lateinischen Quellen überwiegend durch Alemannia und Alemanni wiedergegeben. Dieser Gebrauch, für die Franzosen aus dem ehemaligen Verhältnis zwischen Franken und Alamannen hervorgegangen, soll von ihnen über Lothringen her nach Deutschland vorgedrungen sein,[4]) und zwar schon, bevor wegen der Hohenstaufen Alemannien oder Schwaben als das Kernland des Reiches angesehen werden konnte, doch wurde es erst mit Friedrich Rotbart recht eigentlich Mode. Friedrich selbst scheint es in Schriftstücken für Deutschland zu gebrauchen,[5]) wenigstens hat es auch in Italien Geltung gewonnen. Walther von der Vogelweide legt es dem Papste in den Mund. Volkstümlicher Sprachgebrauch ist es in Deutschland gewiß nicht geworden, aber die Nachgiebigkeit des gelehrten Gebrauches gegen den fremden Ausdruck ist doch bezeichnend. Germania und Teutonici treten daneben zurück, wenn sie auch nicht verschwinden.

[1]) Migne Patrologia CLXXII, 119. Der lemanische See ist der Bodensee.

[2]) Ottonis G. Frid. II, 46. Chron. VI, 8, VII, 12 u. sonst. Gallicus rex VII, 18 (ad regem Celticae qui Francorum dicitur VII, 12) vgl. Ligur. V, 163.

[3]) Omnem teutonicam terram, quam nobis Renus dividit. Wib. ep. 462, S. 595.

[4]) Waitz, Verf.-Gesch. V. 129. Uhland, Kl. Schriften VIII, 10 flg. Birlinger, Alamannia (Zeitschrift) XVI, 257.

[5]) Rahewin III, 47, IV, 10.

Friedrichs des Rotbarts Herrschaft hat also, wie zur Genüge sich ergeben haben wird, auf die Zeitgenossen einen gewaltigen Eindruck gemacht und mit Recht hat man wiederholt hervorgehoben, daß seine Zeit von einem lebhaften deutschen Nationalgefühl erfüllt gewesen ist.[1]) Er selbst gieng ja in diesem hohen Selbstgefühl voran und wollte der Ehre des deutschen Namens nicht das mindeste vergeben. Aber man darf darüber die Frage nicht vergessen, ob er nun auch eine nationale Politik im Auge gehabt habe. In seinem Streben nach Macht und Ruhm liegt doch ein starker dynastischer Zug, der die hohenstaufische Politik über nationale Beschränkung hinausführte. Dynastischen Verbindungen verdankt das Haus sein märchenhaftes Emporsteigen. Ein wenig hervorragender Edler wird Eidam des Königs und Herzog von Schwaben; schon seine Söhne durften sich als die geborenen Anwärter der Krone betrachten, nach der der eine eigenmächtig griff, die der andere wirklich davontrug, ohne daß er sich damit zufrieden gab. Der Enkel ist der ruhmgekrönte Kaiser, der erste Herrscher des Abendlandes, und wollte noch mehr sein, welche Steigerung blieb dem Urenkel, als das Streben nach wirklicher Weltherrschaft zu befriedigen? Die Verbindung Heinrichs VI. mit Konstanze, die den Hohenstaufen die beherrschende Stelle am mittelländischen Meer verschaffte, hat Friedrich selbst ins Werk gesetzt, hat er die Gefahren nicht geahnt? Fester hätte sich wohl die Macht des Hauses in Deutschland eingewurzelt, wenn Beschränkung in ihm selbst gewaltet hätte.

Freilich hat auch den Zeitgenossen — wenigstens einem Teil von ihnen — die Erwerbung Unteritaliens als eine ruhmvolle Erhöhung des deutschen Namens gegolten. Als Reichssache stellt der eine Chronist die Unterwerfung Siciliens dar[2]), die Schreckensherrschaft Heinrichs VI. gegen seine Widersacher nennt ein anderer die verdiente Strafe[3]). Die Einverleibung Siciliens ins Reich, die Erblichkeit der Königs- und damit der Kaiserkrone im hohenstaufischen Hause wird als fertige Thatsache von andern vorgetragen, und zwar mit Verständnis für die Wichtigkeit dieser Änderung[4]). Den minder unterrichteten Chronisten erscheint es wie ein Zuwachs von nationaler Ehre. Und doch scheiterte dieser Gedanke an der Abneigung der Fürsten,

[1]) So z. B. Prutz, Friedrich I. Bd. III, 351.

[2]) Chronik von Weingarten. M. G. S. XXI 479.

[3]) Arnold von Lübeck V, 26.

[4]) Jahrbücher von Marbach und Reiner von Lüttich 1196. M. G. SS. XVI, 167 und 652.

die nur immer mehr wuchs, je mehr er sich seiner Verwirklichung zu nähern schien[1]) und Heinrich VI. ließ ihn dann selbst fallen. Ebenso wird mit Stolz die Unterwerfung der Könige von Cypern, von Armenien, von England unter das römische Reich berichtet, die sich als dessen Vasallen bekannten[2]). Und wirklich schien ja Heinrichs VI. Macht sich der Idee des umfassenden Kaisertums mehr zu nähern als jemals früher. Das Kapitel von Canterbury fordert er auf, eine Person zum Erzbischof zu wählen, die nächst Gott ihm genehm wäre[3]). Denkt man daran, wie Frankreich so ziemlich allein der Kaiseridee theoretische Einwendungen machte, so erscheint die etwas spätere Nachricht wohl glaublich, dessen Unterwerfung sei sein sehnlichster Wunsch gewesen[4]). Der Tod riß ihn aus solchen Plänen hinweg.

„Seinen Tod betrauert die Welt, Syrien, Sicilien, Apulien, Calabrien, Afrika, Italien, Alemannien, Sachsen, Baiern, Schwaben, Friesland, Österreich, Lothringen. Denn durch seinen Tod sind sie alle in Verwirrung gestürzt." So sagt eine nieder-lothringische Aufzeichnung[5]). Ein anderer Geschichtschreiber, an der Ostsee, berichtet von dem Tode des ruhmreichen Kaisers, durch den Gott die Grenzen des Reiches beträchtlich erweitert habe[6]). Einen förmlichen Nachruf hat ihm aber Otto von Blasien gewidmet, aus geänderten Verhältnissen auf die Machtstellung Heinrichs VI. zurückblickend: „Ewige Trauerklage möge sein Hingang dem deutschen Volke sein: denn er habe sie mit Ruhm bedeckt durch die Schätze der anderen Länder und Schrecken vor ihnen allen Nachbarn durch seine Tapferkeit eingejagt. Er habe dargethan, wie sie allen Völkern überlegen wären, wenn nicht ein jäher Tod den dahingerafft hätte, durch dessen Tapferkeit und Mühe die Zier des Kaisertums zur alten Würde emporgeblüht wäre."[7]) Die Weltherrschaft des alten römischen Reiches schwebt dem Schreiber vor. Heinrich VI., meint er, hätte das Ideal verwirklichen können.

Aber galt dieses Ideal auch für den Teil des deutschen Volkes, auf dessen Unterstützung Heinrich VI. bei kriegerischen Plänen hätte rechnen müssen? Denn alle seine persönlichen Erfolge konnten auch

---

[1]) Töche, Jahrbücher Heinrich VI. 396, 435, 587 flg. Ranke, Weltgeschichte VIII, 270.

[2]) Jahrbücher von Marbach 1191. 1194. 1195.

[3]) Böhmer acta imperii 1064 Bd. II, S. 760.

[4]) Scheffer-Boichorst, Letzter Streit mit der Kurie, 128.

[5]) Sigberti contin Aquicinctina M. G. S. VI. 434.

[6]) Arnold von Lübeck VI. 1.

[7]) Otto Sanblas, c. 45. M. G. SS. XXI, 323 genti Teutonicorum omnibisque Germaniae populis soll wohl Volk (Nation) und Stämme besagen.

ihn nicht darüber täuschen, daß der ausschlaggebende Teil doch immer die Fürsten des Reiches blieben, wie sich beim Schicksal seines Reformplanes für die Reichsverfassung zeigte. Aus welchen Gründen die Mehrzahl der Reichsfürsten ihn abgelehnt hat, ist bei dem Dunkel, das über der ganzen Angelegenheit schwebt, nicht mit Sicherheit zu sagen. Es mag die Abneigung, die Kaisermacht dauernd zu befestigen, bei den einen obwalten, bloßer Eigennutz bei andern, vielleicht auch die Ahnung, daß es doch nicht geraten sei, das Reich an die hohenstaufische Haus-Politik und das ferne Unteritalien zu knüpfen, auf das auch der Papst Rechte behauptete. Die Unterstützung, die die Fürsten den auswärtigen Unternehmungen der Könige und Kaiser gewährt hat, war ja stets nur spärlich und zögernd erfolgt. Friedrich I. war sie zu einem geplanten Kriege gegen Ungarn, zur Aufrechterhaltung oder Erneuerung der Reichshoheit, verweigert worden, aus verborgenen Gründen, sagt Otto von Freising.[1]) Nach dieser Hinsicht blieben alle absolutistischen Anknüpfungen an die römische Kaisermacht ohne Eindruck. Auch Friedrich mußte sich den nationalen Formen des Reichswesens anbequemen. Die urspergische Chronik erzählt von dem Widerspruch, den die Absetzung Heinrichs des Löwen bei einigen Großen fand. Nach der Art der Deutschen, heißt es da, die ohne Gesetz und Vernunft ihren Willen als Recht aufstellen, wollten sie gegen den Kaiser es als Recht festhalten, daß über den Herzog nur auf einem Gerichtstag innerhalb seiner Länder das Urteil gesprochen werden könne. Für das Gegenteil erbietet sich ein Edler zum Zweikampf; da sich niemand ihm entgegenstellt, kann der Kaiser es als Rechtsgrundsatz erklären, daß er an jeden Ort die Fürsten zur Rechtfertigung entbieten könne.[2])

Auch schon Friedrich gelang es nicht, die italienischen Angelegenheiten seiner Kaiserpolitik zur nationalen Sache zu machen; gerade beim Rachezug von 1174, dessen Ausgang die Entscheidung bringen sollte und auch gebracht hat, nur im anderen Sinne als Friedrich geplant hatte, war die Teilnahme sehr gering.[3]) Nicht nur Heinrich der Löwe hat sich ihr entzogen. Man könnte darin eine Kritik der kaiserlich-hohenstaufischen Politik vom nationalen Standpunkte suchen und hat wohl auch in diesem Sinne im Gegensatz zu den universalen Mächten, wie sie Kaisertum und Papsttum in der Idee

---

[1]) Gesta Friderici II, 6.

[2]) Chron. Ursperg. ad 1178. M. G. S. XXIII, 357.

[3]) Giesebrecht V, 727. Nach Gottfried von Viterbo standen bei Legano 4000 Kaiserliche gegenüber 12000 Mailändern.

sind, in dem Fürstentum oder genauer in den Welfen die Ansätze einer nationalen Parteibildung gesehen.[1])

Ein solches Urteil ist freilich noch nicht gerechtfertigt durch einige mißgünstige Auslassungen von Chronisten über Friedrich den Rotbart oder seinen Sohn, wie sie z. B. die Stederburger Annalen haben, von einem unbedingten Anhänger Heinrichs des Löwen geschrieben. „Man hörte vom Tode des Kaisers", heißt es da, „von dem wir nichts rühmliches, nichts denkwürdiges sagen können, als daß er in der Fremde gestorben ist, denn seine Absicht bei dem begonnenen Unternehmen zeigte der, der die Geheimnisse der Herzen prüft, bei dem unrühmlichen Ende des Lebens offenbar. Deine Gerichte, Herr, sind ein tiefer Abgrund. Wer möchte es wagen, dem unerforschlichen Ratschluß deiner Erhabenheit mit menschlicher Vernunft zu nahen![2])" Hingegen sagt ein Anhänger, daß seinen Tod die ganze Welt, als dem christlichen Glauben nachteilig, beklagt habe, da er mächtiger, thätiger, herzhafter als die anderen Könige erschien.[3]) Von abweichenden Meinungen des Volkes über seinen Tod spricht ein anderer Bericht.[4]) Meint er nun blos die verschiedenen Nachrichten?

Aber befremdlich ist es und im Widerspruch mit der Verherrlichung bei den gelehrten Dichtern wie mit der Auffassung der neueren Geschichtsschreibung, daß der Tod des großen Kaisers das deutsche Volk nicht mehr erregt hat. War es Gleichgültigkeit der

[1]) Riffert im Eingang des Aufsatzes „Hermannsschlacht in der deutschen Literatur". Herrigs Archiv für neuere Sprachen Bd. 63, S. 129.

[2]) **Ann. Stederburgenses** M. G. S. XVI, 223. Bezieht sich dies auf die Nachricht, daß der Kaiser beim Baden ertrunken sei? Vgl. Riezler, Forschungen z. d. G. X, 129.

[3]) **Gisleberti chron. hanon.** M. G. SS. XXI, 556.

[4]) **Ann. Reinhardsbrunn** (Wegele) p. 49. Vgl. Voigt, Deutsche Kaisersage, Sybels Hist. Ztschr. 26, 131 flg. „Der Widerhall des Todes Friedrichs ist in deutschen Stimmen, soweit wir sie hören, auffallend gering. In der That war Barbarossa dem deutschen Volke eine ziemlich fremde Gestalt." Im Leich des Rugge auf das heilige Grab (v. d. Hagen, Minnesinger Bd. III, 468a vgl. IV, 159), anscheinend 1190 entstanden, wird der Tod des Kaisers nicht eigentlich beklagt:

> Nu sint uns sterkiu maere kommen
> Die habent wir alle wol vernommen.
> Nu wünschet all gelîhe
> Heiles umbe den rîchen got
> Wan er ervulte sîn gebot
> Am keiser Friederiche.

Aber der Tod um des Glaubens Willen war nicht die Erwartung Friedrichs oder anderer vom Ausgang des Kreuzzugs!

großen Masse gegen alles, was über den engsten Kreis hinausgieng, daß man den Zug des Rotbarts in den Osten und sein Verschwinden so gelassen hinnahm wie seine Römerzüge? Oder soll man darin eine Art stillschweigender Opposition gegen Friedrichs Regierung überhaupt oder den Kreuzzug im besonderen suchen, daß sie als eine Hintansetzung wichtiger und näherer Sorgen erschienen wäre?[1]) Und wo wäre dann der nationale Pulsschlag zu spüren?

Am wenigsten ist von einer nationalen Abgeschlossenheit des deutschen hohen Adels die Rede in dem Sinne, wie Ottos I. und Ottos II. fremde Gemahlinnen als eine Ausnahme empfunden worden waren. Längst hatten die deutschen Fürstengeschlechter die Standesgleichheit mit den herrschenden Häusern in Böhmen, Polen, selbst Ungarn praktisch anerkannt.

Hier schwieg der nationale Stolz, sobald andere Vorteile in Aussicht standen. Diese Verbindungen sind auch in politischer Hinsicht wichtig. Hatte doch auch Heinrich V., als Schwiegersohn des englischen Königs, Deutschland als dessen Bundesgenossen zum Krieg gegen Frankreich zu treiben versucht, allerdings ohne Erfolg. Und häufig erklären sich auf solche Weise sonst dunkle Beziehungen.[2])

Gerade das welfische Haus ist von Anfang an, viel früher als die Hohenstaufen, völlig international. Schon Welf I., ohnehin seiner Abkunft nach mehr Italiener als Deutscher, war in zweiter Ehe vermählt mit der Witwe des letzten Angelsachsenkönigs Harold. Bezeichnenderweise setzt ein Berichterstatter hinzu, daß sie unglaublich viel Geld mit sich gebracht habe.[3])

Sein Sohn Welf II. erkaufte den reichen Besitz der großen Gräfin Mathilde um den Preis der Ehe mit ihr, der viel älteren und des Spottes der Mitlebenden.[4]) Es entspricht ganz diesen Verbindungen, daß Herzog Welf im Kampfe mit Konrad III. verbündet war mit Roger von Sicilien und König Geisa von Ungarn. Mit

[1]) Abgerissene Spuren solcher Stimmungen hat man öfter sehen wollen in den Stellen des **Auctarium Vindobonense ad ann. Melicenses 1153 Fridericus de Stouf per astuciam et magnam violenciam ad electionem imperii Romani pervenit. M. G. SS. IX, 723** und **Gesta abb. Trud. 1190 X, 390** von ihm als Prophezeiung angeführt **intrabit ut vulpes regnabit ut leo, morietur ut canis.** Mehr als die Annahme einer Lücke in der Überlieferung gegenüber den Spielarten der öffentlichen Meinung kann das freilich nicht begründen.

[2]) Hervorgehoben auch von Scheffer-Boichorst, Friedrichs letzter Streit 137; Adolf Kohn, Verwandtschaft der Staufer und Anhaltiner, Forschungen z. d. Gesch. X, 632.

[3]) **Annalista Saxo 1066.**

[4]) Eine derbe Probe bei Kosmas II, 32.

Genugthuung erzählt die Chronik von Weingarten — die man die welfische Familienchronik nennen kann —, er habe den König genötigt, mehr an seine Verteidigung zu denken als an den Angriff gegen fremde Völker.[1]) Heinrich der Löwe fühlte sich kaum anders denn als selbständiger Fürst, sei es gegenüber den Slaven oder dem Herrscher von Dänemark, wie er denn auch die Investitur der Bischöfe in Anspruch nahm. Mit dem Haus Anjou stand er in Familienverbindung und Interessengemeinschaft. Mit Friedrich dauerte das Einvernehmen nur so lange, als der ihm freie Hand ließ. Später machte er es ihm zum Vorwurf, daß er schon 1172 in Verschwörung mit den Griechen getreten sei.[2]) Vom Kaiser bedroht wegen der verweigerten Heeresfolge, suchte er 1180 die Hilfe Waldemars von Dänemark und Philipp Augusts von Frankreich, allerdings ohne Erfolg.

Wenn aber auch die Ausbreitung seiner Herrschaft über die slavischen Gebiete als ein nationaler Gewinn erscheint, von kräftigerer Fortwirkung als der Glanz der Kaiserpolitik, so ist dies doch nicht einer bewußt nationalen Politik zuzurechnen. Es ergab sich mehr aus den Umständen. War ja ebenso die Verkündigung des Christentums unter den Pommern, an die der Bischof Otto von Bamberg sein Leben gesetzt hat, durch private Beziehungen mit dem polnischen Hofe veranlaßt. Helmold in der Chronik der Slaven behauptet aber sogar, daß auf den Feldzügen Heinrichs des Löwen nicht einmal des Christentums Erwähnung gethan worden sei, sondern nur des Geldes. So verlief der Kreuzzug von 1147 ohne sonderlichen Erfolg. Bei der Belagerung der Feste Dimmin läßt Helmold die Vasallen des Herzogs Heinrich und des Markgrafen Albrecht sich gegenseitig erinnern, daß das Land, das sie verwüsteten und das Volk, das sie erobern wollten, ihnen ja schon unterthänig und tributpflichtig sei, sie also die eigenen Feinde, die Zerstörer ihrer Einkünfte unterstützten[3]). So kommt es leicht zur Übereinkunft, daß die Slaven Frieden haben und nur den christlichen Glauben annehmen sollten: viele wurden fälschlich getauft, das soll wohl heißen zum Scheine. Doch zehrte der fortdauernde Kriegszustand in diesen Gebieten so gewaltig an der ohnehin wie es scheint ziemlich dünnen slavischen Bevölkerung, daß weite Striche sich entvölkerten und damit auch die Abgaben sich verflüchtigten[4]). Aus wirtschaftlichen Gründen, durchaus nicht aus nationaler

[1]) C. 26. M. G. SS. XXI, 468.

[2]) Vgl. Kap Herr, Manuels Politik 100.

[3]) Chron. Sclavorum I, 65. 68.

[4]) I, 56. 83. 88. II. 5. Dünne der Bevölkerung, die nur den leichteren

Politik rief man dann nach Ersatz der Bevölkerung: ein Strom von Einwanderern, Sachsen, Westfalen, Flämen, Friesen ergoß sich in diese Gebiete, meist auf Einladung der Fürsten; und sie gewinnen dadurch an Zehenten und Einkünften[1]).

Wegen des Nebeneinanderbestehens von slavischen und sächsischen Namen hat man an die Möglichkeit einer Mischlingsnationalität gedacht[2]). Aber allzufeindlich standen sich infolge der jahrhundertelangen Grenzkriege die Volksarten gegenüber. Helmold berichtet denn auch — ganz entsprechend einer früheren Angabe des Adam von Bremen, daß den Stormarn die Gefangenschaft bei den Slaven härter als der Tod gewesen sei[3]) — daß 600 Familien der Holsten wegen der Slavenherrschaft in Transalbingien nach dem inneren Deutschland ausgewandert seien und sich in den Harzbergen angesiedelt hätten[4]). Man führt die Stadt Elbingerode darauf zurück. Es war ein eigentlicher Rassenhaß, der die Nationalitäten schied[5]). So spricht Helmold von dem unersättlichen Blutdurst der Slaven, von ihrer angebornen Treulosigkeit und Neigung zum Schlechten[6]). Es entrollen sich Szenen, die an die Vorgänge bei der Kolonisation in fremden Erdteilen erinnern; das Bild des dem Untergang geweihten Volkes steigt dem Auge auf in der Ansprache, die der Wendenfürst Pribislav bei der Belagerung einer Feste an seine Scharen richtet[7]), an die Überreste, die er erinnert, wie der Herzog Unglück über sie gebracht, sie aus den Sitzen der Vorfahren vertrieben habe.

Zwar ein politisch klares Nationalgefühl fehlt auch bei den Einwanderern, die kaum der gemeinsame Haß zusammenhält. Der Mißgunst und Scheelsucht der benachbarten Sachsen gegen die Einwanderer aus entfernten Gegenden trauten diese gelegentlich selbst ein Einverständnis mit den Slaven zu. Man meinte, daß auch die Slaven selbst Unterschiede in der Feindschaft und Abneigung machten. Wißt ihr nicht, läßt Helmold einen Priester in gefährlicher Lage zu seiner Gemeinde reden, daß unter allen Arten von Kolonisten kein Volk den Slaven verhaßter ist als die Friesen? Fürwahr, schon unser Geruch ist ihnen

---

Boden in Arbeit genommen hatte. Meitzen, Jahrbücher für Nationalökonomie, Bd. 32. S. 49. – Über die Sitte des Mädchenmordes bei den heidnischen Pommern Herbordi vita Ottonis II, 18. 33.

[1]) Helmold I, 87.

[2]) Nitzsch, Deutsche Geschichte II, 183.

[3]) III, 25.

[4]) Helmold I, 26.

[5]) So auch Dehio, Erzbistum Bremen-Hamburg II, 37.

[6]) Chron. Sclavorum I, 14. 52. Vgl. I, 80.

[7]) Helmold II, 2.

Gestank[1]). Aber mochte sohin auch das Einheitsgefühl zwischen den Kolonisten aus verschiedenen Gegenden von Anfang an nicht durchaus herrschend sein, die Abweichung der Mundarten noch störend empfunden werden, so verband sie doch alle der gemeinsame Name der Deutschen, den auch Helmold für sie insgemein gebraucht.

Das frische Aufblühen deutschen Lebens auf vorher slavischem Boden bezeugt die Kraft des deutschen Volkes, seine Überlegenheit, die nur einer einheitlichen Leitung bedurfte. Das Wort Ottos von Blasien hat auch hier seine Geltung, wo Heinrich der Löwe gewaltet hat. Aber sein Trachten nach Erweiterung seiner Macht, nach einer selbständigen Stellung gegenüber dem Kaiser hat die Verwirrung vorbereitet, die in den Beziehungen der Grenzgebiete zu Dänemark eingetreten und mit dem Gegensatz zwischen Hohenstaufen und Welfen sich verschlingend lange fortgedauert hat. Die persönliche Politik der Großen hat auch bei der Bevölkerung ein Schwanken zu folge, ob man so viel darauf halten solle zum Reiche zu gehören. Noch zu Lebzeiten Friedrichs des Rotbarts stellen sich die Dietmarschen unter die Oberhoheit Dänemarks, um der Landeshoheit, sei es des Bischofs von Bremen oder des Grafen Adolf von Holstein und ihren unbequemen Forderungen sich zu entziehen[2]). Als Graf Adolf 1192 Lübeck belagerte, faßte unter den Bürgern nach Arnolds von Lübeck Bericht der gleiche Gedanke Boden. Der eine Teil wenigstens erhoffte sich davon Vorteil für den Handel und einen mächtigen Schutzherrn. Die andern aber sind dagegen, die Stadt gehöre zum römischen Reiche; trenne sie sich davon, so träfe sie kaiserliche Acht und allgemeine Verurteilung[3]). Heinrich VI. ließ allerdings diese Gebiete nicht außer Beachtung, seine Gedanken scheinen sogar auf die Wiederherstellung der früheren kurzen Lehensabhängigkeit Dänemarks gegangen zu sein[4]). Sein Tod ließ auch hier der Verwirrung vollen Lauf.

Die persönliche Empfindung der Wehmut, der Trauer um den Glanz des Reiches, mit der Männer wie Arnold von Lübeck oder Otto von Blasien auf die Tage Heinrichs VI. zurückschauen, ist vollauf gerechtfertigt durch die nachfolgende Zeit. Denn sein Tod hinterließ, noch mehr als der Heinrichs III., eine Lücke, die Zeiten haben eine innere Ähnlichkeit, nur noch jäher ist der Sturz der Macht nach

[1]) Ebenda I, 63, 64.

[2]) Nach Dehio Bremen-Hamburg II, 105 nur Freiheitsstreben, ohne Spur einer antinationalen Richtung.

[3]) Arnold von Lübeck V, 12.

[4]) Dehio II, 195 flg.

Heinrich VI. Freilich ist dies noch kein Beweis dafür, daß Heinrich VI., wie Otto von Blasien meint, wirklich hätte durchführen können, was er alles plante.

Das Weltreich, das ihm vorschwebte, hätte einen harten Widerstand an dem nationalen Selbstgefühl der übrigen Völker Europas gefunden. Der dritte Kreuzzug, nach dem Tode Friedrichs des Rotbarts und seines Sohnes, zeigte, daß der Vorrang des Kaisertums die Deutschen nicht vor der Überhebung Richards Löwenherz schützte, die die deutschen Fürsten vor Akkon vorläufig ertragen mußten. König Richard, gestehen die Kölner Jahrbücher zu, verachtete die Tapferkeit der Alemannen d. h. der Deutschen[1]). Das allerdings hat noch Heinrich VI. zu rächen verstanden; aber auf wie lange? Die Tradition führte gerade auf diese Verhältnisse die Gründung des deutschen Ritterordens zurück, nicht ganz den Thatsachen entsprechend, wohl aber der Stimmung der Zeit, da die Deutschen sich mit den anderen Nationalitäten nicht vertragen konnten. Der Templerorden war vorwiegend französisch geworden, wie der der Johanniter italienisch.

Wie hätte aber Heinrich VI. die Weltherrschaft behaupten können, da er selbst in Italien auf lebhafte Abneigung stieß, seine Regierung sehr wenig gefestigt war. Betrachteten doch auch die normannischen Großen Unteritaliens, sich völlig als Italiener fühlend, ihn als einen fremden Eroberer, die Deutschen als barbarische Eindringlinge[2]). Allerdings hat er kaum etwas dazugethan, sich die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Die Kaiserin selbst stand mit ihren Empfindungen auf der Seite ihrer Landsleute. Nach des Kaisers Tod richtete sich die allgemeine Erbitterung gegen die Deutschen, auf die sich Heinrich gestützt hatte, nicht nur im einzelnen, sondern gegen das Volk.[3])

Wenn selbst Otto von Blasien, der Lobpreiser Heinrichs, davon in einer Art berichtet, als ob es nur ein zu erwartender Rückschlag gewesen sei, so kann man wohl auch annehmen, daß bei der Ablehnung seines Vorschlags, Sicilien ins Reich einzuverleiben und dessen Krone erblich zu machen, gesunde und richtige Gründe in die

---

[1]) ad 1191.

[2]) Brief des Hugo Salcandus 1189 bei Böhmer reg. imp. 1198–1254. S. VII, A. 1. Muratori R. It. Script. VII, 251.

[3]) Compatriotae earundem regionum scilicet Apuliae Calabriae Siciliae memores injuriarum, quas ab imperatore Heinrico sustinuerant, in gentem Teutonicam maxima sunt invidia efferati acceptam injuriam pro posse in eos vindicantes; multos peregrinos de terra sancta injuriabant etc. Otto Sanblasiensis c. 45, M. G. SS. XXI, 328.



Wagschale gefallen wären. Es mußte doch als eine bedenkliche Zumutung gelten, die unsichere Erwerbung einer rein dynastischen Politik der Hohenstaufen mit dem Aufgebot der Reichsmacht festzuhalten. So war es das Königshaus selbst, das seine nationale Stellung in die Schanze geschlagen hatte.

Aber andererseits zeigte sich freilich der Grundsatz der freien Wahl, der zuerst 1077 unter Mitwirkung der päpstlichen Gewalt verkündigt worden war, in seiner verderblichen Wirkung für den Zusammenhang des Reiches. Daß Heinrichs Sohn, das Kind Friedrich, zu seinem Nachfolger schon gewählt war, das trat vor dem Bedürfnis zurück, eine wirkliche Regierung zu haben, obgleich die Großen des Kreuzheeres in Syrien auf die Nachricht vom Tode des Kaisers ihm Treue schwuren.[1]) Auch sonst gab es ja eine bedeutende Partei, die an dem Erbrecht des hohenstaufischen Hauses festhielt, wie es sich mit einer Wahl auch früher vertragen hatte. Von den geborenen Herren, im Gegensatz zu den Fremden, spricht so der Ursperger Chronist.[2])

Die Wahl eines Gegenkönigs aus dem den Hohenstaufen feindlichen Hause haben solche Gründe und Anschauungen nicht aufhalten können trotz des damit heraufbeschworenen Thronkrieges. Die aufgeregte Volksstimmung beweist die Nachricht aus Köln, dessen Erzbischof zu den Beförderern der Wahl Ottos IV. gehörte, daß an der Mosel eine riesige Gespenstergestalt, der sagenhafte Dietrich von Bern, sich gezeigt und dem römischen Reich das Unheil verkündet habe.[3])

Die Unsicherheit eines Königtums, das den Schwankungen der Wahl ausgesetzt war, trat zu tage, aber es war nur die hohenstaufische Partei, die solchen Erwägungen Raum gab. Es hat an sich weniger zu bedeuten, wenn etwa eine Quelle im Unklaren bleibt, wer nun überhaupt zur Wahl des deutschen Königs berechtigt sei und die Apulier dazu zählt.[4]) Drückt sich doch nicht einmal Otto von Freising klar darüber aus, wie es mit der Anwesenheit einiger italienischer Großen bei der Wahl Friedrichs I. sich verhalte, ob sie Mitwähler oder nur Zuschauer gewesen seien.[5]) Bedenklicher

[1]) Arnold von Lübeck V, 27.

[2]) Deus inspirans cordibus hominum ut suos nativos dominos non derelinquant et alienis adhaereant M. G. SS. XXIII, 365.

[3]) Ann. Colon. max 1197. M. G. S. XVII, 804.

[4]) Sigeb. contin. Aquicinctina M. G. S. VI, 434.

[5]) Gesta Frid. II, 1, de tam immensa transalpini regni latitudine universum-mirum dictu-principum robur non sine quibusdam ex Italia baronibus tanquam in unum corpus coadunire potuit. Vgl. Bryce holy roman empire 76. Nach der Parallelstelle Ligur. I, 211 erscheinen sie allerdings nur als Zuschauer.

ist schon, daß Richard Löwenherz von England nach einer englischen Quelle vom Erzbischof Adolf von Köln als Reichsfürst zur Teilnahme an der Wahl geladen worden ist.

Aber noch tiefer griff an die Grundlagen des Königtums und damit der politischen Selbstbestimmung des deutschen Volkes die Einmischung des Papstes, die die hohenstaufische Partei von Anfang an befürchtete. Die Handhabe dazu bot die Verflechtung des deutschen Königtums mit der Kaiserwürde, deren universaler Charakter eben in solchen Krisen sich gefährlich erweist.

Friedrich Rotbarts Auffassung, daß die kaiserliche Würde von Gott herrühre, nicht vom Papste, und mit der deutschen Königswürde untrennbar verknüpft sei, entspricht allein dem nationalen Gesichtspunkte. Praktische Konsequenz war dann, daß der Papst dem erwählten deutschen Könige die Kaiserkrönung nicht versagen durfte. Denn außerdem wäre nichts im Wege gestanden, daß die Kaiserwürde auch einem andern als dem deutschen Könige verliehen werden könne. Zu dieser Folgerung sind die Päpste zwar in der Theorie, aber nicht in der Praxis fortgeschritten. Vielmehr vertreten sie dann den Grundsatz der freien Wahl in der Form, daß es auch Ausländern freistünde, sich um die deutsche Königskrone zu bewerben. Dies ist der Punkt, auf dem wiederholt erst die Erregung des Nationalgefühles den Ausschlag geben mußte. Der wichtigste Einfluß der päpstlichen Gewalt macht sich eben später schon bei der Königswahl geltend, bei den Vorverhandlungen über die Bewerber, durch das Drängen auf Ausschließung mißliebiger, und durch den grundsätzlichen Anspruch der Bestätigung. Der päpstlichen Bevormundung des deutschen Reiches und Volkes war die Thüre geöffnet, seitdem es sich nach der Doppelwahl von 1198 darum handelte, für welchen der gewählten Könige der Papst das Gewicht seines Ansehens und seiner Machtmittel in die Wagschale werfen würde. Denn nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit der Feder wurde gestritten.

Die hohenstaufische Partei richtete ein Schreiben an Papst Innocenz III., das auf den Anschauungen Friedrich Rotbarts fußt, nicht ein Gesuch um Bestätigung, sondern eine Anzeige der Wahl Philipps. „Wir haben unsern erlauchten Herrn Philipp zum Kaiser des römischen Thrones erwählt in den rechtmäßigen und feierlichen Formen, da wir niemand finden konnten, der an edler Abkunft über ihm stünde, durch Ehre und Glanz ansehnlicher wäre oder besser im stande, sowohl das Scepter und die Herrschaft des heiligen Reiches zu führen, als die Kirche Gottes in Würde und Frommen zu be-

schützen." Dann folgt eine Warnung in Form der Bitte an den Papst, die Hand nicht nach den Rechten des Reiches auszustrecken. Die ausstellenden Fürsten erklären den baldigen Aufbruch zum Römerzug, um die kaiserliche Krönung für den Gewählten zu erlangen.[1])

Es sind 26 Fürsten und Große des Reiches, die hier sprechen zugleich im Namen von 24 anderen — aber noch nicht die Hälfte aller derer,[2]) deren persönliche Auffassung von Reich und Kirche, von Königtum, Kaisertum und Papsttum bei den großen Entscheidungen zusammenwirkte oder richtiger sich entgegentrat. Das Gewicht, mit dem die einzelnen in die Wagschale fallen, ist nun allerdings sehr verschieden nach Macht über Land und Leuten. Sonst aber kann man sie alle, große und kleine, geistliche und weltliche Fürsten als einen geschlossenen Stand betrachten, den seine bevorzugte Stellung mit den gleichen Anschauungen erfüllte. Fragt man nun, von welchen Beweggründen sich diese Edelsten der Nation, von denen die Würde und Selbständigkeit des Reiches und Königtums, das Wohl und Wehe des Landes bestimmt wurde, bei der Wahl der Partei leiten ließen, so kann die Antwort im großen und ganzen nur wenig ehrenvoll ausfallen. Es ist ein sehr niedriger Standpunkt politischer Moral, den der langjährige Thronkrieg bloßlegt. Vom gewaltthätigen Charakter des Volkes, vom kindischen Wankelmut, der kurzsichtigen Selbstsucht, der rohen Käuflichkeit zumal der weltlichen Fürsten, vom Mangel an Gemeinsinn bei den Königswahlen spricht ein genauer Kenner der Zeit.[3]) Trifft dies harte Urteil für alle zu? Zunächst möchte man doch auf der Seite der Anhänger Philipps die Vertreter eines höheren politischen Standpunkts, eines Gefühles für die Ehre des Reiches und Volkes suchen. Und es fehlt auch nicht völlig. Aber auch hier sind es doch in der Hauptsache persönliche Antriebe, die die Partei zusammenführen. Der Hohenstaufe hat über große Mittel zu verfügen, um seine Anhänger zu belohnen. Die Verfügung über den Königsschatz und den bedeutenden Hausbesitz heben Philipp wie andere neben den Reichskleinodien hervor, deren Bedeutung sich schon dadurch erweist, daß Otto genötigt war, sich bei seiner Krönung mit falschen zu behelfen.

---

[1]) M. G. LL. II, 201. Innocentii Reg. de negotiis imperii N. 14 (ed. Baluze S. 691).

[2]) Nach Ficker (Reichsfürstenstand I S. 264 u. 374, vgl. 142) hätte Ende des 12. Jahrhunderts die Gesamtzahl der Reichsfürsten 92 geistliche und 17 weltliche ausgemacht; bleiben auch die Äbtissinnen aus dem Spiele, so dürfen doch die Magnaten zum Teil in Betracht kommen.

[3]) Böhmer, Regesten 1198, V.

Auch auf der Gegenpartei treffen sehr verschiedenartige Beweggründe zusammen. Es ist wohl kaum ein tieferer Gedanke dahinter zu suchen, daß ein Bericht die Parteien nach Stämmen scheidet, die Schwaben, Baiern, Alemannen und Apulier oder Sicilianer hätten Philipp gewählt, die Sachsen und Lothringer Otto[1]), also die Oberdeutschen auf der einen, die Niederdeutschen auf der andern Seite. Bestimmend sind die Stammesgegensätze nicht mehr. Schon der Vorgänger Adolfs von Köln, des Förderers Ottos, Philipp war in feindlichen Gegensatz zu Friedrich Rotbart getreten, ohne daß sich andere als persönliche Gründe dafür finden lassen. Für die Sympathien der Bürgerschaft allerdings kann man auf den englischen Handel als erklärend hinweisen[2]). Richard Löwenherz soll denn auch die Erhebung seines Neffen Otto als Sache des englischen Reiches durch eine eigene Steuer unterstützt haben[3]). Otto IV. nahm auch keinen Anstand an die Bundesgenossenschaft Dänemarks um die eröffnete Aussicht auf Reichsgebiet zu erkaufen. So begann die bedenkliche Behandlung der deutschen Königswahlen als ob es internationale Angelegenheiten wären, die Auswüchse eines Wahlreiches treten stärker hervor.

Der Papst hielt sich anfänglich zurück. Den hohenstaufischen Standpunkt zu seinem zu machen, mußte ihm unverträglich mit der Stellung des Papsttums als territorialer Macht in Italien erscheinen, die seit der Erwerbung Unteritaliens durch die Hohenstaufen gefährdet war. Das Interesse mußte ihn auf die Seite Ottos hinüberziehen. Das Begleitschreiben für den Legaten betonte, daß die Freiheit der Fürsten zu Grunde gehen müsse, wenn die Königswürde nicht durch deren Wahl, sondern durch Erbfolge im gleichen Geschlecht erlangt zu sein schiene.

Aber hier handelte es sich eben um einen Mißbrauch der Freiheit. Die Sorge für sie war unnötig, da sie erst vor kurzem gegen den Plan des Erbreiches aufrecht erhalten worden war. Wenn nur der Kampf entscheiden konnte, welcher von den gewählten Königen der rechte sei, so war der Anspruch des Papsttums, das höchste Schiedsgericht zu sein, stillschweigend aufgegeben. Der Vorteil schien sich schon auf die Seite der Hohenstaufen zu neigen, als Innocenz III. sich offen für Otto erklärte und zugleich die päpstliche Theorie des deutschen Staatsrechts verkündete. Weil ein Papst das Kaisertum auf Karl den Großen übertragen hat, es von ihm auf die deutschen Könige

[1]) Sigeb. contin. Aquicinctina. M. G. S. VI, 434.
[2]) Nitzsch III, 20.
[3]) Böhme, Reg. imp. 1198–1254, XVII.

übergegangen ist und der Papst den von den deutschen Fürsten gewählten König zum Kaiser krönt, so sorgt er auch dafür, daß der zum König gewählt wird, den er krönen kann und will.

Das ist der klare Grundgedanke der Bulle Venerabilem, der dann stets von der Kurie festgehalten ward. Durch den Begriff des Kaisertums war die Selbständigkeit eines deutschen Königtums aus den Angeln gehoben.

Aber völlig rein verwirklicht hat sich dieser Anspruch doch nie. Stets regte sich Widerspruch gegen solche Vormundschaft in weltlichen und Staatsangelegenheiten.

Auch hier schon entsprach der Erfolg des päpstlichen Eingreifens kaum den Erwartungen. Philipp verteidigte die Sache nationaler Selbständigkeit mit Glück, obgleich die Kirchenfürsten seiner Partei durch die päpstliche Erklärung für Otto IV. geschreckt sein mußten und Ottokar von Böhmen wie der Landgraf Hermann von Thüringen abfielen. Sie wurden wieder besiegt. Ja trotz der päpstlichen Unterstützung minderten sich die Anhänger Ottos von Braunschweig.

Soll man dies nur dem Zufall des Schlachtenglücks, der persönlichen Liebenswürdigkeit Philipps oder doch — wenigstens zum teil — einem Rückschlag des Gefühles für die Einheit des Reiches, für die Ehre des Volkes zuschreiben? Mußte doch die Erinnerung an die besseren Zeiten Friedrichs und Heinrichs VI. sich wieder emporringen, je mehr man sich davon entfernte.

Weniger Gewicht ist vielleicht zu legen auf die Ausbrüche der Abneigung gegen die böhmischen und ungarischen Hilfsscharen Philipps. Der Herzog von Böhmen war ein treuer Anhänger Friedrichs I. gewesen und hatte auch in Italien Hilfe geleistet und dafür persönlich die Königskrone erhalten. Ebenso jetzt Ottokar von Philipp. Aber im Reiche sah man die Böhmen nicht gern. Die Weingartner Chronik nennt sie beim Bericht über die Tübinger Fehde 1166 das schreckliche, Gott und den Menschen hassenswerte Volk, dessen Unflätigkeit ganz Deutschland bis zum Bodensee beschmutzt habe. Jetzt nennt sie Arnold von Lübeck[1]) von Natur schlecht und zu Unthaten geneigt, zum Krieg nur zu gebrauchen, wenn sie Heiliges und Weltliches verwüsten dürfen. Noch mehr Recht zu Beschwerden gaben dann die kumanischen Haufen, die Philipp gelegentlich im Dienst hatte. Wohl spricht sich in den Äußerungen über ihre Verworfenheit mehr aus, als ein durch die Umstände gegebenes Urteil; aber das Gefühl nationaler Abneigung gelangt

[1]) VI, 5. M. G. SS. XXI, 470 u. 216.

doch nicht dahin, ihre Verwendung in Deutschland an sich als unverträglich mit der Achtung für das deutsche Land und Volk zu erkennen.

Einen besseren Maßstab für die Höhe der politischen Moral gibt der tiefe Eindruck, den die Ermordung König Philipps auf die Zeitgenossen macht. Es ist unleugbar ein Fortschritt gegen die gelassene Art, mit der von den freilich nur geplanten Mordanschlägen gegen Heinrich III. oder den Knaben Heinrich IV. berichtet wird. Freilich läßt sich eine starke Anteilnahme menschlichen Mitgefühls mit der sympathischen Persönlichkeit des Hohenstaufen schwer aussondern aus dem Abscheu, mit dem die Zeit auf die That einer zügellosen Leidenschaft blickte. Das zarte Holzwürmchen nennt ein Bericht den König Philipp dabei; die That ist ein in den Jahrhunderten deutscher Geschichte unerhörtes Verbrechen, durch die Thränen und Seufzer der Getreuen auf ewig verabscheuungswürdig.[1]) Das Ereignis erscheint also doch von höherer als bloß individueller Bedeutung. Die ganze Welt litt unter einer solchen Schmach, deren sich die Geschichte schämen muß,[2]) sagt ein anderer Chronist.

Es ist nicht an dem, daß ein Charakter wie der Ottos von Wittelsbach eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen gewesen wäre. Es ist der furor teutonicus, der sich sonst in Kriegen im Ausland austobt, jetzt in der Heimat in wilder Gewaltthat entlädt. In dem zügellosen Eigennutz der kleinen Herren, die nur auf Raub, auf Bereicherung durch das Königsgut ausgiengen, fand der Kardinalbischof Hugolinus die Erklärung für die Unthat von 1208.[3])

Die Ermordung des Bischofs Konrad von Würzburg durch zwei seiner Ministerialen in den Straßen seiner Hauptstadt war schon ein Vorspiel gewesen, ein Anzeichen, wie der innere Krieg, der Wechsel der Parteien, die Hintansetzung der Treue gegen das Oberhaupt die Grundlagen der staatlichen Ordnung erschüttern mußte[4]). Auch für die Mordthat des Pfalzgrafen hat die Zeit eine Motivierung gehabt in seiner verletzten Eigenliebe und vereitelten Hoffnung zuerst auf die

---

[1]) Sampetrinum ed. Stübel S. 50. Trotz der wechselnden Ansichten über die Zusammensetzung dieser Quelle und ihr Verhältnis zu den Reichardsbrunner Annalen (Wattenbach, Geschichts-Quellen II, S. 332) wird es erlaubt sein, sie in solchen Stellen als Echo zeitgenössischer Auffassung zu verwerten.

[2]) Ann. Raineri Leodicensis M. G. S. XVI, 663.

[3]) Wie schon Ekkehard von Aura 1117 davon spricht M. G. S. VI, 252, s. oben S 222. Petus Hugolinus. Böhmer, reg. imp. 1198 S. V. und Reichssachen 29.

[4]) Vgl. Winckelmann Jahrbücher Philipps 271.

Hand der Tochter des Königs, dann eines polnischen Herzogs[1]); eine andere Auffassung liegt darin, daß man die Andechser, Bischof Ekbert von Bamberg und Markgraf Heinrich von Istrien, als seine Mitschuldigen und Anstifter bezeichnete[2]). Der Zusammenhang entzieht sich jedoch der Kenntnis; nur Vermutungen sind möglich. Und die Erklärung hat nicht das Mindeste zu thun mit einer Entschuldigung. Die Verurteilung ist allgemein. Der Mörder erscheint im tiefsten Schatten sittlicher Verworfenheit, das Opfer im hellsten Licht der schuldlosen Tugend.

So in einem kleinen Gelegenheitsgedicht in lateinischer Sprache[3]), das wohl einen Einblick in die Auffassung der Zeitgenossen eröffnet:

Da vor Pfalzgraf Ottos Schwert
König Philipp liegt im Blut,
Stirbt in ihm der edle Mut,
Gegen den sich Frevel kehrt.
Zucht und Sitte ist dahin,
Hoch empor wächst arger Sinn.

Daß man Treu und Glauben bricht
Wehe, daß es dahin kommt.
Was doch herbe Lehre frommt,
Hört man schon den Anfang nicht!
Honig sich zu Galle kehrt
Und Vernunft ist nichts mehr wert.

Es erinnert an die Stimmung, mit der Walther von der Vogelweide den Zeitenlauf betrachtet hat. Und daß solche tiefere Wirkung des Ereignisses nicht nur Sache dichterischer Steigerung des Gefühles gewesen sein wird, mag wohl durch die Nachricht der Marbacher Jahrbücher bekräftigt werden, daß viele Edle in der Erwägung, wie die Welt unbeständig und alles vergänglich sei, sich aus der Welt zurückzogen in das Klosterleben[4]).

Auch das ist nicht ohne Bedeutung, daß Otto IV., so sehr die Mordthat ihm nützte, doch den leisesten Anschein vermeidet, sich ihrer zu freuen, er tritt wie als Erbe Philipps, so als sein Rächer auf.

Und noch mehr, selbst zum Vertreter der hohenstaufisch-kaiserlichen Politik gegenüber dem Papsttum und den italienischen Angelegenheiten wurde der Welfe umgewandelt, seit ihm allein die Herr-

[1]) Arnold v. Lübeck VII, 12.
[2]) Winckelmann, Jahrbücher Philipps 466.
[3]) Carmina burana, Schmeller S. 50.
[4]) M. G. S. XVIII. 171.

schaft zugefallen war. Man sprach von seiner Absicht die Macht der geistlichen Fürsten systematisch zurückzudrängen; es ist der Gedanke der Säkularisation, der hier auftaucht, von den Bedrohten verabscheut und verunglimpft, aber weiteren Kreisen durchaus nicht zuwider, die die Vermengung geistlicher und weltlicher Gesichtspunkte für eine Schädigung beider erachteten. Aber freilich fehlte es gerade Otto an der festgewurzelten Machtstellung, die für die Ausführung so weitgehender Änderungen in Reich und Kirche die vornehmste Bedingung hätte sein müssen. Ihm stand die Art seiner Erhebung auf den Thron im Wege. Es war dem Papste leicht ihm in seinem Mündel Friedrich einen Gegenkönig zu geben, einen Hohenstaufen als Vertreter der päpstlichen Partei vorzuschieben, die politische Unklarheit zu steigern. Der als Hohenstaufe auf die Anhänglichkeit der Deutschen an sein Haus rechnen konnte, war päpstlicher Lehenskönig von Unteritalien; er kam zugleich als Parteigänger des französischen Königs und arbeitete mit dessen Geld, um die Fürsten für sich zu gewinnen, gegen Otto und dessen englische Verbindungen. So ward schließlich auf dem Schlachtfeld von Bouvines, wo Otto zugleich mit Johann von England besiegt wurde, über die Krone des deutschen Reiches entschieden. Wo blieb dessen Würde und Selbständigkeit? Es ist nicht anders zu erwarten, als es eine Chronik bezeichnet, daß seitdem wie bekannt der deutsche Name bei den Franzosen der Mißachtung verfallen sei[1]). Um Dänemarks Hilfe gegen Otto IV. zu gewinnen, tritt Friedrich II. alle Reichslande jenseits der Elbe ab; auch hier waren die Verhältnisse gründlich verwirrt zum Nachteil des Reiches.

Bei solchem Schwanken aller politischen Grundsätze erhebt sich die wichtige Frage, inwieweit die Einheit der Nation durch innere geistige Entwickelung gesichert war, ob ein gemeinsames Nationalgefühl durch andere Güter als Staatseinheit oder Kaisermacht genährt wurde.

Diese Zeit politischer Verwirrung ist es zugleich, die zum ersten Male in der Entwickelung der deutschen Stämme zu einer Volkseinheit etwas wie eine gemeinsame Sprache für einzelne Gebiete geistigen Lebens, wie eine Dichtung für alle Stämme aufgebracht hat. Von der mittelhochdeutschen Sprache redet man in ganz anderem Sinne als von der althochdeutschen. Diese stellt sich in einer Mehrzahl von Mundarten dar, denen gegenüber der Zweifel sich rechtfertigt, ob man mehr das Ähnliche oder das Verschiedene betonen soll. Das Mittel-

[1]) Chron. montis sereni. M. G. S. XXIII. 186.

hochdeutsche aber tritt uns nicht als bloße Abstraktion entgegen, sondern als Schriftsprache, in einer beträchtlichen Anzahl von Literaturwerken, in denen die mundartlichen Verschiedenheiten so verwischt oder völlig getilgt sind, daß sie über die Stammesangehörigkeit des Dichters jeden Aufschluß verweigern. Inwiefern darf nun diese Sprachform als ein Band gemeinsamer Nationalität betrachtet werden?

Vor allem ist wohl die Analogie unserer heutigen Schriftsprache fernzuhalten. Das Bereich der Mundart ist nirgends durch sie eingeengt worden, so daß sich etwa die höheren Stände bemüht hätten sich in der Aussprache nach dieser als seiner geltenden Norm zu richten. Auch heute noch zeigt sich der Einfluß der Schriftsprache auf die höhere Sprechweise fast nur in dem Wortschatz und in der Fügung, kaum in dem Lautwert der Schriftzeichen, so daß dasselbe Schriftstück in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden gelesen wird. So wurde vollends damals nur die Mundart gesprochen, zwischen der Redeweise der höheren Stände und der der niederen der gleichen Gegend bestand sicher kein Unterschied, wie vielfach heute[1]).

Hingegen stehen sich die Mundarten des 12. und 13. Jahrhunderts gegenseitig näher als die des 9.; es ist hauptsächlich eine Folge des lautlichen Verfalls, besonders des Abschleifens der Endungen. Das Sächsische oder Niederdeutsche und das Niederfränkische sondern sich unter sich sowohl als gegenüber den oberdeutschen Mundarten. Die der mitteldeutschen Gegenden bilden den Übergang; ihre Gemeinsamkeit zeigt sich ebenso in schriftlicher Niedersetzung, wie die der eigentlich oberdeutschen Mundarten; gewissermaßen bestehen so zwei Gemeinsprachen neben einander[2]). Das eigentlich Mittelhochdeutsche nun ist nichts anderes als oberdeutsche Sprechweise von alemannischer Grundlage, zwar mit Ausmerzung alles spezifisch Mundartlichen, wie es sich durch Zusammentreten mit dem Rheinfränkischen ergeben muß[3]), aber doch mit vielen individuellen Schwankungen, die durch die gleichartige Schreibung verwischt erscheinen[4]). Ist doch nicht einmal die Urkundensprache in den schwäbischen Gegenden die gleiche mit der Sprache der mittelhochdeutschen Dichtungen[5]). Es handelt sich eben mehr um die Anfänge einer gemeinsamen Schriftsprache über den

[1]) Hermann Paul, Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? (1873), S. 10.

[2]) W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl., S. 12.

[3]) Socin, Schriftsprache und Mundart im Deutschen, S. 112.

[4]) Paul, S. 15.

[5]) Nach Behaghel, Zur Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache. (Baseler Universitätsprogramm 1886).

Mundarten als um eine feste Begründung. Die Dichtungen Hartmanns von der Aue, Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg waren wohl in Oberdeutschland leicht auch da verständlich, wo die Mundart stärker abwich und ebenso in Mitteldeutschland; dagegen bedurfte der Niederdeutsche längerer Gewöhnung. Der Verkehr von Stamm zu Stamm, die inneren Beziehungen in Krieg und Frieden, gemeinsame Unternehmungen, Pilgerfahrten, Kreuzzüge, Kolonisationen, die Wanderungen der Mönche und Prediger hätten diese bewirken können, ebenso wie sie die Unterschiede benachbarter Mundarten ohne Zweifel vielfach vorher abgeschliffen haben, wenn die höfische Dichtung ein gemeinsames geistiges Interesse aufrecht gehalten und die Literatursprache sich weitere Gebiete besonders auch der Prosa erobert hätte, die im Erec und Iwein, im Parzival und Tristan insofern gegeben war, als in den Niederschriften die Verschiedenheit der Mundart der Dichter oder Schreiber für das Auge des Lesers oder Vorlesers weit zurücktrat hinter der Ähnlichkeit des Schwäbischen, Fränkischen und ihrer Übergangsformen.

Wie weit man zu dieser Zeit der Blüte der mittelhochdeutschen Sprache und Dichtung noch selbst davon entfernt war, daß wenigstens ein Gebiet müheloser Verständigung vorhanden gewesen wäre, davon gibt es ein lehrreiches Beispiel aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Einige Jahre, nachdem der Gregorius auf dem Steine des Hartmann von der Aue bekannt geworden war, sandte der Herzog Wilhelm von Lüneburg eine Handschrift desselben an den Abt Arnold von Lübeck, damit ihn der ins Lateinische übertragen sollte[1]). Und Arnold erkannte dies als ein schwieriges Werk, da er keine Übung im Lesen solcher Dinge habe und die unbekannte Sprachweise fürchten müsse[2]). Also dem Herzog scheint Latein geläufiger gewesen zu sein als oberdeutsch, und selbst Arnold, ein gelehrter Mann, zweifelte an seinem vollen sprachlichen Verständnis des Dichterwerks! Doch dauert es dann nur noch kurze Zeit, bis niederdeutsche Fürsten sich in mittelhochdeutschen Minneliedern selbst versuchten.

Aber diese Überlegenheit der hochdeutschen Literatursprache ward jetzt erst begründet; sie beruht keineswegs darauf, daß die oberdeutsche Sprachform durch die politische Entwickelung, durch die Vereinigung aller deutschen Stämme in einen Staatsverband, durch den Mittelpunkt der Reichsgewalt begünstigt worden wäre. Denn alle diese

[1]) Arnoldi Lubicensis Gregorius peccator de teutonico Hartmanni de Aue in latinum translatus. ed. G. v. Buchwald, Kiel 1886.

[2]) Ebda. Einl. XIV. XVI.

Umstände konnten eben doch nur die Abschwächung der mundartlichen Unterschiede befördern. Sie beruht einzig auf den großen Erzeugnissen der Dichtung, die man als mittelhochdeutsche Literatur zusammenfaßt. Das Verhältnis wiederholt sich bei der Begründung des Neuhochdeutschen mit verstärkter Wucht. Hier ist es nur der stoffliche Gehalt, der, wie das Beispiel des Gregorius belegt, das Interesse erweckt. Mit der Unbequemlichkeit der Sprachform hat man sich nach und nach anders abzufinden gelernt.

Der Zusammenhang der mittelhochdeutschen Literatur mit der Entwicklung eines gemeinsamen Nationalgefühls ist nun aber durch ein Verhältnis zu den literarischen Stoffen bedingt, das wie auch in späteren Perioden unserer und vielleicht jeder Literatur, sich nicht mit dem bleibenden Werte deckt.

Unserer Würdigung erscheinen die großen epischen Gedichte aus der Heldensage als ein nationaler Schatz, die Nibelungen, die Gudrun stellen wir der Ilias und Odyssee zur Seite. Hat auch jene Zeit sie so zu würdigen verstanden? Sie konnten den geschichtlichen Zusammenhang des deutschen Volkes mit seinem Heldenzeitalter weit eindrucksvoller und unmittelbar vermitteln, als die gelesene und gelernte Geschichte, worin sie die späteren Zeiten suchen müssen. Die Freude an den Heldenliedern hatte auch durch die Bekämpfung der Geistlichkeit nicht verdrängt werden können[1]). Nur soweit hatte deren Einfluß gereicht, daß das eigentlich Heidnische, ohnehin seit dem Siege des Christentums aus dem Zusammenhang des Verständnisses gerissen, völlig abstarb und dann ausgestoßen wurde. Eine christliche Umbildung aber war nicht möglich, wenigstens erfolgte sie nicht. Ganz oberflächliche Änderungen oder Einschiebungen christlich-religiösen Ursprungs, der Engel, der in Gestalt eines Vogels zu Gudrun kommt, die Erwähnung von Geistlichen oder Gottesdienst in den Nibelungen, die Verlegung des Streites der Königinnen auf einen Kirchgang[2]) — das alles kann nun nicht darüber täuschen, daß die Charaktere jetzt völlig auf sich gestellt sind, daß die Sittlichkeit nicht auf Unterordnung unter eine auferlegte Moral zurückgeht, daß die Handlung und der ganze Verlauf recht eigentlich götterlos sind. Nur die Kraft vermag das Geschick zu wenden oder es zu tragen; das ist die heroische Weltanschauung; die Abneigung der Geistlichkeit ist leicht erklärlich.

[1]) Zeugnisse über das Fortdauern des Volks-Epos vom 10.—12. Jahrh. in Gödeches Grundriß § 34.

[2]) Vgl. Wilh. Grimm Heldensage. 3. Aufl. 127, S. 438. Scherer, Literaturgeschichte 105. Müllenhoff, Deutsche Vierteljahrsschrift 1852, 2. Heft. S. 75 flg.

Aber gerade die Emanzipation der geistlichen Macht in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die schärfere Sonderung des Geistlichen und Mönchischen vom Weltlichen gewährt doch auch dem Stande der Träger des Heldensanges, den Spielleuten freiere Bewegung[1]). Erst jetzt entsteht eine allgemeine deutsche Heldensage durch den Austausch der einzelnen Sagenkreise, durch ihre Übertragungen von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm. Früher konnte man, streng genommen, nur von fränkischer, langobardischer, friesischer Sage reden[2]). Jetzt findet der Stoff der Nibelungen, der Gudrun gerade in Südostdeutschland besondere Pflege[3]) und Bearbeitung, wobei besonders in den Nibelungen die Formen des ritterlichen Lebens als äußerliche Zuthat erscheinen. Denn die hohe Altertümlichkeit der Charaktere und Beweggründe ist dadurch nicht berührt und so entsteht ein Widerspruch, von dem die griechischen Heldengedichte befreit geblieben sind.

Auch an nationaler Wirkung stehen die deutschen Dichtungen schon deshalb ihnen nicht gleich. Blieb doch der religiöse Bruch mit der Vorzeit den Griechen erspart. In den Gesängen Homers fand der Grieche die Einheit seines Volkes, wenn schon unter den abgekommenen oder in der Bedeutung geänderten Namen der Achäer und den Gegensatz gegen die Barbaren. So wirkte Homer noch auf Alexander den Großen!

Die germanische Heldensage dagegen versetzte in die Zeit der Völkerwanderung, als die nationalen Gegensätze fast lebhafter zwischen den germanischen Völkern, als Fremden gegenüber waltend Anlaß zu mörderischen Kriegen waren. Das Nibelungenlied ist wohl ein getreues Spiegelbild der Vergangenheit, da Burgunder, Goten, Franken sich gegenseitig aufreiben, statt ihre Verwandtschaft, ihre Interessengemeinschaft den Römern oder Hunnen gegenüber zu empfinden, aber spröde verschloß sich die Sage gegen jeden Einfluß der politisch-nationalen Geschichte; auch der Nachhall der Sachsenkriege Karls des Großen ist auf den heroischen Grundton gestimmt. Wohl ist die Verschiedenheit der Sprachen an Etzels Hofe gelegentlich bemerkt[4])

[1]) Vgl. Gervinus, I. 286.

[2]) So Golther Wielandssage Germania 1889 Bd. 33. (21). S. 142, nach den Ansichten Müllenhoffs: doch gilt es wohl auch für andere Auffassung der Sagen als die streng historische.

[3]) Vgl. Müllenhoff, Haupts Zeitschr. XII. 314. 317. C. Hofmann, Sitzungs-Berichte der Münchener Akademie 1867, S. 206.

[4]) Von vil maneger sprâche sah man ûf den wegen
Vor Etzelen rîten vil manegen küenen degen.
22. Aventiure. Lachmann Str. 1278. Bartsch 1338. Vgl. Uhland Schriften I. 324.

und nach der Völkerkunde des 12. Jahrhunderts ausgeführt: Kriemhilde aber nimmt bei Etzels Werbung nur an seinem Heidentum Anstoß, nicht an seinem Barbarentum: und so gewiß das ein später Zusatz aus Reverenz vor dem christlichen Standpunkt ist[1]), tritt es neben dem Hauptmotiv, der Rache für Siegfrieds Ermordung, ganz zurück.

Noch mehr verwischt sind die ethnologischen Unterscheidungen in der Gudrun, wo ein Mohrenkönig Siegfried ganz unbefangen unter die Völkerwelt des Nordmeeres tritt[2]), und vollends in den Heldensagen, die überhaupt nicht wie die beiden großen Epen, einen relativ klassischen Abschluß erfahren haben, sondern der Willkür und Fabelsucht der Spielleute niedrigerer Geschmacksrichtung preisgegeben blieben. Dazu gehört die Sage von Jungdietrich und Wolfdietrich; der erste ist der König von Konstantinopel, nach Name und äußerer Erscheinung aber germanischer Herkunft; wie wohl auch der König von Salneck oder Salonichi, eine der häufigen kühnen Andeutschungen fremder Namen[3]).

Alle diese Gedichte der volkstümlichen Richtung, mögen sie der alten Tradition mehr Achtung bewahren oder von den Auswüchsen des Zeitgeschmacks völlig überwuchert sein, bauen sich auf rein persönliche Antriebe auf. Dem mußte die Wirkung auf die Zuhörer entsprechen, soweit man eine solche überhaupt zugeben will. Beweisen läßt sie sich wohl niemals, aber wie häufig entnimmt wenigstens die Jugend ihre Ideale den Werken der Dichtung. Und die höherstehenden dieser Heldengedichte enthalten doch unstreitig Charaktere, die zugleich mit aller Wahrheit des Lebens genährt, zugleich Typen nationaler Tugend und nationaler Übertreibungen, zu jener Zeit noch mehr sprechen mußten als zu unserer, die häufigerem Wechsel der Eindrücke hingegeben, den einzelnen weniger leicht aufnimmt und hegt. Aber freilich haben die Gestalten des Nibelungenliedes,

---

[1]) Lachmann, Nr. 1200, Bartsch 1261. (Avent. 20). Vgl. W. Grimm, Heldensage 66.

[2]) Nach Scherer Literaturgeschichte 133 mit Verweis auf Dümmler, Ostfränk. Reich II 271 wäre es häufige Verwechselung der heidnischen Normannen mit Sarazenen.

[3]) Z. B. haben Warstal für Guastalla Annal. Saxo., Ann. Colon. max. und eine Urkunde Böhmer Acta imperii II 895. Wegesafs für Visat. Ann. Col. Suderen oder Sudrun für Sutri. Ann. Altah. u. Ann. Palid. Houberg für Luceria. Ann. Marbacenses. Besonders auch bei Arnold von Lübeck: Willecume für Gallipoli, Eisenberg für Montferrat, Meregard für Margard. Ohne Zweifel liegt auch in diesem lange fortgehenden Gebrauch: z. B. zu den Weiden in Friaul: Urk. Böhmer, Karl IV. 1368 acta imp. II, 870; ein Stück naiven Nationalgefühls, das uns völlig abhanden gekommen ist.

des Gudrun und manches andern Stoffes schon mit der Empfindungsweise des 12. und 13. Jahrhunderts nicht mehr so viele Berührungen als mit der des 10. und 11. in der einseitigen Konsequenz der Leidenschaft, die wie blind über die oft so feinen Grenzen von Gut und Böse hinausschießt. Zeigt sich doch im Nibelungenlied selbst dieser Fortschritt, indem zu den einseitigen Charakteren wie Hagen und Kriemhilde, den in sich schwachen wie Günther, der Markgraf Rüdeger hinzukommt, allem Anscheine nach später eingeschoben, aber von allen Änderungen im alten Stoff die am reinsten poetische und historische zugleich. Der Konflikt der Pflichten, den er arglos heraufbeschwört, bei dem für ihn der innere Kampf weit schmerzlicher ist, als alle Schrecken des äußeren, hat ohne Zweifel für die Zeit des Kampfes zwischen König und Gegenkönig, zwischen Kaiser und Papst schon seit den Tagen Heinrichs IV. eine tiefere Bedeutung als bloß ästhetische gehabt. Der Einfluß der Literatur auf die Gemüter der Zeitgenossen und Nachlebenden ist in jüngeren Zeiträumen zu prüfen, wenn auch nicht nach exakter Methode zu messen: für ältere Zeiten muß man sich mit Vermutungen begnügen, schon weil die Verbreitung der einzelnen Erzeugnisse sich kaum abschätzen läßt. Freilich wird man von vornherein zugestehen, daß bei dem Nibelungenlied, oder vollends bei der Gudrun, nicht wie bei Werken gelehrter Thätigkeit die Zahl und der Fundort von Handschriften Grundlage alles weiteren Urteils, jeder Vermutung sein kann. Insofern ist der Ausdruck Literatur nur ein sehr kleiner Teil dessen, was als Verbreitung und Wirkung eines Dichtungswerkes in Betracht kommen müßte, wo es sich um seinen Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesstimmung, mit der öffentlichen Meinung, mit dem Nationalgefühl der Zeit handelt. Die Überlieferung müßte aber weit reicher, und auch viel gesichteter sein, um das Dunkel der Motive aufzuhellen, das z. B. über Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto liegt. Es ist an sich nur eine haltlose Vermutung, wie exakte Geschichtsforschung sie nennen muß, daß die Andechser Brüder, in denen die Volksstimmung sofort die Mitschuldigen und Anstifter des Pfalzgrafen witterte, unter der Einwirkung der sagenhaft ausgeschmückten Dichtung vom Herzog Ernst den kecken Mordanschlag gefaßt haben könnten[1]). Ein vernünftiger Grund, wie man uns sagt, läßt sich ohnehin nicht denken[2]) aber es ist eben doch sehr die Frage, ob man auch überall von vornherein auf einen vernünftigen Grund bei einer unvernünftigen That die historische Spürkraft richten muß. Warum konnte nicht gerade

[1]) Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VII, 587.

[2]) Winckelmann, Jahrbücher Philipps 466.

die selbstsüchtige Gleichgültigkeit gegen den König und das höhere Interesse des Staates oder Reiches, die Wurzel der Dichtung[1]), in einem gleichgestimmten Gemüt wie ein Keim Boden gefunden haben? Zum mindesten ist für das Haus der Andechser ein Verhältnis der Gönnerschaft für die Dichtung und die Spielleute bezeugt[2]).

Aber gleichviel, welche Wirkung die deutsche Heldensage und ihre Bearbeitungen auf die Gemüter im allgemeinen oder im besonderen auf die Befruchtung des Nationalgefühles auszuüben vermochte, seine Wirkung war zu dieser Zeit schon geschädigt und zurückgedrängt durch den Einfluß französischen Wesens auf einen größeren Teil der ritterlich lebenden Stände.

Das geistige Übergewicht Frankreichs auf dem weiten Gebiet der Mode begann schon frühzeitig; man kann wenigstens in Bezug auf den durch alle Jahrhunderte behaupteten Anspruch auf den tonangebenden Geschmack in Erfindung neuer Kleidungsarten schon auf die Erzählung des Mönches von St. Gallen zurückgehen, wie Kaiser Karl seine Höflinge durch eine Jagd von der Unbrauchbarkeit ihrer Kleidung überzeugt und die Vorzüge seiner schlichten fränkischen Tracht ins Licht setzt[3]). Aber ebenso gewann Frankreich einen Vorsprung auf einem direkt entgegen gesetzten Gebiet, der Verschärfung mönchischer Lebensstrenge, die vom Kloster Clugny ausgieng, und der Vertiefung theologischer Bildung. Auch das drang als Mode übermächtig nach Deutschland vor, nicht ganz ohne auf Ansätze nationaler Ablehnung zu stoßen. Noch im Anfang des 11. Jahrhunderts hat ein Pfarrer in den Ardennen in einer Schrift sehr gemischten Inhalts auch seiner Geringschätzung der neuen geistlichen Moden Luft gemacht[4]). Vom Sonnenuntergang habe sich neuerdings die schlimmste Ketzerei erhoben. Feindlich sei das Volk Gott; ohne Rücksicht auf seine Würde schwöre es bei der Lanze und dem Kreuz, bei den Eingeweiden Christi. Menschen seien es, bei aller Wildheit doppelzüngig. Man müsse sich hüten, ihren Worten zu trauen.

Dem Vordringen französischen Einflusses auf so verschiedenen Gebieten öffnete Heinrichs III. Ehe mit der Französin Agnes die Pforten. An den später so lebhaft geführten Kampf gegen die

[1]) „Herzog Ernst ursprünglich eine Selbstverherrlichung des Partikularismus". Scherer, Straßburger Quellen und Forschungen XII. 94.

[2]) Uhland Schriften I, 116.

[3]) lib. I, cap. 34.

[4]) liber prorae et puppis. Aus d. Handschrift im Neuen Archiv für ält. Gesch. Qu. I, 598.

französische Mode klingt schon an, was Siegfried von Gorze in einem Briefe schreibt über das Eindringen der schandbaren französischen Modethorheiten, das Rasieren der Bärte, die Verkürzung und Verunstaltung der Gewänder zum Abscheu züchtiger Blicke und andere Neuerungen.[1]) Genützt haben solche Klagen kaum. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wird der französische Einfluß noch stärker. Frankreich besitzt den Vorrang sowohl in theologischer Bildung, so daß der Besuch dortiger Lehranstalten üblich wird,[2]) als in den ritterlichen Lebensformen. Hierin bildet Niederlothringen besonders dessen wallonische Landschaften die Brücke, auf der sie sich nach Deutschland verbreiten.[3]) So wurde denn auch für die ritterlich-höfische Dichtung der französische Vorgang bestimmend; das Volkstümliche in Inhalt und Form war eine überwundene Stufe in der Entwicklung, die den seitabliegenden Gegenden oder dem Geschmack der niedrigeren Stände überlassen blieb. Das Französische war das Moderne, wenn man auch zunächst noch mit der Sprache selbst nur selten sich bekannt machte und sohin auf Übersetzungen angewiesen war. Friedrichs des Rotbarts Gemahlin Beatrix ebenso wie die Heinrichs des Löwen förderten die Bekanntschaft mit der französischen Dichtung in Deutschland. Das höfische Kunstepos, das aus diesen Anregungen hervorgieng, ist nur seiner Sprache nach deutsch, der Inhalt ist vielfach nicht mehr als Übersetzung und Bearbeitung. Die Zierlichkeit der Sprache, die Glätte der Form, worin sich das Verdienst der deutschen Nachdichter erschöpft, kann freilich nicht darüber täuschen, daß der Gegenstand, die ritterlichen Abenteuer, die Schilderungen höfischen Lebens, die Ausmalung von Scenen und Empfindungen keine höheren Anforderungen zu erfüllen streben, als die Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses. Dem konnten diese exotischen, keltisch-britischen Fabeleien, die schon beim Übergang in die französische Erzählungskunst, ihrer ursprünglichen nationalen Beziehungen entkleidet, kaum etwas besseres geworden waren, als die Feenmärchen des 18. Jahrhunderts, allerdings besser genügen, als die alten massiven Heldensagen. Aber wie diese Romane in Versen selbst außer jeder Zeit stehen, kaum ein Echo der großen Kämpfe und Entscheidungen des Lebens zurückgeben, so verzichten sie auch von vornherein auf jede tiefere Wirkung auf die Hörer oder Leser. Es

[1]) Brief bei Giesebrecht, Kaiserzeit II, 5. Aufl. 714. Zur Erklärung, Waitz V, 239 und Sloto, Heinrich IV., Bd. I, S. 43.

[2]) Specht, Unterrichtswesen 195.

[3]) Siehe Scherer, Deutsche Dichtung des X. und XI. Jahrhunderts (Straßburger Quellen) S. 23.

ist eine phantastische Welt, in die sich die Dichter hineinträumen, die sie aber doch als Wirklichkeit hinnehmen, weil sie ihnen schon als fertiger Stoff in den Büchern ihrer Gewährsmänner entgegentritt.

Daß diese Literaturrichtung nicht zu einer höheren Entwicklung, zu größerer Selbständigkeit, zur Berührung mit der Wirklichkeit in Reich und Nation gelangt ist, daran mag zum teil schuld tragen die Ungunst der Verhältnisse. Fällt doch ihre Blüte in die Zeit der Verwirrung der Reichsgewalt, zu der sie kein festes Verhältnis gewinnen konnte. Einige der frühesten Dichter allerdings, Friedrich von Hausen, Bligger von Steinach, Ulrich von Zazikhofen, erscheinen im Dienst Friedrichs des Rotbarts. Aber dieser selbst ist ohne Nachhall in der deutschen Dichtung der jüngeren Generation geblieben. Er wird seltsamerweise kaum einmal erwähnt.[1]

Ein noch schwerer wiegender Grund, weshalb diese höfische Kunstdichtung nicht den Weg zum Herzen der Nation fand, sondern nur die Phantasie erregen konnte, ist ihre Beschränkung auf die ritterlichen Anschauungen, wodurch sie zur bloßen Standessache wurde. Selbst der größte dieser Dichter, Wolfram von Eschenbach, ist stolzer auf sein Schildesamt, als auf seine Kunst und gelangte, soweit er

[1] Vgl. Menge, Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern (Programm des Marzellen-Gymnasiums Köln 1880, S. 9–10. Nichts damit hat zu thun das fortdauernde historische Gedächtnis an Friedrich auch im Bereich der Volkssprache; aber das Verblassen wird gekennzeichnet durch die nüchterne und farblose Stelle in der Fortsetzung der Kaiserchronik (nach 1250; bei Maßmann II. 558, Vers 17 319–17 448): sie beginnt

Hie nach vert aber ein maere
von einem Stoufaere
Friderich war er genannt.

Sie gibt das Thatsächliche aus Friedrichs Leben in knappster Kürze, in den feststehenden Redensarten einer Reimchronik, zu einem Anlauf der Individualisierung sich nur erhebend mit den Worten zum Schluß

Den kaiser soll man iemer klagen,
dem rîche kunt er êre bejagen.
mit zühten unde mit wisheit
gewann er manche huobe breit.
darzuo bürge und stete
mit urteil er es alles tete.
des riches phlac er fürwâr
acht und vierzig jâr
das nach verdarp der herre
man klagte'n nâ und verre.

Ist vielleicht auf den Anklang von maere und verdarp an die Stelle des Rudolf (oben S. 234) Gewicht zu legen und zwar so, daß beiden nur die mündliche Überlieferung vorschwebt?

selbständig ist, nicht über eine mystische, dazu fast mehr zu erratende, als klar ausgesprochene Vertiefung der Idee des christlichen Rittertums hinaus. Wie wieder später im 18. Jahrhundert herrscht in dieser Literaturstufe nur die Verknüpfung enger, persönlich oder standesmäßig beschränkter Interessen mit universalen Träumereien, hier eines internationalen, teils völlig gedankenlosen, teils mystisch verblasenen Rittertums, dort des Kosmopolitismus, eines angeblichen Weltbürgertums — und in beiden Fällen tritt die thatsächliche Lebensgemeinschaft der Nation zurück, die allein die Vermittlung bilden kann. —

Ebenso vergebens wie dort sucht man hier unter den ritterlichen Idealen und Pflichten, wie sie doch die Dichter ihren Zeitgenossen vor Augen führen, auch den Preis von Pflichten gegen ihr Vaterland oder den Gedanken einer politischen Gesinnung. An Gelegenheit zu noch fernerliegenden Abschweifungen fehlt es ja in diesen dehnbaren Erzählungen nirgends. Wolfram verteidigt so den Ruf seiner bayrischen Landsleute gegen den alten Vorwurf der Dummheit[1]) und flicht auch eine Stelle ein[2]) von der Macht der römischen Kaiserkrone: „Sehet, was man dem Römischen Kaiser gewährte zu Rom an Römischem Herrscherrecht; an hoher Würde geht die Römische Krone weit voraus, so daß sie ihresgleichen nicht hat; solche Furcht besteht vor ihr, was es sonst an Kronen gibt, die auf getauften Häuptern sind, ihrer aller Kraft ist gegen sie nur ein Wind.“ Wie wenig traf das zu, als Wolfram dichtete; aber das ganze konventionale Wortgekräusel dient dann doch nur nach seiner Manier zur Illustration der Macht Terramers, des Admirates und Vogtes von Baldac, über die Heidenschaft. Auch Gottfried von Straßburg, der die schöne Stelle über die Dichter seiner Zeit einzufügen verstand, streift sehr nahe an den politisch-nationalen Gedankenkreis, wo er den Kampf Tristans mit Morold um den schimpflichen Tribut darstellt, aber er geht mit ganz allgemeinen Redewendungen darüber hinweg.[3]) Freilich muß man fragen, wer solche Beziehungen auf die Gegenwart von den epischen Dichtern hätte fordern können. Waren sie doch auf die Gunst der kleinen Höfe angewiesen, die in solchen allgemeinen Auslassungen höchstens einen Tadel ihrer persönlichen Haltung hätten finden können, war doch auch die politische Rolle

[1]) Parzival III, 121.

[2]) Willehalm IX, 434.

[3]) Tristan 158, 21, 176, 8, wird von Heinzel, Zeitschrift für österr. Gymnasien 1868 (533 flg.) als Beweis für Gottfrieds vaterländische Gesinnung verwertet.



des Karl August dieser Zeit, des Landgrafen Hermann von Thüringen durchaus kein Vorbild politischer Überzeugung oder Treue für die einmal gewählte Partei. Schon dem Tode nahe, macht er sich im Jahre 1215 noch auf, von Ottos Angebot von Geld gezogen, bei dessen letzten Versuchen, die Gewalt gegen Friedrich II. zu behaupten.[1])

Thomasin von Zirklaria empfiehlt der ritterlichen Jugend, sich ihre Vorbilder aus dem Kreise der Helden dieser höfischen Dichtungen zu suchen, Gawein, Erek, Iwein, Tristan, dabei auch Karl und Alexander.[2]) Wirklich konnte sie ja dort Vorbilder für viele glänzende Eigenschaften finden; die politischen Tugenden aber konnte sie daraus nicht lernen.

Ward es doch selbst den edelsten Geistern schwer, den Weg dazu zu finden. Dies beweist der deutsche Minnesang, der früher als die epische Kunstdichtung aufgeblüht ist, sich dem romanischen Vorsprung freier gegenübergestellt hat, die Züge deutschen Wesens selbständiger gewahrt hat. Aber eben in seiner Beschränkung auf die Gefühle und Empfindungen des Lenzes und der Liebe beweist er eine Einseitigkeit, die von der reicheren provinzalischen Lyrik sich gerade zu dem nicht hat anregen lassen, was den Stolz des Ritters auf sein Schildesamt auch auf geistigem Gebiete hätte rechtfertigen müssen; während dort die Kampf- und Kriegeslieder neben den Liebesliedern stehen, zieht sich in Deutschland zu einer Zeit, wo es an Krieg und Fehde nicht mangelte, wo die Gegensätze zwischen Königtum und Papsttum die Gemüter erregen mußten, die dichterische Empfindung allzulange von diesen Gebieten männlicher Leidenschaft zurück. Der Frühling des Minnesangs läßt die Gleichgiltigkeit der einen, die Rohheit und Verwilderung der andern unberührt hinter sich.[3])

Eine ganze Generation läßt die Aufgabe unerfüllt, mit dem lebendigen Wort die Dichtung in die Mitte der Zeit zu verpflanzen. Nicht im älteren Minnesang, nur in der lateinischen Dichtung fahrender Geistlicher, die kühn die Ansprüche der Kirchenfürsten an den religiösen Aufgaben maß, in der Herrschsucht und Geldgier der hohen Geistlichen die Zeichen des nahen Endes sah,[4]) konnte Walther

[1]) So berichtet tadelnd das Chron. Sampetrinum ad 1215 (ed. Stübel, pag. 58). Der Landgraf starb 1216 am 25. April.

[2]) Welscher Gast 1041 flg.

[3]) Vgl. Gervinus I. 451, Menge a. a. O. „Bedeutsam ist es, daß in den Minnesängern weder ein Kaiser von Karl dem Großen bis auf Friedrich Barbarossa, noch ein hervorragendes politisches oder romantisches Ereignis abgehandelt oder erwähnt wird. Nur sprichwörtlich Kaiser Otto."

[4]) Carmina burana ed. Schmeller S. 49 und sonst in der ersten Serie.

von der Vogelweide seine Vorgänger und Muster finden, als er, der erste und lange der einzige, seine Kunst an höhere Aufgaben setzte als den Ausdruck jugendlicher Empfindungen oder geselliger Moden konventionellen Minnedienstes. Es war die Zeit des jähen Absturzes der Macht Deutschlands, der Zwist der Gegenkönige, die ihn den Blick auf die öffentlichen Zustände richten ließ.

Ein unbeirrtes, hochgesteigertes Nationalgefühl, frei von aller partikularistischen Befangenheit, ist der Grundton seiner vaterländischen Dichtung. Ein Dunkel waltet über seiner Herkunft, seine Sprache zeigt nur so leise österreichische Anklänge, daß sie sich schon durch seinen längeren Aufenthalt an der Donau, wo er singen und sagen lernte, erklären lassen. So gehört er dem ganzen deutschen Volke an, für das sein Herz geschlagen hat. Doch gerne mag man glauben, wofür so manches spricht, daß er in einem Grenzland deutscher Zunge die ersten Eindrücke aufgenommen habe, wo die nationalen Gegensätze, der Stolz des deutschen herrschenden Volkes sich stets schärfer ausgeprägt haben.[1]) Aber Walthers Stolz auf die deutsche Eigenart spricht sich ohne verletzende Schärfe gegen fremde Völker aus; es ist die Überlegenheit in Sitte und Zucht, was er preist; es erinnert das schon an viel spätere Auffassungen, daß das deutsche Volk seine Eigenart in der Pflege edler Menschlichkeit zu suchen habe.

Wenn Walther hier und sonst dem deutschen Nationalgefühl einen poetischen Ausdruck gibt, so gehört ihm sicher nur der Ausdruck, der Blick und Griff in die Zeit. Dieses nationale Selbstgefühl, in dem die Unterschiede der Stämme jetzt völlig zurücktreten, ist das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung.

Aber freilich genügte es noch nicht, um in den Wirren der trüben Zeit den Ausweg zu zeigen. Ungerecht wäre es freilich, Walther politisches Denken abzusprechen.[2]) Schon 1198 ist er sich klar über die Grundschwäche des Reiches: die übergroße Gewalt des Fürstentums, auf dessen guten Willen das Königtum angewiesen war.

[1]) Bewiesen wird seine Abstammung aus dem romanischen Grödnerthal wohl nicht mehr werden, aber auch nicht widerlegt; den naheliegenden inneren Einwand, daß er doch der Berge gar nicht gedenke, auch da nicht, wo man es erwarten sollte, in dem schönen Lied **owê war sint verswunden alliu mîniu jar.** (Wilmanns N. 95 S. 332) entkräftet Zingerle (Im neuen Reich 1874 I. 459. „Leichter vergißt ein Bergsohn in der Fremde der Berge als des Flusses".

[2]) Wie Wilmanns, Leben Walthers S. 247 thut. Die Tugend des Staatsbürgers kenne Walther nicht; sein Patriotismus bestehe im Bewußtsein des Gegensatzes zu fremden Völkern, im Stolz auf die deutsche Eigenart; er sei das ungeläuterte Gefühl der Nationalität und der Rasse.

Die Umtriebe der welfischen Gegenpartei sind dem staufisch gesinnten Dichter eine Verletzung der natürlichen Ordnung der Dinge. Die Konsequenzen seines Satzes, daß die Macht des Fürstentums der Stellung des Königs widerstrebe, hat er allerdings kaum klar erfaßt. Er mahnt später wiederholt den König Philipp, durch die Tugend der Freigebigkeit sich seine Parteigänger zu erhalten, die sonst von ihm abfallen möchten; es ist die Milde, die nach der Meinung des Dichters und seiner Standesgenossen ebenso den Fürsten und Mächtigen gegenüber zu üben nicht vergessen werden dürfe. Es ist eine uralte volkstümliche Anschauung von den Pflichten des Königtums; der Königsschatz ist ja auch in Philipps Auffassung ein wichtiger Punkt seines Anspruchs an die Herrschaft. So kann sie denn Walther nicht weiter verdacht werden.

Nach Philipps Ermordung ist Otto der einzige König, der Vertreter der Selbständigkeit des Reiches, des Kaisertums gegenüber dem Papsttum und damit auch der Vertreter der nationalen Politik. Dadurch ist Walthers Auffassung bestimmt. Als Parteigänger Ottos gegenüber Friedrich, der als Schützling des Papstes auftritt, wirft Walther schneidende Sprüche in den Kampf — des Papstes Habgier geißelt er mit dem Spruch an den Opferstock, den er als den Herrn Stock anredet, ob er vom Papste gesandt sei ihn reich und die Deutschen arm zu machen. Der Papst und seine Umgebung sind ihm schlechthin die Wälschen, die darauf ausgehen, die Deutschen in Verwirrung und Bürgerkrieg zu stürzen, um sich die Taschen zu füllen und zu schwelgen.

Der tiefe Eindruck, den diese heftigen Angriffe hervorgebracht haben, ist schon bezeugt durch den Tadel des päpstlich gesinnten Thomasin von Zirklaria, Walther hätte besser gethan, nicht so zu sprechen: tausende habe er damit bethört, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten[1]).

Bald darauf ist Walther zu Friedrich II. übergegangen. Die Sprüche, in denen er sich selbst offen gegen Otto, für Friedrich erklärt, ihre Freigebigkeit in Gegensatz zu ihrer Körpergröße stellt, könnten ihm freilich den Vorwurf zuziehen, daß auch seine Parteistellung durch den persönlichen Vorteil bestimmt worden sei, daß man von ihm schließlich doch nur sagen müsse: „Weß Brot ich eß, deß Lied ich sing". Walther, dem schon seine Zeitgenossen die erste Stelle unter den lyrischen Dichtern zusprechen, dessen Nationalgefühl so unbestreitbar ist, ist jedenfalls auch als Vertreter der öffentlichen Meinung

[1]) Welscher Gast hsgg. v. H. Rückert 11191 flg. bes. 11223.

der Zeit ein Typus, wie ihn die geschichtliche Würdigung nur wünschen kann, um an ihm die Entwickelung des Staatsbewußtseins, der politischen Moral zu messen.

Wer wollte nun die Widersprüche läugnen? Als Parteigänger Philipps wendet er sich scharf gegen die Einmischung des Papstes in die Königswahl; schuld an der übergroßen Macht des Papsttums ist die Konstantinische Schenkung. Auch die Macht der Fürsten erschien ihm 1198 als ein Nachteil für das Königtum, auf das Philipp allein Anspruch hat.

Alle Fürsten lebent nu mit êren
Wan der hoechste ist geswachet[1]).

Und doch weist er dann später, im Dienst des Landgrafen von Thüringen, Philipp auf die Möglichkeit einer Absetzung hin: die Anspielung auf den Vorgang in Griechenland wird sich wohl auf die Verdrängung von Philipps Schwiegervater vom byzantinischen Throne beziehen[2]). Sollte sich nun aber Walther so weit von Philipp entfremdet haben, daß ihn selbst dessen allgemein verurteilte Ermordung kalt gelassen hätte, weil sich kein Spruch unter den erhaltenen Gedichten Walthers darauf bezieht? Man möchte doch lieber glauben, daß er nur verloren gegangen sei[3]). Er tritt dann zu Otto über und bekämpft die päpstliche Partei, die Friedrich II. aufgestellt hat, wenn auch nicht diesen selbst. Hat er sich die Zukunft frei halten wollen?

Den Wechsel politischer Parteistellung an den Fürsten zu tadeln hätte er sohin kaum das Recht gehabt, wenn er daran gedacht hätte es zu thun. So hat er allerdings seiner Zeit reichlich den Zoll gezahlt, aber man muß eben auch ihn mit dem Maßstab der Zeit messen und mit dem seines Standes und dann wird er wohl nur gewinnen können. Für seinen Lebensunterhalt auf die Gunst der Großen angewiesen, hat er das Recht eigener Meinung kräftig genug gewahrt und sich deshalb auch Feinde genug zugezogen. So nahe es lag, bei den unklaren Verhältnissen eines Wahlkönigtums in seiner noch unklareren Verknüpfung mit dem Kaisertum die Schicksale der Könige und Kaiser als persönliche Angelegenheiten der Kronenträger zu betrachten, so hat sich doch Walther zu höherer Auffassung erhoben: Königtum und Staatsordnung sind ihm Sache der deutschen Zunge, des deutschen Volkes. Nicht der Person Ottos hat er dienen wollen, sondern der

[1]) Ausgabe von Wilmanns S. 218. Zum Nachfolgenden vgl. auch R. Grimm, Politische Dichtung Walthers. Gymnasialprogramm von Schwerin 1876.

[2]) Ausg. v. Wilmanns 227. S. 21: Dort entgegenstehende Auffassung, es sei an kein historisches Ereignis zu denken.

[3]) So auch Thurnwald, Dichter, Kaiser und Papst S. 33.

Selbständigkeit des Kaisertums gegenüber einer päpstlichen Oberherrschaft. „Herr Kaiser, wenn ihr den Deutschen Frieden geschafft habt, bei harter Strafe des Bruches, so huldigen Euch auch die fremden Völker“[1]). Deutschland ist ihm der Kern des Kaisertums, sein Wesen ist die Macht, die Herrschaft über andere Völker.

So schien Friedrich II., der Sproß des Hohenstaufen, wenn auch vom Papste unterstützt und aufgestellt, die Aussicht auf die Erneuerung des früheren Glanzes zu bringen. Die Sympathie der Nation hat er lange behalten: verdankte er sie doch, wie später wieder Karl V., vor allem seiner Abstammung von einem Herrscherhause, das man sich einmal trotz mancher Mißhelligkeiten, als zunächst zur Krone berechtigt zu betrachten gewöhnt hatte, dann aber auch den großen Erwartungen, die sich stets gerade an jugendliche Herrscher heften.

Bruder Wernher, einer der jüngeren Spruchdichter, die ohne Zweifel von Walthers Vorgang angeregt, in seine Fußstapfen treten und die öffentlichen Angelegenheiten der Nation zum Gegenstand ihrer Dichtung machen, hat an Friedrich II. einen poetischen Zuruf gerichtet, der wohl an Huttens Begrüßung Karls V. erinnern könnte. „Ich gönne“, heißt es da, „dem edlen Könige wohl, daß ihm alles nach Wunsch ergehe, und diene auch gerne seinen treuen Anhängern. Mit echtem königlichen Sinn und Anstand greift er alle Geschäfte an; selbst wenn er nicht Sohn eines Königs wäre, wäre er der Krone vor allen anderen wert. Jetzt hat ihn das Glück hochgetragen: für die Dauer seiner Stellung sorgt er, wenn er für die Klagen der Armen Abhilfe schafft“[2]).

Diese Wünsche des Dichters schienen sich auch zu erfüllen trotz der schwierigen Stellung Friedrichs im Anfang seiner Regierung.

Friedrichs Gedanken und Bestrebungen giengen auf die Vereinigung der Herrschaft über Unteritalien und das Reich. Über das dem Papst gegebene Versprechen ihrer Trennung setzte er sich leichter hinweg, als über die geringe Neigung der Fürsten, die sich schon seinem Vater gegenüber in diesem Punkt geltend gemacht hatte. Auch einen Kreuzzug hatte er dem Papst versprechen müssen: 1220 vermochte er die Fürsten zur Wahl seines Sohnes Heinrich, der schon

[1]) Bei Wilmanns S. 269.

[2]) Von der Hagen, Minnesinger III. N. 2. II. 22. Vgl. im Ganzen Drees, Politische Dichtung der Minnesänger seit Walther von der Vogelweide. (Gymnasial-Programm von Wernigerode 1887). Menge, Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern. (Marzellen-Gymnasium, Köln 1880). Meyer, Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. (Basel 1866).

als Nachfolger in Unteritalien bestimmt war, als einer Sache, die vor dem Antritt des Kreuzzugs erledigt sein müsse. Es gieng nicht ohne bedeutende Zugeständnisse auf Kosten der Königsmacht ab. Ein Spruch Walthers von der Vogelweide beleuchtet die gespannten Verhältnisse:

Ir fürsten, die des küneges gerne waeren âne
Ir vinde, ir sult in sîne strâze varen lân
belibe er dort, des got nicht gebe, so lachent ir
kom er uns friunden wider hein, so lachen wir[1]).

Die Volksstimmung, die Walther vertritt und die andern Spruchdichter, war eben für das Königtum und gegen die Fürsten; Ordnung, Landfriede, Rechtssicherheit schien in ihren Händen schlecht aufgehoben; es wird vom Königtum erwartet sie zu wahren. Hat sich Friedrich dieser Aufgabe unterzogen? Ihm war es hauptsächlich darum zu thun über die deutschen Streitkräfte verfügen zu können[2]). Aber die Einsetzung einer Reichsverwesung in Deutschland unter Erzbischof Engelbert von Köln schien die Wünsche des Volks und des Königs in gleicher Weise zu befriedigen. Auch die Ehre des Reiches, die Wiederherstellung seiner früheren Grenze gegen Dänemark hat Engelbert nicht aus dem Auge gelassen[3]), als den Vater des Vaterlandes, die Zier Deutschlands preist ihn eine Chronik[4]). Es ist der Ausdruck der Volksstimmung, der Trauer über seine Ermordung, der auch Walther Worte gibt. Die weltlichen Fürsten, der kleine Adel waren ihm mit weniger Wohlwollen gegenüber gestanden; eine feste Reichsgewalt lag ihnen nicht am Herzen.

Mit voller Schärfe vertritt die Spruchsammlung des Freidank den Standpunkt des Volkes und des Königtums.

Die fürsten han der esel art
sie tuont durch niemen âne gart.*)
*) Gerte.

Ihre Herrschaft ist Ausbeutung:

tiuschiu laut sind roubes vol
gerihte, voget, münze, zol
die wurden ê durch guot erdâht
nu sint sie gar ze roube brâht.

---

[1]) Ausgabe von Wilmanns S. 297. Vgl. A. Grimm, Politische Dichtung Walthers. (Programm Schwerin 1876). S. 14.

[2]) Huillard Breholles Historia diplomatica Friderici IV, 930.

[3]) Sicher Engelbert von Köln 120.

[4]) Ann. Colon. max. 1225.

Fürstentum und Königtum stehen im Gegensatz der Interessen:

ich weiß wol daß der fürsten kint
den alten erben dient sint
der fürsten ebenhêre*)
stoeret des riches êre[1]).

*) gleiche Hehrheit.

Man hat gemeint, daß in der Herrschaft des jungen Heinrich in Deutschland der Anfang einer nationalen Dynastie der Hohenstaufen gegeben gewesen wäre, die Friedrich dann beseitigt hätte, um Deutschland und Unteritalien aufs Neue zu verknüpfen[2]). Aber obgleich Heinrich ein Gönner der höfischen Dichtung war, an seinem Hof Gottfried von Hohenlohe, Burkhard von Hohenfels, Gottfried von Neiffen gesungen haben[3]), so stehen doch alle patriotisch empfindenden Spruchdichter entschieden auf der Seite des Kaisers bei seinem Auftreten gegen den Sohn.[4]) Einstimmig brandmarken sie Heinrichs Regierung als eine Zeit der Unordnung, der Vernachlässigung der Aufgaben des Königtums. Es ist kennzeichnend, daß Bruder Wernher vom Kaiser Recht und Gericht wie in Apulien fordert, zum Vorteil der Armen, die über Ungerechtigkeit schreien[5]).

Noch lebhafter sprechen sich die Sympathien für Friedrich aus, da er in der Angelegenheit des Kreuzzugs in Konflikt mit Papst Gregor IV. kommt. Daß der Bann über den Kaiser verhängt wird, gerade als er sein Versprechen einlösen will, das erregt allgemeine Mißstimmung. So heißt es z. B. in der unbedingt staufischen Urspergischen Chronik, er sei gebannt aus frivolen und falschen Gründen mit Mißachtung jedes Rechtsverfahrens. Noch schärfer verurteilt sie den Einfall der Päpstlichen in Unteritalien als eine unaussprechliche That, als ein grausiges Anzeichen des Sinkens der Kirche.[6])

---

[1]) Freidank hsg. v. Grimm. 31. Von künegen und fürsten. 72—75. Es ist hier ganz gleichgiltig, welche Ansicht über die Autorschaft des Freidank beliebt wird: wie er vorliegt, ist er ein Spiegel der öffentlichen Meinung.

[2]) Höfler, Deutsche Zustände S. 9.

[3]) Schirmacher, Friedrich II. Bd. I. 182.

[4]) Damit verträgt sich wohl ein Mitgefühl für die spätere traurige Lage Heinrichs. Seinen Tod betrauert der Tannhäuser

nu ist der künic erstorben
und ist das rîch gar erbes vrî. Von der Hagen II, 90, VI. Seine Absetzung tadelt dann die Fortsetzung der Kaiserchronik

der keiser hat übel getan
daß er den sun also vertreib. Maßmann II, 570.

[5]) V. d. Hagen II. 229. N. 10.

[6]) M. G. SS. XXIII. 382, 383.

Wie Friedrich II. im Kampf gegen die Übergriffe der päpstlichen Gewalt über die bloße Verteidigung und Entschuldigung hinaus nach einem höheren Gesichtspunkte trachtet und ihn findet in der Berufung auf die Armut und Einfachheit der apostolischen Kirche, so klingt dieser Ton allenthalben wieder, wo man für den Kaiser gegen den Papst Partei ergreift.

Der Einfluß der geistlichen Macht auf die weltlichen Angelegenheiten wird in der Wurzel getroffen in dem weltlichen Besitz der Geistlichkeit; das ist schon der Gedanke, dem Otto IV. im Streit mit dem Papsttum Raum gibt. Jetzt greift ihn der greise Walther auf. Wenn die geistlichen Fürsten sich auf die Seite des Papstes stellen, so soll man sie in ihrem Besitze treffen, an Händen, die dazu bereit sind, fehlt es nicht.[1]) Das letztere ist sehr glaublich.

Vor allem ist der Freidank in seinen nüchternen klaren Versen der entschiedene Vertreter der Meinung, daß die Geistlichkeit und besonders die Kurie aufgegangen sei in der Sorge für den weltlichen Besitz und Erwerb, dem alle kirchlich geistlichen Machtmittel dienstbar geworden sind.[2]) Alle Schätze, meint er, fließen nach Rom, aber nie will es da genug werden. Auch die Sünden nimmt man dort ab, aber zur Besserung dient es nicht. Römisches Gericht und sein Gebot ist der Pfaffen und der Laien Spott; der Papst ist ein irdischer Gott, aber der Spott der Römer. Sein Hof steht wüst, wenn er nicht fremde Thoren findet. Rom ist ein Geleit aller Betrogenheit. Wohl hat der Papst ein Schwert erhalten, Fluch und Segen darf er spenden, aber ohne Haß. Und in die Sachen des Reiches soll er sich nicht einmischen wollen; trachtet er darnach, so können nur beide Schwerter, das geistliche und das weltliche, Schaden leiden.

So klagt er denn ganz besonders über den Bann, der den Kaiser auf dem Kreuzzug trifft und jeden Erfolg lähmt. Alles ist in Akkon den Deutschen feindlich, Speise, Luft, Land und Leute. Der Bann ist Hohn und Gefahr für das heilige Grab und die Christenheit. Gott möge entscheiden, wer Recht habe; auf dem Kreuzzug sind die Deutschen den Wälschen zum Spott — und könnten sie das heilige Land gewinnen, die Wälschen würden es lieber den Heiden gönnen.[3]) Unter den Wälschen aber sind hier wohl der Papst und die Kardinäle zu verstehen.

Ganz gleich eifert Reinmar von Zweter als Anhänger Friedrichs II. gegen die Schäden und Gebrechen in der Kirche, in den

[1]) Spruch bei Wilmans S. 331.

[2]) II. 45 von Rome. W. Grimm S. 93 148–154.

[3]) Freidank 46. Von Akers.

Mönchsorden, gegen den Bann Gregors über Friedrich. Wer bannen will und bannen soll, der hüte sich, daß sein Bann nicht sei fleischlichen Zornes voll.[1])

Aber hat Friedrich II. überhaupt diese Sympathien des deutschen Volkes verdient und gewürdigt? Hat er auch nur sich bemüht, sie festzuhalten? Warum haben sie sich später von ihm abgewendet?

Friedrich II. scheitert trotz glänzender Begabung, trotz aller Klarheit und Festigkeit seines Willens an dem Versuch, das Unvereinbare, sich innerlich Widerstrebende zusammenzuzwingen, als deutscher König der erste unter Standesgleichen, als Herrscher in Italien unumschränkter Herr und dazu noch als Kaiser das Oberhaupt der christlichen Fürsten zu sein. Unter dem Schutz des Papsttums emporgekommen, dem er unstreitig die Erhaltung des Königreichs Sicilien zu verdanken hatte, entzieht er sich dessen Einfluß und sucht es durch Umklammerung lahm zu legen. Tolerant, ja Freigeist, leistet er der Ketzerverfolgung Vorschub. Im Bann setzt er sich die Krone zu Jerusalem auf und steht in freundschaftlichen Verbindungen mit den muhammedanischen Fürsten. Dem universalen Papsttum gegenüber spielt er die Idee des universalen Kaisertums aus; es ist das heilige Reich, dessen Aufgabe auch die Verkündigung des Evangeliums ist. Konnte es seiner persönlichen Kraft gelingen, diese Gegensätze innerlich zu verschmelzen? Mußten nicht die Zeitgenossen unsicher werden? Der ehrliche Freidank meint:

dem keiser wohl gezaeme
daß s'rûnen ende naeme
daß er unde der soldân
nu lange hant getân[2])

und später hat man wohl auch den Verdacht geäußert, daß er die Mongolen aufgestiftet habe.[3])

Mit der Bewunderung seiner Herrschergröße hat es nichts zu thun; sie hat, wie schon die Zeitgenossen, auch die späte Geschichtschreibung bestochen. Bald feiert man in ihm von einem unklaren angeblich nationalen Standpunkt aus den begabtesten Vertreter der hohenstaufischen Kaiserpolitik, der ein unverdientes tragisches Ende finden mußte — bald den Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, bald den der neuzeitlichen Staatsidee, der Unabhängigkeit der Staatsgewalt von der Religion. Die kühne Gestaltungskraft, die seine Re-

[1]) v. d. Hagen II, II. 113, Spr. 129.

[2]) Von Akers 158.

[3]) z. B. Matthäus von Paris M. G. S. XXVIII. 213.

gierung in Unteritalien durchzieht, wo er frei schalten konnte, ist allerdings nicht zu verkennen; aber es liegt auch etwas erkältendes darin, das sich schwer mit der Begeisterung der Geschichtschreiber vereinigen läßt. Man muß ihn doch zunächst mit dem Maßstab seiner Zeit messen. Und selbst einer hochgespannten idealistischen Herrschernatur, die noch mehr als für die Gegenwart für die Zukunft sorgt, droht die Gefahr eines verfeinerten Egoismus, der alles außer ihm nur so weit gelten läßt, als es sich zur Dienstbarkeit hergibt. Vollends Friedrich aber erscheint wie ein kühner Schachspieler, Menschen und Ideen behandelt er wie seine Geschöpfe, denen er innerlich frei gegenüber steht. Ein Mißlingen macht ihm nur Ärger und Verdruß, aber ändert nichts an seiner rein verstandesmäßigen deshalb schließlich falschen Auffassung der Zeit. Bei allem angeborenen Herrscherrecht ist der Enderfolg seiner Tage wie der eines gekrönten Abenteurers. Der Glanz des Kaisertums erlischt, zurückbleibt das Chaos und die Demoralisation.

Der Reichstag zu Mainz ist der letzte Lichtblick seiner Regierung für Deutschland. Reinmar von Zweter, weder ein großer Dichter, noch ein klarer Geist, aber ein wackerer Mann voll Empfindung für das, was dem deutschen Volke Not gethan hätte, feiert in einem Spruch, der auf diese Zeit zu beziehen ist, den Kaiser als den Hort der Treue, den Anker der Besonnenheit, das Vorbild der Zucht, die Fülle des Verstandes, die Zunge gerechter Urteile.[1]) Gemeint sind wohl die Bemühungen Friedrichs, den Landfrieden kräftig zu wahren. Aber schon ein Ereignis des folgenden Jahres zeigt eben, daß es dazu mehr als bloß eines vorübergehenden Aufenthalts des Kaisers in Deutschland und einer Urkunde bedurft hätte. Es ist die Beraubung der Königin-Witwe von Ungarn in Deutschland, die Reinmar mit bitteren Betrachtungen darstellt. Die italienischen Verhältnisse nehmen den Kaiser ausschließlich in Anspruch. Was nützte der Glanz des universalen Kaisertums den Deutschen? Wohl berichtet ein Engländer, daß die Heirat Friedrichs II. mit der englischen Prinzessin Isabella vielen im römischen Reich zu wenig würdig erschienen sei für den Kaiser, so reich und mächtig, für den Herrscher der ganzen Welt.[2]) Es gieng abwärts mit diesem Glanz, je mehr Friedrich sich Mühe gab, die Ansprüche des Kaisertums zur Wirklichkeit zu machen. Die Künstlichkeit des Reichsbaues, die Unsicherheit des deutschen Königtums, ohne das das Kaisertum in der Luft schwebte, hätte für Friedrich eine Warnung sein müssen, den Bogen nicht zu straff zu spannen,

[1]) Spruch 138.

[2]) Roger von Wendover 1232. M. G. S. 28, 73.

die Grundlagen des deutschen Königtums in Deutschland zu stärken, seine Pflichten als deutscher König voranzustellen. Von Italien aus wollten die Deutschen nicht regiert sein, noch weniger aber vernachlässigt. Zwar blieb den deutschen Fürsten der Vorrang gewahrt vor denen von Italien, Burgund, Sicilien und Jerusalem,[1]) aber für die italienischen Geschäfte zog doch Friedrich II. die apulischen Adeligen vor, wo Friedrich I. sich auf deutsche gestützt hatte.[2])

Seit 1236 ist Friedrich nicht mehr nach Deutschland gekommen. Besonders seit er beim Mongolensturm von 1241 nur gute Ratschläge gehabt hatte, wendete sich die Stimmung mehr und mehr von ihm ab und wenigstens teilweise dem als Nachfolger zurückgelassenen Konrad zu.[3]) Dieser Umschlag läßt sich bei seinen früheren Anhängern Reinmar von Zweter und Bruder Wernher verfolgen. Ohne Zweifel war eine Mißstimmung gegen Friedrich weit verbreitet, aber es blieb doch der päpstlichen Initiative überlassen, in den Vernichtungskampf gegen das hohenstaufische Kaisertum auch das deutsche Königtum hineinzuziehen. Die Umtriebe für eine neue Königswahl zeigen die Nachteile der Verknüpfung. Wohl hatte die Erhebung schon Friedrichs, der als ausländischer König gekommen war,[4]) dem vorgearbeitet, daß das deutsche Königtum wie eine internationale Sache in allen Ländern ausgeboten wurde und den deutschen Fürsten zugemutet ward, den päpstlichen Kandidaten zu wählen, der dann vom Papst zum Kaiser gekrönt werden sollte. Aber der Papst fand dabei doch größere Hindernisse und erst allmählich gelang es, das politische Ehrgefühl der deutschen Fürsten abzustumpfen.

Die frühesten Versuche, schon 1239, den dänischen Prinzen Abel und dann den französischen Robert, den Bruder des Königs von Frankreich, auf den deutschen Thron zu bringen und gegen Friedrich auszuspielen, mißlangen vollständig. Nur bleibt unklar, ob mehr wegen der Abneigung des Kandidaten oder wegen der Ablehnung der deutschen Fürsten; denn die Überlieferung ist unvollständig. Von der ersteren berichtet ein englischer Schriftsteller etwas seltsame und sich widersprechende Dinge. Die Antwort des Königs von Frankreich an den Papst sagt, daß der Papst nicht wagen könne, einen Fürsten, dem keiner überlegen, ja auch nur gleich sei, abzu-

[1]) Sicker, Reichsfürstenstand I, 183.

[2]) Sicker, Forschungen zur Reichs- und Rechts-Geschichte Italiens II, § 423, S. 545.

[3]) Spruch Wernhers v. d. Hagen II, S. 233 (V. 3) vgl. IV, 517 b und Meyer, Reinmar S. 98 und 44.

[4]) Maurenbrecher, Königswahl 240.

setzen anders als durch ein allgemeines Konzil. Seine Gesandtschaft aber an den Kaiser führt aus, daß der Ehrgeiz sie nicht treibe, denn sie glaubten, daß der König von Frankreich, der nach Erbrecht auf den Thron gelange, an Würde höher sei als irgend ein Kaiser, den nur die freiwillige Wahl dazu mache: Es genüge dem Grafen Robert, der Bruder eines solchen Königs zu sein[1]). Der Kaiser aber habe die Gesandtschaft mit Wohlgefallen entlassen. Deutsche geistliche Fürsten aber rieten dem Papst zum Frieden mit dem Kaiser, um sie nicht in Gewissensbedenken zu stürzen; dem Reiche, dessen Glieder sie seien, könnten sie sich ohne Bruch der Treue nicht entziehen[2]). Schärfer lautet die Zuschrift bei einem deutschen Geschichtschreiber. Es stehe dem Papst nicht zu, den Kaiser zu setzen, sondern nur den zu krönen, den die Fürsten erheben[3]). Das war auch 1245, als das Konzil von Lyon den Kaiser für abgesetzt erklärte, die überwiegende Stimmung. Nur durch die Aufwendung großer Geldsummen ward die Erhebung der Gegenkönige Heinrich Raspes und Wilhelm von Thüringen durchgedrückt: nach der geringen Zahl der Teilnehmer an ihrer Wahl sind es bloß Parteikönige. Auch sonst arbeitet das päpstliche Geld mit Erfolg gegen die hohenstaufische Partei; Konrad erlitt 1246 eine Schlappe durch den Verrat der Grafen von Württemberg und Gröningen, die angeblich 7000 Mark Silber und die päpstliche Gewährleistung von schwäbischem Gebiete verführte[4]).

Zwar ließ die öffentliche Meinung Friedrich fast vollständig fallen. Reinmar von Zweter stellt ihn jetzt wie einen Unwürdigen hin. Aber er gibt damit die Idee des Kaisertums nicht preis, da er die Person des Kaisers völlig davon trennt. Die politische Selbstbestimmung des deutschen Volkes, die Machtstellung des Reiches haben nach seiner Auffassung die Fürsten zu wahren. Das Gerücht, daß der Papst dem Dogen von Venedig Aussichten auf das Kaisertum gemacht habe, veranlaßt ihn zu einem bittern Spruch, daß das römische Reich nun feil sein solle, selbst für einen Kaufmann, für einen mächtigen Kürschner[5]). Daß das Reich völlig Wahlreich ist, das scheint ihm jetzt wohl eher ein Vorteil. Der Kaiser ist nur des Reiches Pfleger und sein Vogt. Ist er schuldhaft,

[1]) Matth. Par. M. G. S. XXVIII 180 181. Vgl. Heller, Deutschland und Frankreich 1874. S. 9–10.

[2]) Böhmer, Acta Imperii. II. 965.

[3]) Albertus Stadensis 1240. M. G. S. XVI. 367 u. 369.

[4]) Huillard Breholles VI. 458.

[5]) Spruch 147, nach Drees S. 13, 1240. Meyer S. 54 bezog ihn auf die Wahl von 1257.

so muß er es abtreten, die Fürsten mögen einen besseren wählen. Aber sie sollen es nicht das Reich entgelten lassen, wenn sie dem Kaiser gram sind[1]). Gegen den Erzbischof von Köln und Mainz richtet er einen scharfen Spruch; ihre Ruten liegen dem Reich auf dem bloßen Rücken, mit ihren Krummstäben wollen sie dem Schaden des Reiches das Geleite geben; aber eine Mücke kann den Adler nicht vertreiben[2]). Wenn dies auf die Wahl Heinrich Raspes gehen soll, so war doch damals Reinmar nicht mehr Anhänger Friedrichs; er scheint sich mehr gegen ihre schon vor Friedrichs Absetzung begonnenen Umtriebe zu richten. Ihm ist es darum zu thun, den Würdigsten durch eine vollgültige Wahl auf den Thron zu bringen, nicht einen bloßen Gegenkönig zur Schwächung des Reiches zu schaffen. Er beruft sich auf eine patriotische Partei unter den Fürsten, die den unwürdigen Fall des Reiches bedauern und hoffen, daß ein anderer (als Friedrich) besser des Reiches pflegen werde. „Lombardei, Griechenland, Ungarn ergaben sich dem Reiche, da stand es in der Hand des Einen, des Reiches Ring viel weiter wird, nimmt man ihm Krone und Speer. Mögen nun die Fürsten einen wählen, der ohne Schande ist, und wenn er ihnen gefällt, ihm beistehen; wo nicht, mag er das Reich wieder abgeben[3])." Ungarn hatte sich 1241 unter die Oberhoheit des Kaisers gestellt; Innocenz IV. erklärte dies aber 1245 für unverbindlich, weil gegen die Mongolen keine Hülfe geleistet worden war. Hat Reinmar dies im Auge? Ob aber ein Lobspruch auf König Erich von Dänemark und ein anderer auf Wenzel I. von Böhmen eine förmliche Empfehlung für die Königswahl sein soll, ist schwer auszumachen[4]). Der erste wenigstens war vom Böhmenkönig und andern Fürsten wirklich in Erwägung gezogen[5]). Für unsere Auffassung wäre es ein Widerspruch zu Reinmars sonstiger Empfindung für die Ehre des Reiches[6]). Darf man das für weniger möglich halten, als daß Reinmar auch später zu Ehren des früher angefeindeten Erzbischofs von Mainz einen Spruch verfaßt hat?[7]) Ein anderer Spruch enthält wieder eine gewisse Entschuldigung seines Aufenthalts am Hofe Wenzels:

---

[1]) Spruch 148.
[2]) Spruch 220. Meyer 40. 41.
[3]) Spruch 149.
[4]) 150 und 151.
[5]) Schirrmacher III, 110.
[6]) Meyer 42. 43.
[7]) Spruch 186. Vgl. Drees 13.

Beheim han ich mir erkorn
mêr durch den herrn danne durch daß lant, doch sind sie
beide guot[1]).

Es ist die Idee der völlig freien Wahl zum Könige, der sich Reinmar in dieser Zeit hingibt. Andere Dichter, der Bruder Wernher und der Tannhäuser bleiben beim hohenstaufischen Hause, bei dem schon gewählten Konrad. Wernher feiert ihn als den milden König, dessen Verlust für das Reich bald die Fürsten merken würden[2]). Der Tannhäuser aber, obgleich er weder von dem Geld etwas bekommt, das man aus Italien herbeiführt, noch von dem aus Thüringen, will nicht von seiner Treue für Konrad lassen[3]).

Die Geldgier der Fürsten hat das Königtum noch weiter heruntergebracht, die Wahl zu einer Posse gemacht, in seltsamem Widerspruch damit, daß diese Königswürde die Vorbedingung zur höchsten irdischen Würde des Kaisertums war. Alfons von Kastilien war von den Machtboten der Stadt Marseille am 15. September 1256 zum römischen Kaiser erwählt worden. In Erwägung, wie es in der darüber ausgestellten Urkunde heißt, des Adels, des Eifers, der Tapferkeit, Weisheit und Umsicht, der Rechtgläubigkeit und Macht und Berühmtheit des genannten Königs, in Erwägung, daß er selbst der allerchristlichste König sei und entsprossen vom kaiserlichen Blut, sowohl vom römischen als konstantinopolitanischen, als spanischen, in Erwägung ferner, daß das römische Kaisertum lange erledigt gewesen sei, und daß durch keinen andern Fürsten das römische Gemeinwesen und das römische Kaisertum wiederhergestellt werden könne, erwählen wir ihn zu unserm Kaiser[4]). Es ist eine Auflehnung gegen das ausschließliche Wahlrecht der deutschen Fürsten, das ja aus der Idee des umfassenden Kaisertums nicht abgeleitet werden konnte, sondern mit ihr nur thatsächlich verknüpft werden mußte; ebenso wie es nirgends ausgesprochen war, daß der Kaiser deutscher Abkunft sein müsse. Denn dieser Punkt war die Voraussetzung der von den Päpsten aufgebrachten Theorie von der Übertragung des Kaisertums; wie sie es einst auf das deutsche Reich übertragen hatten, konnten sie es auch auf eine andere Nation übertragen und haben damit in dieser Zeit oft genug gedroht.

---

[1]) 152.

[2]) V. d. Hagen II, S. 229. (I, 8). Meyer S. 99 bezieht dieß auf Konrads Abzug nach Italien.

[3]) Ebenda II, 95. XIV, 1.

[4]) Böhmer, Acta Imperii II, 973.

Als aber Alfons sich an den Papst in diesem Sinne wandte, verwies man ihn auf den herkömmlichen Weg, das deutsche Königtum sei das Unterpfand und Angeld für die Kaiserwürde. Der König möge sich bemühen, daß er von Geistlichkeit und Fürsten Deutschlands, denen das Recht dazu zustehe, zum deutschen König gewählt und zu Aachen nach altem Herkommen geweiht und feierlich gekrönt würde[1]).

Auf diesem Wege, der aber mit Gold gepflastert werden mußte, sind nun zwei ausländische Fürsten zu deutschen oder eigentlich römischen Königen gewählt worden. Es kennzeichnet sowohl die Unklarheit der Reichsverfassung, die hauptsächlich eine Folge der Verknüpfung von Königtum und Kaisertum ist, als den Verfall des nationalen Gefühls für die Ehre des Staates.

Aber es konnte doch nicht ohne Regungen des nationalen Ehrgefühls abgehen. Als Kandidaten einer nationalen Opposition wurden Otto von Brandenburg und König Ottokar von Böhmen genannt; doch blieb es beim Gedanken[2]).

Die Volksstimmung verurteilt entschieden das Handeln der Fürsten; besonders der beiden Erzbischöfe von Köln und Trier. Eine Trierer Aufzeichnung tadelt den ersteren wegen seiner Geldgier; lobt den eigenen Erzbischof, der, wie der Herzog von Sachsen, am Reiche festhaltend, durchaus nicht für Geld einen fremden wählen wollte[3]). Alfons, den sie wählten, gilt also wohl als Verwandter des staufischen Hauses, nicht als Fremder; eine recht dürftige Ehrenrettung. Aber noch kennzeichnender ist, daß ein englischer Schriftsteller das Bedürfnis empfindet die Wahl Richards zu erklären und zu rechtfertigen und mit dem deutschen Nationalgefühl in Einklang zu bringen. Schon lange Zeit vorher hebt er das freundschaftliche Verhältnis zwischen Friedrich II. und dem Grafen Richard hervor; er ist gleichsam ein anderer Kaiser[4]). Alfons hingegen erscheint ihm als der Kandidat der Franzosen. Die deutschen Großen aber hassen die Überhebung der Franzosen. So ist die Herrschaft eines Franzosen in Deutschland nicht erwünscht. Aber auch einen ihrer Landsleute wollen sie nicht über sich erheben, da sie hochfahrend und stolz sind; auch keinen Italiener oder Romanen oder einen Päpstlichen wegen ihres Geizes. So wählen sie denn nach reiflicher Uberlegung den Grafen Richard,

[1]) Matthäus v. Paris. M. G. S XXVIII, 382 quasi arrha imperii. Auch 370.

[2]) Bezüglich Ottokars bestritten. Vgl. Böhmer-Sicker Regesten 1246 bis 1313. S. 991.

[3]) Gesta Trevirorum contin. M. G. S. XXIV, 412. Phillips Königswahl 335.

[4]) Matthäus ad 1241. M. G. SS. XXVIII, 222.

sowohl wegen der englischen Sprache, die an die deutsche anklingt, als wegen des gemeinsamen Ursprungs von alters her und neuerdings. Das eine kann in den Chroniken gefunden werden, das andere aber ist, daß schon Kaiser Otto von einer Engländerin, der Tochter Heinrichs II., des Königs der Engländer, abstammte[1]). Im weiteren hebt er freilich auch das für die Fürsten Ausschlaggebende hervor, den Reichtum des Grafen. Und weder die Krönung in Aachen, noch der Besitz der Reichsfeste Trifels und die Reichskleinodien, noch der Schirm des Papstes[2]) haben Richards Stellung auf die Dauer sichern können. Matthäus berichtet den schnöden Ausdruck der deutschen Ritter, die ihm nach England gefolgt waren: Wir haben, was wir erwählt haben, seinen Schatz[3]). Zu wirklicher Gewalt ist eben Richard nicht gelangt. Alfons aber kam gar nicht nach Deutschland.

Dieses Scheinkönigtum, die Posse der Königswahlen, darf aber keineswegs einem Verfall des Nationalgefühles schuld gegeben werden, es wird vielmehr als Beleidigung empfunden, die ihm die Fürsten zufügen. Pfingstkönige nennt Reinmar von Zweter beide Könige; mit entlehnter Würde stolzieren sie, selbst ohne Ehre.[4])

Friedrich II. hat die Sympathien der deutschen Nation verscherzt, weil er sie vernachlässigte und nur seine dynastischen und universalen Interessen im Auge hatte. Wie wenig es ihm um die Befestigung von Deutschlands staatlicher Einheit zu thun war, könnte allein schon sein Gedanke bekunden, Österreich zu einem Königreich zu erheben.[5]) Er hatte dabei schließlich die Errichtung einer Sekundogenitur oder etwas ähnliches im Sinne. In natürlicher Reaktion gegen solche Denkweise entstand das Verlangen nach einer Staatsverfassung, die nicht nur auf der Person des Königs beruhte. Die Idee des Wahlreiches war allzu tief eingewurzelt; den Mangel eines

[1]) Matth. M. G. S. XXVIII, 366 propter linguam Anglicanam que Alemannice consonat. u. s. w. Vgl. 376 Franci doluerunt de honore impenso comiti Richardo et utilitate Alemannorum, inter quos antiquum odium nativum et inexorabile. Auch über die Rückkehr der Richard begleitenden Engländer S. 375 nescitur qua de causa sed creditur et a fide dignis asseritur quod Alemanni non sustinent cor regis sui consiliis alienigenarum more harundinis inclinari. So bezeugt der Ausländer das deutsche Selbstgefühl.

[2]) Worauf Bischof Johann von Lübeck Gewicht legte. Böhmer Reg. (1882). S. 1001.

[3]) Matth. ad 1259. S. 388.

[4]) Spruch 73.

[5]) Schirrmacher IV, 145, Böhmer-Ficker, Regesten 1198–1246 S. 618. Nach seinem Testament sollte es einem Enkel zufallen.

Erbreiches zu empfinden fand man gerade jetzt kaum Anlaß. Aber die rasche Verbreitung der Theorie des Sachsenspiegels von den Kurfürsten als den Inhabern der Erzämter zeigt, wie die Volksstimmung den Ausweg sucht, um die Nachteile des Wahlreiches abzuschwächen.[1]) Weder die Anzahl der ausschließlich oder zunächst zur Wahl berechtigten noch der Grund des Anspruchs stand von Anfang an fest.[2]) Aber mußte nicht die Beschränkung des Wahlrechtes auf eine kleine Anzahl das Gefühl der Verantwortlichkeit steigern? Es bedarf keiner fein erwogenen Absicht hiezu, es genügt die Empfindung, daß es so richtig sei, weil vorteilhaft, sich an wenige zu halten.

Ein Vordringen des Nationalgefühles auf dem Boden der Reichsverfassung bedeutet es, daß dem Böhmenkönig das Wahlrecht abgesprochen wird, obgleich er Erzschenk sei, weil er kein Deutscher sei.[3]) Es ist das beständige Schwanken zwischen dem Bewußtsein der Zugehörigkeit Böhmens zum Reich und dem nationalen Gegensatz. Reinmar von Zweter, der sich wie andere Dichter lange am Hofe des Böhmenkönigs Wenzel aufgehalten hat, nennt ihn als des Reiches werten Schenken sogar an erster Stelle,[4]) doch hat sich die Auffassung des Sachsenspiegels behauptet, wenn auch in mannigfacher Abwandlung. Auch sonst bezeugt der Sachsenspiegel die Lebhaftigkeit des nationalen Gefühls gegen die Slaven. Im Königsthing durften die Sachsen nicht über die Wenden, diese nicht über die Sachsen Urteil finden; die gegenseitige Abneigung hätte es wohl beeinflußt.[5]) Aber zugleich zeigt sich deutlich, daß dieses lebhafte deutsche Nationalgefühl noch weit entfernt ist von einem klaren Nationalbewußtsein. Denn nach der Glosse sind diese Wenden, deren man noch etliche Dörfer findet, die Nordthüringer, die Karl der Große über alle Sachsen verstreute. Es ist der Einfluß der sächsischen Stammessage, die sich schon bei Widukind findet, von der Ankunft der Sachsen zu Schiffe, der Überlistung und Besiegung der altansässigen Thüringer. Die Ableitung aber der Liten von den unterworfenen Thüringern findet sich erst im Sachsenspiegel und bei Albert von Stade.[6]) Der

[1]) Vgl. über diese Frage Maurenbrecher, Königswahl 229 mit den Hinweisen.

[2]) Vgl. die abweichenden Listen bei Matthäus v. Paris. M. G. S. XXVIII, 266 und 367.

[3]) III, 57 § 2. Homeyer I, 353, ebenso Albert v. Stade M. G. S. XVI. 367. Vgl. Schuster, Inst. f. österr. Geschichte III, 392—402.

[4]) Spruch 245 (v. d. Hagen II. 221) vgl. Phillips Königswahl 360.

[5]) III, 70, Homeyer I, S. 245.

[6]) Sachsenspiegel III, 44 (Homeyer I, 377). Über das Alter der Glosse Schröder, Rechts-Geschichte 623, A. 18. Albert von Stade M. G. S. XVI, 311.

verwirrende Einfluß, den diese in gelehrte Hände geratenen Abstammungssagen ausüben, zeigt sich noch in einer anderen Stelle des Albert von Stade. Bei der Aufzählung der zunächst zur Wahl berechtigten Fürsten nennt er auch den Erzbischof von Trier; er wähle, obgleich er nicht aus Deutschland sei, wegen des Rechtsanspruchs des Altertums, weil Trier schon zu Abrahams Zeit von des Ninus' Sohn erbaut worden sei.[1]) Warum aber Trier nicht zu Deutschland gehört, das läßt er unerörtert und es wird desto seltsamer, als er die Sprachgrenze zwischen deutsch und französisch genau beachtet.[2]) Völlig richtig noch heute bezeichnet auch eine wenig spätere elsässische Aufzeichnung die Stadt Freiburg im Üchtland als die Grenze Deutschlands im Sinne der Sprachgrenze.[3])

Unter dem Schutz und Schirm des Reichsverbandes war das gemeinsame deutsche Nationalgefühl emporgewachsen; lange Zeit hindurch heftet es sich fast ausschließlich an die Person, an die Erfolge und Schicksale der Könige und Kaiser; jetzt muß man seine Stärke und Reife daran messen, wie es auf die Zustände eines Reiches reagiert, das zwei Könige zugleich und doch wieder eigentlich keinen besitzt, weil es Ausländer sind, die sich kaum darum kümmern. Die Wortführer der öffentlichen Meinung sind die Dichter, soweit sie sich mit den Angelegenheiten des Reiches beschäftigen; außer Reinmar von Zweter, der noch die Doppelwahl von 1257 erlebte, der jüngere Friedrich von Sonnenburg, der Marner, der Meißner, Herr Haward, Meister Sigeher, Hellefeuer und Kelin. Es sind schon meistens Vertreter des bürgerlichen Standes und auch seiner Interessen und Auffassung, in scharfer Opposition gegen die Fürsten, geistliche und weltliche, denen sie die Schuld am Verfall des Reiches zumessen. Es sind nur wenige Töne auf ihrer Leier, überlieferte Gedanken, die sie variieren; von Walthers Kunst ist nur ein sehr mäßiger Teil auf sie übergegangen; in ihren Rügeliedern lebt sich mehr die gedrückte Stimmung aus, mit der sie in die Zukunft schauen, als die politische Leidenschaft. Aber möchte in so unerfreulicher Zeit höheres fordern?

Die Anschauung, daß das römische Reich die unüberschreitbare

Das Anthropologische dieser Frage Globus Bd. 59, S. 282. Ähnlich aber ausgedehnt auf ganz Deutschland werden die Bauern als Überreste der Vorbevölkerung betrachtet, die von den einwandernden Deutschen, Alexanders Mannen, belassen werden, im Buch Von der Künige niuwerê. Maßmann, Kaiserchronik III, 63.

[1]) M. G. S. XVI, 367. Waitz, Forschungen z. dtsch. Gesch. XIII, 208, bezieht das auf das Kanzleramt in Burgund.

[2]) M. G. S. XVI, 336.

[3]) M. G. S. XVII, 238.

Höhe der Geschichte sei, ihre Verknüpfung mit den kirchlichen Vorstellungen von dem Ende der Tage, das durch das Auftreten des Antichrists eingeleitet wird, gehört zu diesen überlieferten Gedanken. In froheren Zeiten projiziert sich das Denkbild in eine ferne Zukunft; trübere sehen seine Verwirklichung in greifbarer Nähe.

So erweckt es der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum zu beängstigender Lebhaftigkeit; schon 1227 in den Vorbereitungen zu Friedrichs Kreuzzug zollt ihm selbst der sonst unbefangene Walther von der Vogelweide seinen Tribut.[1]) Als vollends der Riß unheilbar wurde und dazu der Mongolensturm von 1241 über das christliche Europa hereinzubrechen drohte, mußte die Phantasie empfänglicher Seelen sich immermehr verdüstern. Der Verdacht wird laut, daß Friedrich selbst die Tartaren herbeigerufen habe nach dem Vorbild des Antichrists, wie Matthäus von Paris berichtet.[2]) Wie weit es ist dann bei kirchlich Exaltierten noch zur Meinung, daß wohl Friedrich, der grimme Pfaffenfeind, selbst der Antichrist sein möchte? Boden hat sie allerdings nicht gewonnen, aber das Auftreten des Antichrists wurde doch von Vielen mit Bangen erwartet. Matthäus führt einen Vers an, der von Mund zu Mund ging:

Wann verflossen zwölfhundert Jahr
Und fünfzig, seit die Jungfrau gebar,
Kommt der Entechrist zur Welt,
Dem das Unheil sich gesellt.[3])

Schien sich doch mehr und mehr zu erfüllen, was die heilige Hildegard in den Tagen des Rotbarts prophezeit hatte, daß die Kaiser römischer Würde von der Tapferkeit, mit der sie früher das römische Reich festgehalten hatten, herabsteigen und schwach an Ruhm sein würden, daß die Könige und Fürsten vieler Völker sich von ihm lossagen würden. So werde das römische Reich zergehen; jedes Land und Volk werde sich seinen eigenen König setzen und sagen, daß die Weite des römischen Reiches mehr zur Last als zur Ehre gereicht habe.[4])

Die weltlichen Dichter, die von solchen Vorstellungen ergriffen sind, geben aber der Geistlichkeit die Schuld an dem Verfall des Reiches, an dem Nahen des Endes der Dinge. So Reinmar in

[1]) Bei Wilmanns S. 332.

[2]) M. G. S. XXVIII, 213.

[3]) Matth. 209. Seine 3 lateinischen Hexameter werden wohl nicht nur für England, sondern auch für Deutschland einem Vers der Volkssprache entsprochen haben oder doch in sie übertragen worden sein.

[4]) Auszüge bei Albert von Stade S. 331, vgl. Dahl, die hl. Hildegard 41.

einem Spruche, der Entechrist solle nur kommen, die Pfaffen und die Kirche finde er feil wie das römische Reich.[1]) Friedrich von Sonnenburg hat einen Spruch auf den Tod Friedrichs II., der ohne Absolution erfolgt sei, wenn die Pfaffen nicht gelogen haben, wie er bezeichnend hinzusetzt, weil auch andere Nachrichten sich finden. Nach dem Tode des gewaltigen Innocenz IV. sieht auch er das jüngste Gericht nahe: die Pfaffen trachten nur nach weltlichem Gut und machen Recht zu Unrecht. Die Welt steht ohne Papst und ohne Kaiser; Gott solle ihr beide geben; der Pfaffen Wille ist es, daß nimmermehr ein Kaiser werde.[2]) Auf eine andere Art von Prophezeiungen, die der Sibylle, gleichfalls ein literarisches Erbstück von großer Dehnbarkeit, nimmt Sigeher bezug. Ihr Spruch geht in Erfüllung, in Hoffart spreizen sich die Kirchen, das Reich ist in Verfall, der Streit zwischen ihnen beschwört das Unglück herauf. Geboren sei schon, der Wolfszähne im Lammesmund führt, die Könige sollen seinen Zorn fürchten.[3]) Das ist eben der Antichrist.

Hier mischen sich düstere Bilder in die Opposition gegen die Geistlichkeit, deren Verderbnis, deren unheilvollem Einfluß auf das Reich dessen Verfall zugeschrieben wird; meist spricht nur die Klage oder die Entrüstung. Sigeher richtet einen heftigen Angriff gegen den Papst, seit welsche Pfaffen sich in die Wahl eingedrängt haben, steht es schlimm darum und auch die Kirche wird geschädigt. Der Papst spielt mit den Königen, er setzt sie auf und setzt sie ab, je nachdem es Vorteil bringt, und wirft sie hin und her wie einen Ball.[4]) Der Marner wendet sich gegen die geistlichen Fürsten und ihre doppelte Machtstellung, wie Hellefeuer und Kelin,[5]) die Käuflichkeit der Fürsten brandmarkend. Die rechte Wahl sei ganz vergessen, das Reich sollte Armut heißen. Keiner will mehr sich des Reiches annehmen. Lange genug sei man mit Pfaffenkönigen bekönigt gewesen, möchte Gott noch einen König gewähren, der den Armen Frieden bringt und auch den Herren ihren Übermut verbietet.

Es sind schon Stimmen aus der letzten Zeit des Interregnums; sie bezeugen, daß die Idee der monarchischen Staatseinheit zwar vorübergehend verdunkelt werden konnte, aber dann desto mehr hervortrat. Sie

[1]) Spruch 136. Einen andern N. 223 bezieht Meyer S. 54 auf die Wahl von 1257, Drees S. 13 auf den Mongoleneinfall. Er ist so allgemein gehalten, daß die Entscheidung kaum zu fällen ist.

[2]) v. d. Hagen III, 76, N. 43.

[3]) Ebenda II, N. 134, VII, 3.

[4]) Ebenda VI, I.

[5]) v. d. Hagen II, S. 243, XIV, 6, III, S. 31, S. 24.

fiel eben nicht mit der dynastischen Politik irgend eines Herrscherhauses und selbst des glänzendsten zusammen, deshalb hatten sich die Wege der deutschen Nation und der Hohenstaufen geschieden. Immer noch war ein Erbteil von Anhänglichkeit für Konradin, den Sohn Konrads, übrig geblieben; selbst der Gedanke an seine Wahl taucht auf. Sein Unternehmen gegen Karl von Anjou aber wurde mit Recht als eine Angelegenheit aufgefaßt, die die Nation als solche nichts angienge. Im allgemeinen hielt man zum päpstlichen Standpunkt, er schloß die menschliche Teilnahme mit seinem Schicksal nicht aus. Ellenhard von Straßburg sagt, daß ganz Deutschland sein Tod schmerze.[1] Aber selbst die Auffassung eines venetianischen Dichters, daß sein Tod eine Schmach für das deutsche Volk sei, ist in Deutschland nicht ohne Seitenstück.

> Daß so lange standen hat âne keiser Roemisch riche
> daß ist von dîner girikeit, Diutschiu zunge, sicherliche
> von dir ist Roemisch riche gar verweiset.
> Dir sollte dienen all diu werlt, nu wiltu dich eigen machen
> verliuset diutschiu zunge ir reht, daß wird sie an êren swachen
> o wê diu girikeit daß riche neiset*)
> Gib nicht din erbe in vremdiu lant, daß dir din schepfer hat an geerbet
> gedenke wie unbarmeliche der künic Chuonrat wart verderbet
> davon noch allen Diutschen vürsten eiser**) [2]).

*) verderbt. **) heißer.

Es spricht sich darin die Befürchtung aus, daß auch die Kaiserwürde auf fremde Länder übergehen könnte, die doch der Ruhm des deutschen Volkes ist. Diese Befürchtung hat in den folgenden Zeiten noch manche Feder in Bewegung gesetzt. Aber mit dem Kaisertum im früheren Sinne war es endgültig vorbei; das Papsttum war an die erste Stelle gerückt. Und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Kaisertum war bei nüchtern Urteilenden sehr verbreitet; daß sein Glanz nur eine Täuschung sei, wenn nicht die Macht dahinterstand, mußte man bemerken. Man war der Opfer satt geworden.[3]) Es kam eine neue Zeit herauf mit neuen Kräften, neuen Aufgaben. Vom Königtum und Kaisertum hat sich nicht viel mehr als die Idee gerettet; aber das deutsche Volk war nicht mit seinem Königtum geschwächt. Innerhalb des Reiches hatte es sich erst finden gelernt;

[1]) M. G. S. XVII, 245.
[2]) v. d. Hagen III, S. 102, N. 14, 2 vom Meißner.
[3]) Vgl. Höfler, Alb. von Beham S. 16.

jetzt treten die Formen staatlicher Geschlossenheit an Bedeutung weit zurück, sie erweisen sich sogar als unzulänglich, die Fülle des Lebens zu fassen.

Wohl mögen die Römerzüge das Gefühl nationaler Gemeinschaft hervorgerufen und genährt haben, wie die Argonautenfahrt, der Krieg gegen Troja den Hellenen der Ausdruck ihrer Einheit sind: aber das heroische Zeitalter war abgelaufen: hier wie dort bezeichnet die Kolonisation das Übergewicht individueller Thätigkeit. Jedoch ohne kräftiges Nationalgefühl würden alle Erfolge des Zusammenhanges entbehrt haben. Auf die Stufe des geistlichen und des ritterlichen Nationalgefühls folgt die des bürgerlichen, dessen Bedeutung in den Jahrhunderten seit dem Interregnum weit über das Reich hinausgreift, in der Verfassung des Reiches wie in seiner Geschichte kaum zur Geltung kommt. Völlig würdigen wird sie nur die Geschichte des deutschen Volkstums als einer geistigen Einheit.



Übersicht.

Seite

II. Kirche und Staat als Zwangseinheit. 57–100

III. Ursprung der deutschen Volkseinheit. 101–143

IV. Königtum und Kaiserreich als Hort des Einheitsgefühles. 145–206

Folgende sinnstörende Druckfehler sind zu berichtigen:

S. 50, Zeile 23 lies **Gau**gemeinden statt Hauptgemeinden,
S. 77, Zeile 5 v. u. lies **VIII** statt VII,
S. 151, Zeile 20 lies **Einheit** statt Eigenart,
S. 160, Zeile 23 lies **Interesse an** statt an Interesse,
S. 200, Zeile 11 v. u. lies **davon** statt denen.

Anderes erklärt sich durch die verschiedene Rechtschreibung des Verfassers und der Druckerei.



















